Geschichten

aus dem

jetzigen Volksleben

von

Gotthardt Alfred Luther,
Verfasser von „Kaiserglück".

Dritter Band:

Der Grobian.
Der Weingeh.

Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1857.

Der Grobian

und

Der Weingeh.

Zwei Geschichten aus dem jetzigen Volksleben

von

Gotthardt Alfred Luther,
Verfasser von „Kaiserglück".

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1857.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Der Grobian	1
Der Weingeh.	67

Der Grobian.

In einem nicht unbedeutenden, an der Werra gelegenen, östlich und westlich von anmuthigen Bergreihen eingeschlossenen Städtchen lebt ein Mann, dessen eigenthümliche Manieren und seltsame Denkungsart es nicht unwerth erscheinen lassen, einige Zeilen über ihn zu schreiben.

Dieses Original ist keineswegs mehr jung, doch ließ die Sonne von mehreren sechszig Jahren sein Haar nur wenig ergrauen, zu bleichen vermochte sie es nicht. Wenn man aber vielleicht daraus schließen wollte, der Sonderling müsse eine recht behagliche, sorgenfreie Lebensweise geführt haben und noch führen, so irrt man sich sehr, der gute Mann treibt nämlich seit einer Reihe von mehr als zwanzig Jahren — das Bettelhandwerk und zwar auf eine Art und Weise, welche kaum glaublich erscheint. Wir wollen dieselbe vorläufig nicht analysiren, sondern dies Geschäft der kleinen Erzählung überlassen. Nur so viel sei zum Voraus bemerkt, daß sie nur Thatsachen enthält und jede Erdichtung ihr fremd ist.

Wir wollen zur näheren Beschreibung des Herrn Beinlich, mit welchem Namen wir unseren Mann bezeichnen werden, übergehen.

Er ist nicht groß, fünf Fuß Höhe genügten seiner Bescheidenheit. Es ist eine possierliche Erscheinung, der Herr Beinlich. Auf dem Kopfe trägt er einen oben spitz zulaufenden Hut mit sehr schmaler Krempe, sein langer Rock, an dem man die ursprüngliche Farbe mit dem besten Willen nicht mehr er=

kennen kann und der ursprünglich auch nicht für ihn gemacht war, ist bis zu dem schmutzigen, kaum über Bohnenstangen dicken Hals zugeknöpft und ließ in langen Jahren nichts sehen, was Wäsche glich. Um die dürren Beine schlottern ein Paar leinene, graue Hosen, die ihre Farbe auch erst durch den langjährigen Gebrauch und den Mangel an Bekanntschaft mit Seife erhielten.

Ein Paar für seine Füße zu große Stiefeln, welche jedoch so defekt waren, daß sie den Fußzehen erlaubten, mit der Sonne zu liebäugeln, ergänzten die Toilette Beinlich's.

Sein Gangwerk ist auffällig. Den Oberkörper mit dem spitzigen Hut in einem Winkel von fünfundsiebenzig Graden vorgebogen, geht er in schweren, großen Schritten, wobei er sein Möglichstes thut, die Kniee recht zu heben.

Wenn wir zur Betrachtung seiner Physiognomie übergehen, gewahren wir ein verwittertes Gesicht, gleichsam aus einer einzigen Farbe bestehend und aussehend, als ob es in Schweinsleder gebunden sei. Von Bart keine Spur, dagegen ragte eine Stumpfnase in die Luft, als ob eine Dogge witterte. Der Mund ist in jeder Beziehung das Beste an der ganzen Person, die Zähne sind noch sämmtlich vorhanden und im guten Zustande.

Seine Sprache ist eigenthümlich und ungemein schwierig nachzuahmen; er spricht in Gutturaltönen, die jedoch aus der Nase zu kommen scheinen. Wenn man nun noch berücksichtigt, daß Herr Beinlich den schon an und für sich schlechten Dialekt jener Stadt noch am Allergemeinsten spricht, so kann man seine Reden wohl auffallend, durchaus aber nicht schön finden.

Seine Wohnung besteht in einer ziemlich geräumigen Stube mit zwei Betten, sonst aber sehr dürftigem Mobiliar, sie bildet die Hälfte eines Hauses und Herr Beinlich nennt sie stolz sein Eigenthum.

Außer seiner werthen Person finden sich noch an lebenden Wesen vor, seine Schwester Ricke, welche einige Jahre jünger

ist als er und vom Taglohn' und Betteln lebt, sodann ihr Enkelchen Louis oder Luwi, wie ihn Herr Beinlich nennt, ein Kind von vier Jahren, an dem der Großoheim mit unendlicher Liebe hängt, und endlich zwei Lachtauben, eine Bachstelze, ein Rothkehlchen und eine Wachtel, welche im Zimmer herum laufen, sowie ein Hänfling, welcher an der Wand im Käfig hängt.

Es ist Samstags Abend im Anfang des Monats Juli. Ricke Beinlich ist noch auf dem Geschäft, nämlich auf dem Bettelgang, der Sonnabends, wo es meistens feste Kundleute giebt, am Ergiebigsten ist. Herr Beinlich trifft ein, beladen mit einem wohlgefüllten, an seiner Seite hängenden Büchsenranzen und zwei großen, festgeschnürten Bündeln. Er kommt eben vom Lande, denn als ein geübter Praktikus theilt er sein Geschäft, nimmt sich für seinen Theil die Landbewohner, seiner Schwester die Stadt großmüthig überlassend. Nur bisweilen an schlechten Tagen, die er im Allgemeinen aber gerade nicht scheut, und wenn sich sonst eine Gelegenheit bietet, versieht er ihren Bezirk mit, wo er alsdann mit unnachsichtlicher Strenge gegen lässige Kundleute auftritt. Vor der Hausthüre findet er seinen kleinen Neffen, den er blos mit dem Namen „seinen Jungen" bezeichnet, mit andern Kindern spielend. Ihm freundlich mit dem spitzbehuteten Kopfe zunickend, ruft er mit seiner quäkenden Stimme:

„Luwile, geh' 'rein, wir wollen sich eine Kaffee koch'."

Es ist zu bemerken, daß bei dem schlechten Dialekt jener Stadt die auf „en" ausgehenden Endsilben niemals ausgesprochen werden, welche Manier wir jedoch nur bei den Infinitiven beibehalten wollen, insoferne die ganze Erzählung außerdem ziemlich unverständlich werden würde und es unsere Absicht nicht sein kann, dem Publikum zuzumuthen, daß es die Hefe einer Sprachverschlechterung genieße, denn anzunehmen, daß es ein rein' fortgeerbtes Idiom sei, geht nicht, weil sich das fränkische und thüringische auf der Grenzlinie zu sehr vermischte, die Reinheit verlor und so jedes Werthes entbehrt. —

Das Kind vernahm im Eifer des Spieles die Stimme des Großoheims nicht gleich, so daß dieser, eine gebieterische Haltung annehmend, die ihm allzu possierlich stand, im strengen Tone wiederholte:

„Luwile, hörst Du nicht, geh' 'rein, wir wollen sich einen Kaffee koch'."

Jetzt hörte ihn das Kind, sprang freudig auf ihn zu und fragte neugierig.

„Onkel, hast Du viel mitgebracht?"

„Drei Bündele," quäkte der kleine Mann mißvergnügt, „es ist gar nimmer der Müh' werth, daß man 'naus geht."

„Wo bist Du denn gewesen?"

„Wo werd' ich gewes' sein? Du brauchst auch noch zu frag'," quäkte Herr Beinlich, wobei sich in seinem pergamentenem Gesichte große Entrüstung aussprach, „in Helmsdorf bin ich gewes' und in Heinheim und in Deichwitz und in Steinfeld und ich weiß gar nicht wo Alles noch. Ach, geht mir weg, ist das jetzt eine Wirthschaft, nichts geht mehr auf der Welt. Denkst Du denn, man kriegt heut' zu Tag' noch ein Stückle Kuchen? Die Bauernknüppel pfeif' einem was und fress' den Kuchen selber, die Bagage! Was hab' ich gekriegt, Brod, Brod und nichts als wie Brod, ich hätt's ihnen an die Köpf' mög' schmeiß'." Er schloß mit einem tiefen Seufzer.

Unterdeß waren sie in die Stube gelangt, daselbst entledigte er sich seiner Bürden und setzte sich auf einen Stuhl und zwar ohne seinen Hut abzunehmen.

„Ich will ein Bisle ausruh', Luwile, hernach will ich einmal zum Kaufmann Häßler und mir ein weng (wenig) Kaffee und Zucker ausbitt' und auch eppes (etwas) Ruben. Ich will doch einmal sehen," fuhr er in drohendem Tone fort, „ob ich heut' meinen Kaffee nicht zusammen krieg'!"

Beinlich, der das ganze Jahr aus Grundsatz nichts kaufte, vermied das Wort Betteln ungemein sorgfältig und Er nahm Alles als Tribut, nichts aber als ein Geschenk in Empfang,

er bat auch nicht um Almosen, sondern verlangte blos nach verschiedenen Gegenständen, deren er bedürftig war.

Er setzte sich also und behielt seinen Hut auf; dies geschah aber nicht etwa, weil es vielleicht kühl war und er durch den Marsch schwitzte, sondern aus Pietät gegen denselben. Beinlich war nämlich früher einmal Hutmacher gewesen und besaß diese Kopfbedeckung noch aus früheren besseren Jahren. Er trug seinen Hut dem Mützenmacher zum Aerger, gegen welchen er überhaupt einen großen Grimm hegte, weil er annahm, dieser und nicht die eigne Faulheit hätte sein Geschäft ruinirt.

Herr Beinlich vereinigte in seiner Person verschiedene Nationalitäten. Vor Allem war er Türke, aber nicht etwa; weil er vielleicht dem Systeme der Polygamie gehuldigt hätte, nein, Herr Beinlich hatte nie geliebt, sondern weil er sein Haupt niemals entblöste, höchstens vor dem regierenden Herrn Oberbürgermeister, mit welchem er mehrmals in Collission gekommen, deren Folgen er Tage lang spürte. Als ächter Türke und Nacheiferer des Propheten trank er niemals Wein, er betrachtete ihn als einen verbotenen Genuß, dagegen liebte er den Kaffee, freilich keinen Mokka, was jedoch nicht seine Schuld ist, über Alles. Tabak rauchte er nicht und zwar aus dem Grunde, weil er einmal in seinen Wanderjahren zu München in der Brüderschaft habe rauchen müssen. Dabei sei es ihm aber so hundeelend geworden, daß er im eiligen Laufe kaum den Hof habe erreichen können, wo denn eine vollständige Reaction in seinem Inneren vorgegangen sei. Seit dieser Zeit hatte er das Rauchen verflucht und seine Besserung sofort damit begonnen und dokumentirt, daß er die Pfeife wider die Wand geworfen. Daß man ihm damals keinen türkischen Tabak eingestopft hatte, ist wohl erklärlich und aus diesem Umstande erklärt sich wohl auch sein damaliger heroischer Entschluß. In einer Sache aber weicht Herr Beinlich sehr von den türkischen Sitten und Gebräuchen ab und wirft sich sogar ihren Todfeinden, den Russen,

in die Arme. Wir meinen nämlich die die Waschungen, Gebete und Enthaltsamkeit betreffenden Regeln.

Herr Beinlich hält das tägliche Waschen seiner Person für etwas sehr Ueberflüssiges und überläßt dem Regen ein derartiges Geschäft. Aehnlich hält er es mit seiner Bekleidung. Seine Stiefeln besonders haben eine allerliebste Farbe, welche Allem mehr ähnelt als der Schwärze der Wichse.

Beten that er nicht, der Herr Beinlich, aber er fluchte und schimpfte um so mehr und ergoß sich täglich in den außergewöhnlichsten Grobheiten.

Was seine Mäßigkeit, Bescheidenheit und Enthaltsamkeit anbelangt, so gleichen sie denen eines ausgehungerten Kosaken, wenn er in eine wohlgefüllte Speisekammer geräth, er ist nie zu sättigen und seiner eigenen Aussage nach Abends um sieben Uhr immer noch stocknüchtern. Kuchen ist und bleibt seine Lieblingsspeise. Den Grad der Frömmigkeit der Menschen berechnet er nach der Größe der von ihnen erhaltenen Kuchenportionen, nach welcher Ansicht die Leute zur Kirmeszeit und an Feiertagen immer sehr fromm und Gottesfürchtig sein müssen.

Schnaps kauft' sich Herr Beinlich niemals, dafür schnupft er gern und viel. Als ein besonderes Zeichen der Gunst hat es ein wohlhabender Bauer oder ein mittlerer Bürgersmann anzusehen, wenn er ihm eine Prise anbietet. Ein Schluck Schnaps, den Herr Beinlich stets mit gebieterischer Stimme verlangt, wird als nicht zu umgehende Gegenleistung angesehen. Ordinäre Bauern und Taglöhner müssen ihre Branntweinbulle ohne jegliche Vergütung Herrn Beinlich zur Disposition stellen. Dies sieht er als Pflicht an, weshalb er es auch durchaus weder für nothwendig, noch passend findet, sich dafür zu bedanken.

Im Uebrigen ist er launig, wie ein Engländer, zänkisch wie ein Italiener, spottsüchtig wie ein Franzose, faul wie ein Neger und grob wie kein Yankee. Um aber auf unsere Erzählung zurück zu kommen, so erschien in der Zeit, wo sich Herr Beinlich ausruhen wollte, seine Schwester Ricke, die etwas

größer wie er ist, im Uebrigen ihm aber in jeder Beziehung sehr ähnelt. Ihre Erscheinung veranlaßte ihn zu den Worten.

„Ricke, was hast Du gekriegst, doch wieder weiter nicht als Lumperei?“

„Ich hab' heut' einkassiert, es wird aber, meiner Seel', alle Wochen schlimmer mit der Art von Leuten, Dicker,“ sprach sie mit denselben Kehl- und Nasenlauten wie ihr Bruder.

Der Name Dicker, der jetzt als die gräßlichste Ironie erscheint, weil Herr Beinlich, im Falle er einmal von Kannibalen gefressen werden sollte, von diesen sicher erst angeschmelzt werden müßte, datirt sich aus seiner frühsten Jugend her, wo er ein kleiner, — nun groß ist er gerade auch noch nicht — ein kleiner, dicker Junge war. Seine Nachbarn und Bekannten benannten ihn immer noch mit diesem ihm von seinen vermögenden Eltern gegebenen Beinamen.

„Was hast Du denn eingenomm', Ricke,“ quäkte Herr Beinlich, „zähl's einmal vor.“

„Drei Kreuzer von dem Kerl, dem Bäcker Stempel.“

„Der Lump könnt' auch einen Batzen geb'.“

„Einen Kreuzer vom Hofmetzger!“

„Da muß man froh sein, wenn man von dem Geizhals nur soviel kriegt.“

„Einen halben Kreuzer von der Seifarthen.“

„Du Schaf, warum hast Du denn den genomm', die Seifarthe muß einen ganzen geb', das sag' ich Dir einen halben nimmst Du nicht wieder!“ schrie Beinlich erzürnt, „bei mir probirt Niemand so was, ich wollt's aber auch Niemanden gerathen hab'. Bist Du beim Major Benkwitz gewesen?“

„Die Frau hat gesagt, der Major wär' nicht daheim, ich sollt' ein andermal wieder komm'.“

„Was? Ein andermal? Glaubt denn die dumme Frau, man lief ihrem schlechten Kreuzer zu lieb zehn Mal hin? Wir haben unsere Zeit nicht gestohl'. Aber ich weiß schon was dahinter steckt. Die denk', ich laß' die Sach' häng' und sie

könnten uns um den Kreuzer bring'! O was seid Ihr so dumm! Morgenfrüh werd' ich einmal anklopf' und will ihnen meine Meinung ordentlich sag', der adligen Gesellschaft."

In der Weise ging das Aufzählen der erhaltenen Almosen und das Geschimpfe und Geschmähe über die Geber fort. Endlich lagen ungefähr fünfundvierzig bis fünfzig Kreuzer auf dem Tische und es sollte eben darüber disponirt werden.

„Ich denk', Dicker," begann die Ricke, „wir kaufen uns ein Pfund Kaffee, da haben wir vierzehn Tage daran und noch länger, ein tüchtiger Laib Brod könnt' auch nichts schad'."

„Ich dacht' gar, kauf' doch gleich lieber einen Sack voll Kaffee! Daraus wird nichts, den Kaffee hol' ich so (sehr gelinder Ausdruck für betteln oder vielmehr erpressen), Brod haben wir ja genug auf ein paar Tag'."

Hierbei wies Herr Beinlich auf seine Bündel.

„Wie weit wird das langen?" versetzte seine Schwester, einen sehr geringschätzigen Blick auf die mit Eßmaterialien gefüllten Packten werfend, „wie Du ißt, langt das nicht für Dich bis morgen Abend."

„Ich möcht wiß', wer mehr ißt, ich oder Du," entgegnete Beinlich einen vorwurfsvollen Blick auf seine Schwester werfend.

„Du frißt so lang' zu, als Du was siehst und wenn Du gleich dabei platzst."

„Weil Du's sonst frißt," bemerkte Herr Beinlich mit viel Nachdruck.

So schimpften sie noch eine kleine Weile fort, bis sich der Bruder entschloß, sich den Willen seiner Schwester zu fügen; er that dies mit den Worten:

„Nu, meintwegen, kauf' morgen einen Laib für sechs Batzen. Für einen Batzen hol' ich mir Schnupftabak und das übrige Geld behalte' ich, ich spann' auf eine gute Grasmücke."

„Dicker, ich möcht nur wiß', was Du schon wieder mit so einem Vogel thust? Du bist den ganzen Tag nicht zu Haus und steckst ein Heidengeld in die Vögel."

„Ich hab' einmal meine Freud' daran," quäkte Beinlich entschieden, „und da laß' ich mir nichts einred'."

Die Ricke kannte zur Genüge, daß sich an ihres Bruders Starrsinn nichts ändern lasse, sie belferte deßhalb noch etwas, um sich nichts zu vergeben, worauf sie die ganze Angelegenheit bewenden ließ.

Endlich entschloß sich Beinlich einen Gang in der Kaffeesache zu thun.

„Ich will einmal einen Sprung zum Kaufmann Häßler, Ricke," sprach er, „vielleicht thut er ein Dütle Kaffee her."

„Verlaß' Dich nicht zu sehr auf den Häßler, wer weiß, ob er Dir was giebt."

„Er muß ein paar Loth 'rausrück', das will ich doch einmal seh', es sind jetzt über acht Tag', daß ich nicht bei ihm war."

„Ich trau' nicht, Dicker, ich trau' nicht."

„Mach keine Sachen, Ricke, ich werd' wohl kein' Kaffee krieg', ich trag' ihm das ganze Jahr lang das Heidengeld für Schnupftabak in den Laden und sollt mich weg laß' jag'? Das wär' noch schöner. Nu, ich werd's gleich seh'."

Mit diesen Worten verließ Herr Beinlich das Zimmer und wand sich dem Laden des Kaufmanns Häßler zu, in dem sich einige junge Männer bei dem Kaufmann, ihrem Schulkameraden, befanden. Sie kannten die Grobheit und Unverschämtheit Beinlich's zur Genüge und ergötzten sich nicht selten mit dem kleinen Mann, wobei der Kaufmann Häßler getreulich half.

Die Anwesenheit der jungen Leute schien dem Bettler nicht sonderlich zu behagen. Gleich bei seinem Eintritte wand er den Kopf ärgerlich von ihnen ab auf die andere Seite, natürlich ohne „guten Abend" zu wünschen, was er überhaupt nie that.

„Ich möcht' drei Loth Schnupftabak, Sendomir (St. Omer,) groben Holländer und saure Weizen (Sauerweizen) durcheinander, aber besser gewogen als wie sonst, das bitt' ich

mir aus," brüllte er den Kaufmann an und richtete seinen Zeigfinger mehrmals auf dessen Gesicht. Häßler blickte, ohne sich zu bewegen, Beinlichen starr in das Gesicht, ohne seinem Verlangen nachzukommen.

„Wird's oder wird's nicht," schrie der Bettler aufgebracht.

„Geld, Beinlich," lautete die Antwort des Kaufmanns, der keine Miene verzog.

„Ja, Geld, Geld, immer nur Geld," quäkte Beinlich im vollsten Zornesausbruch, „wenn Ihr nur soviel hättet, daß Ihr dran erwürgt, alter Hungerleider. Ihr könnt nie satt Geld krieg', schämt Euch in Euer Herz 'nein."

„Geld, Beinlich," versetzte Häßler mit einer unendlichen Kaltblütigkeit.

„Nu betracht' einmal eins den Kerl," wand' sich Beinlich an die jungen Leute, „ist's nicht die größt' Schand', einen Menschen so zu behandeln?"

„Beinlich," sprach Nelke, einer von den Angeredeten, „ich rathe Euch, schnupft keinen groben Holländer mehr."

„Warum?" fragte Beinlich etwas ängstlich.

„Weil Ihr schon grob genug seid," bemerkte Schwarz, der andere Besuch.

„Das wär' gut," versetzte Beinlich mit einem sprechenden Seitenblick, „wenn alle Leut' nicht gröber wär' als wie ich. Jetzt möcht' ich aber meinen Schnupftabak hab', oder ich geh' 'nüber zum Kaufmann Wand."

„Erst Geld, Beinlich," sprach Häßler monoton.

„Da habt Ihr Euren Batzen, Geizhals," schrie Beinlich erbost, indem er fünf Kreuzer auf den Tisch warf. „Ihr seid noch löser als wie Euer Vater, Euch muß's auch noch einmal danach geh'."

Während der Kaufmann die verlangte Waare abwog, fragte Nelke.

„Nun, Beinlich, was macht die Schnurrerei?" (Provinzialausdruck für Bettelei.)

„Da müssen Sie andere Leut' frag', ich schnurr' nicht."

„Hier, alter Schnurrkanz," sprach Häßler und überreichte ihm seine Düte mit Schnupftabak.

Herr Beinlich strafte diese freche Redensart nur mit einem seiner schärfsten Blicke, öffnete alsdann die Düte nahm mit argwöhnischer Miene eine Prise, schob sie in die Nase und prüfte. Plötzlich strengte er seine Quäkstimme bis zum Uebermaaß an und schrie:

„Was ist denn das wieder für eine Wirthschaft, da habt Ihr ja wieder zu wenig Sendomir drin, weil der ein Bisle theurer ist, ich möcht' mich schäm', Ihr kommt mir aber schön an."

Mit diesen Worten öffnete der entrüstete Mann rasch den Porcellantopf, welcher den besprochenen Tabak enthielt, und that unter dem lauten Gelächter der Anwesenden einen mächtigen Löffel von wenigstens ein Loth St. Omer zu dem seinigen.

„Wenn man Euch nicht auf Eure Betrügerspfoten guckt," fuhr er fort, „da zögt Ihr einem die Haut über den Kopf zusammen."

„Beinlich, nun kostet's zwei Kreuzer mehr," begnügte sich der Kaufmann zu erwidern.

„Wenn Euch der Batzen nicht recht ist, so nehm' ich ihn wieder und Ihr kriegt gar nichts. Versteht Ihr mich?"

„Beinlich," sprach Schwarz, „wie geht's jetzt auf dem Lande, werden gute Geschäfte gemacht?"

„Von Geschäften ist jetzt gar keine Red' mehr," quäkte der Angeredete mit einem Tone des Mißvergnügens und innigsten Bedauerns, „so gut wie früher wird's nie wieder. Die Dickköpf' von Bauern geb' nichts mehr und das Bisle, was sie noch 'rausrück', geben sie meistens Bettelleuten. Auf die hab' ich besonders meinen Aerger, das ist eine unverschämte Waar', so 'was glaubt man gar nicht."

„Beinlich, bettelt Ihr denn nicht?" unterbrach ihn Nelke.

„Ich! Betteln! Schwatzen Sie nicht so gar dumm," schrie Beinlich in sittlicher Entrüstung, wobei sein Auge im

bitteren Tadel leuchtete und sein behutetes Haupt ernsthaft nickte.

„Was treibet Ihr denn auf den Dörfern?“

„Das geht Sie gar nichts an, bekümmern Sie sich nur um sich. Ich besuch' meine Kundschaft und da hat kein Mensch 'was danach zu fragen, kein König und kein Kaiser. Häßler, — er wurde etwas höflicher — ich bitt' mir ein Dütle Kaffee aus von ein paar Loth, ich hab' lang' nichts in dem Laden gekriegt, aber gemahlenen.“

„Geld, Beinlich.“

„Ich hab' heut' schon zu viel ausgegeb', den Kaffee muß ich drein krieg'. Ueberhaupt, die Geschichte in dem Laden gefällt mir gar nimmer,“ fuhr er in steigendem, tadelndem Tone fort, „man behandelt die Leut' ordentlich, wie sich's gehört, sonst geht man, wo anders hin! Versteht Ihr mich? Ihr braucht nicht zu denken, daß Ihr der einzige Kaufmann seid. Mein' Kaffee verlang' ich, ich muß ihn krieg'.“

„Beinlich, geh' hinüber zum Kaufmann Wand.“

„Ach Du großer Gott!“ rief Beinlich mit gefalteten Händen und einem Blicke, der Gottes Rache vom Himmel herab zu beschwören im Stande war. „Der Wand? Ja zu dem geht man, das ist der Allerschönst'. Grobheiten, Ungezogenheiten kriegt man zu hör', aber nie was geschenkt. Ja, der Wand, der schind't die Laus und verkauft den Balg. Meine Meinung hab' ich ihm aber gesagt, dem Kerl. Herr Häßler, meinen Kaffee, ich hab' nicht lang' Zeit.“

„Wenn ihn die Herrn da bezahlen, recht gern,“ erwiderte der Kaufmann auf das Ansinnen des Bettlers.

„S'ist wahr, Sie könnten auch einmal 'was für mich thun,“ schnauzte Beinlich die betreffenden jungen Leute an und durchbohrte sie mit seinen grauen Augen. „Zeit wär's.“

Die Angeredeten zogen ihre Portemonnaies, welche vom Bettler lebhaft beguckt wurden, Häßler aber übergab ihm ein Dütchen Kaffee. Als jetzt aber Nelke und Schwarz jeder ein

Sechskreuzerstück auf den Ladentisch legten, kam der Kaufmann, trotzdem er eine unendliche Geschicklichkeit im schnellen Einkassiren besaß, gegen Beinlich's Fertigkeit doch zu kurz. Mit dem Sprunge eines Tigers stürzte er vor und ehe nur Häßler's Hand in die Gegend des Geldes kam, weilte es schon in der Hosentasche des Bettlers, der es jedoch gar nicht für überflüssig hielt, seine Hand zur Gesellschaft darin zu lassen. Als er seinen Raub in Sicherheit wußte, verzog sich sein Gesicht zu einem schadenfrohen Lächeln, welches dem sonst so griesgrämigen Männchen ein höchst drolliges Aussehen verlieh. Seine Stumpfnase zog sich in die Höhe, seine Augen blinzten vergnügt. Man sah' ihm an, er freute sich seiner Klugheit und Geschicklichkeit mehr als über das Erlangen des Geldes.

„Beinlich, bezahlt!" herrschte ihn der Kaufmann an.

„Wenn's nichts kost', wird gleich bezahlt," erwiderte der Bettler höhnend. „Ihr wär't im Stand' und nehmt das ganze Geld für Euern schlechten Kaffee. Den muß ich so bekomm' und das Geld haben mir die Herrn da geschenkt. Sie könnt' mir noch einen Schnaps ein laß' schenk'," wandte er sich nochmals mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt an sie.

„Schenk' einen ein, Häßler," versetzte Schwarz, seine Börse ziehend.

„Aber nicht eher bezahlt, als bis ich ihn hab'," commandirte Beinlich. „Dem Häßler seine Schlechtigkeit ist bekannt, der nimmt das Geld und giebt einem nichts oder ein Zeug, was kein Schuster mag. Wachholder, Häßler, für vier Kreuzer." Der Kaufmann schenkte ein Glas ein, es wurde bezahlt und Beinlich trank es ohne einen Blick oder ein Wort des Dankes an seine Geber.

„Wenn ich noch ein paar Stücken Zucker hätt', so ein Viertelpfund, das wär' mir recht," bemerkte er, wobei er seinen Worten eine gewisse Süßigkeit zu geben wußte, wozu jedenfalls die Aussicht auf den Zucker das Nöthige that.

„Weiter nichts, Beinlich?" fragte Nelke.

„Sie kaufen mir doch nichts. Wenn's der Andere da nicht thut, krieg' ich nichts, ich kenn' meine Leut' schon," blökte der Bettler, steckte seine Hände in die Hosentaschen und warf dem Frager einen verächtlichen Blick zu.

„Beinlich," versetzte Schwarz, „nimm Dir doch lieber gleich einen ganzen Hut, da hat man mehr daran."

„Jawohl, einen ganzen Hut. Glauben Sie denn ich stell' mich daher und laß mich von Ihnen zum Narren halt'? So dumm bin ich nicht. Wenn Sie mir keinen Zucker woll' kauf', so lass' Sie's bleib', ich krieg' ihn schon noch."

Beinlich wandte sein Antlitz im gerechten Zorne dem Ladenfenster zu und wies den vorschnellen Fragern den Rücken.

Schnell gab Häßler den beiden jungen Leuten durch einen Blick zu verstehen, sie möchten das Spiel noch nicht aufgeben, sondern durch das Geschenk von Zucker ihn gesprächig zu machen suchen. Zu diesem Behufe nahm er ein schon voraus abgewogenes Viertelpfund Zucker und legte es auf den Ladentisch, die Beiden bezahlten es und riefen dem Bettler:

„Beinlich, da habt Ihr Zucker, macht Euch Euren Kaffee recht süß."

„Ja wohl," quäkte der dergestalt Angeredete bitter, indem er den Zucker in die Tasche seines schmierigen Rockes gleiten ließ, „recht süß, mit einem Viertelpfündle langt man auch recht weit."

„Wollt Ihr noch ein Paar Cigarren, Herr Beinlich?" redete ihn Nelke im höflichsten Tone an.

„Ich rauch' nicht," schrie er ärgerlich, ich will ein Paar Päcktle Ruben (deutscher Kaffee) dafür nehm'. Häßler, thut einmal sechs Dinger her."

Der Kaufmann kam diesem Ansinnen auf das Schleunigste nach, die Paketchen geriethen in die Gesellschaft des Zuckers, der Bettler aber nahm eine große Prise aus dem Porcellantopfe des Kaufmanns.

„Beinlich, warum schnupft Ihr denn nicht aus Eurer Düte?" fragte Schwarz.

„Weil ich nicht mag," lautete die kurze Antwort.

„Wünsch'st Du vielleicht sonst noch etwas?" redete der Kaufmann den Bettler mit honigsüßer Stimme an. Dieser traute dem Heuchler nicht recht, schaute ihm eine Zeit lang in das unbewegliche Gesicht und begann dann mit einem schalkhaften Lächeln, welch' Antlitz die jungen Leute fast vor Lachen platzen ließ, in der festen Ueberzeugung, abschläglich beschieden zu werden:

„Ob mir was gefällig ist, he, ob mir was gefällig ist? Gebt mir doch einmal ein Pfund Chokolade, wenn Ihr Kurasche habt."

Er hatte noch nicht ausgeredet, so befand er sich im Besitz von vier schönen, gutgesiegelten Paquetchen Chokolade, jedes zu ein Viertelpfund.".

Mit freudeglänzendem Gesichte rief jetzt der Bettler:

„Herr Häßler — zum ersten Male belegte er ihn mit dem Prädikate Herr — sagen Sie aber um Gottes Willen der Ricke nichts, ich will das Zeug mit dem Jüngle verzehr'."

Als man ihm dies ernstlich versicherte, wurde er zutraulicher, gesprächiger und auch etwas höflicher, obgleich ihm letzteres sehr schwer ankam. Als Zeichen der Freundschaft wollte er den drei jungen Leuten seine schmutzige Pfote reichen, was jedoch nicht bemerkt wurde.

„Beinlich, was wird denn die nächste Woche getrieben?" fragte Häßler.

„Die nächste Woche? Zuerst muß ich am Montag einen Hut nach Oberseidelbach trag'."

„Betteln wollt Ihr, Lügensack."

„Nein, wahrlich nicht, auf Ehr'," quäkte ersterer wieder, aber so weich und zart, als es ihm bei seiner durch mehrere Jahrzehnte von ewigem Schreien verdorbenen Gurgel möglich war.

„Wo kriegt Ihr denn den Hut her? Das mag auch ein schönes Machwerk sein."

„Der Hut ist ganz fein," morgen richt' ich ihn her," versicherte der Bettler.

„Für wen ist er denn bestimmt?"

„Für den Flurschütz'."

Ein lautes Gelächter erschütterte den Laden. Die Flurschützen in Thüringen sind nämlich diejenigen Leute nicht, welche sich nach dem Baumgärtnerschen Modejournal kleiden und die übrigen in Deutschland werden sich wohl nicht viel von ihnen unterscheiden.

„Da ist gar nichts dabei zu lach'," bemerkte Beinlich etwas gekränkt, „die Leut' auf dem Land' nehm' ihre Hüt' alle von mir, weil ich die besten mach'."

„Ihr habt ja keinen Bissen Filz im Haus."

„Ich brauch' auch keinen, ich krieg' die Hüt' dazu und richt' sie wieder her. Die müss' nachher aus seh' wie neu."

„Bekommt Ihr denn brav Geld dafür?"

„Geld? Geld? Die Bauernlümmel werden wohl Geld her thun! Wenn ich's so wollt' mach' wie der Häßler da, käm' ich nicht weit. Nein, kein Geld krieg' ich nicht, ich nehm' aber ander Zeug dafür. Da komm' ich auch nicht zu kurz. Ich laß' mir Kartoffeln geb', Erbsen, Linsen, geräuchert Fleisch, Eier, Butter, hauptsächlich aber Brod."

„Thun sie denn Alles dies gutwillig her?"

„Ich wollt' ihnen leucht', wenn sie sich sperr' wollten," antwortete Beinlich mit selbstvergnügten Lächeln. „Auf dem Land' kenn' sie den Beinlich's Dicken, die haben Respekt vor mir. Auf dem Land' darf ich einsprech' wo ich will, ich muß was krieg'. Die Hüt' machen meine Kundschaft nur größer."

„Habt Ihr noch welche von Eurer Façon da?"

„Die Façon an meinem ist sehr schön, damals, wie ich den macht, war noch mehr Geld im Land'."

„Zu jener Zeit müßt Ihr sehr vergessen gewesen sein, Beinlich."

„Warum?“

„Ihr habt ja unterlassen, eine Krämpe anzumachen, habt Ihr das noch nicht bemerkt? Es sieht doch gerade nicht aus, als ob Ihr den Hut gestern zum ersten Mal aufgesetzt hättet.“

„Den Hut trag' ich nun schon über zwanzig Jahr in Ehren,“ entgegnete Beinlich gereizt, „und wenn auch keine Krämpe dran ist, so hält er doch anders als wie die neumodischen Dinger, die nach gar nichts aussehen.“

„Beinlich,“ sprach Häßler. „Dein Hut sieht aus wie ein Selterserwasserkrug ohne Henkel.“

„Immer noch schöner wie Euer grau Hütle. Da schämt man sich doch, so ein Ding aufzusetz', so einen grauen Lappen. Ich müßt mich schön drin ausnehm'!“

Abermaliges Gelächter und Nelke sprach endlich:

„Beinlich, ich hab' noch so ein Hütle zu Haus, Ihr sollt's bekommen, holt's Euch.“

„Den Dreck können Sie selber behalt',“ entgegnete Beinlich, indem sich der Hutmacher regte, gereizt, fügte aber schnell zu; „ich komm' aber morgen, ich brauch' eine Hose.“

„Ja, eine Hose habe ich nicht mehr, Beinlich, es thut mir leid.“

„Ach, da hat man's nu wieder, hinten und vorn Lumperei, nicht einmal eine gescheide Hose kann man krieg'!“

„Wenn Ihr vor acht Tagen gekommen wär't, so hättet Ihr eine gekriegt. Ich habe sie einem Handwerksburschen geschenkt?“

„Wenn ich so zudringlich wär', wie die Handwerksburschenart,“ seufzte Beinlich betrübt, „so kriegt ich manchmal auch etwas.“

„Geh' zum Superintendenten, Beinlich, der giebt Dir eine.“

„Der ist mir der schönst' Prinz, Ihr Leut'; laßt Euch nur einmal erzähl',“ quäkte Beinlich, wobei sich sichtbare Entrüstung

in seinem Gesichte aussprach. „Denkt Euch, das ist ein Schulkamrad von mir.“

„War't Ihr denn auch in der Schule?“ unterbrach ihn Schwarz, wurde jedoch gar nicht beachtet.

„Also der ist ein Schulkamrad von mir, ich geh' nu voriges Jahr einmal zu ihm und denk' so bei mir: guck', Du willst einmal seh', ob Dir der Philipp, so heißt er nämlich, nicht ein paar Hütes (Klöse) giebt, weil's grad' Sonntag ist, die eß' ich für mein Leben gern. Richtig, die Kirch' ist aus und die Hütes werd' grad' aus der Küche getrag' 'nein in die Stube. Wie ich die nur sah, läuft mir das Wasser gleich im Maul' zusammen, ich sag's also dem Philipp wie man's nur höflich sag' kann. Philipp, sprech' ich, ich möcht' ein paar Hütes, ich hab' auch Hunger, Du ißt das ganze Jahr welche, ich aber nicht, überhaupt könnt'st Du viel mehr für mich thu', Du magst nur nicht, die Wirthschaft hab' ich aber satt. Also ein paar Hütes! Denkt Euch nu einmal, was passirt. Nicht wahr, Ihr glaubt, der Superintendent hätt' mir ein paar Hütes geb' und ein Stück Braten! Ja, das ist der Recht, er hat gesagt,“ schrie Beinlich jetzt aus voller Brust, „ich sollt' mich auf der Stell' die Treppe 'nunter pack', sonst ließ er einen Polizeidiener hol', ich wär' ein Faullenzer, ein Nichtstauger, ein Tagdieb! Fort mußt' ich geh' und mußt' mir das Maul wisch' so geht's einem und noch dazu bei einem Schulkamerad. Erst wollt' ich den Grobian verklag', aber die Pfaffen und die Leut' im Kreisgericht halt' zusammen, wie Pech, da kommt ein ordentlicher Mann nicht durch. Ja, das ist heut zu Tag' eine schön' Art Welt.“

„Apropos, weil wir einmal da von Hütes reden, morgen Mittag komm' ich einmal 'nauf in Ihr Haus, Herr Schwarz. Sie können's Ihrer Mutter sag', und hol' mir ein paar Hütes.“

„Ja, Beinlich, da wird's wohl flau ausseh'n unsere Dienstboten lassen gewöhnlich nichts dergleichen über.“

„Nu so bitt' ich mir die Hütessuppe aus!“

„Damit ist's gar nichts, die bekommen unsere beiden Hunde."

„Ja, so ist's bei den Leuten, die Hund' geh' immer den Menschen vor," blökte Beinlich, „und Stücken Brod kriegen sie eingeschnitten, daß einem die Zunge so lang —" er entfernte die Hand rasch ellenweit vom Munde — „aus dem Maul 'raus hängt. Nun ist mir morgen der ganze Tag wieder versaut (verdorben.)"

„Häßler," sprach Nelke, „so gieb Du ihm doch ein paar Klöse."

„Ach der," schrie Beinlich rasch, „der beißt sich eher die Finger 'runter, als er einen armen, bedürftigen Mann —" womit er natürlich nur sich meinte — „was giebt. Er weiß aber, was gut schmeckt, der hat seinen dicken Bauch auch nicht vom Arbeiten gekriegt."

„Schweig, Beinlich's Dicker," lachte Häßler.

„Es ist wahr, dick war ich auch einmal, so eine Dreckschanze hat ich aber nicht dran hängen, wie Ihr, Häßler, sonst säh' ich jetzt nicht so dünn aus."

„Beinlich, ich meint, Ihr müßtet durch ein Schlüsselloch kriegen können. Ihr dürft Euch nicht so anstrengen, es schadet Euch wirklich."

Zwei bei dem Eisenbahnbau beschäftigte, schlesische Schachtmeister traten ein und verlangten ziemlich große Quantitäten Schnaps. Als die Gläser auf dem Tisch standen und sie ziemlich umfangreiche lederne Geldbeutel zogen, erregten sie Herrn Beinlich's Zorn in sehr hohem Grade.

„Ja," wandt' er sich an Schwarz. „Sie haben wahrlich recht, ich geh' noch drauf, wenn's lang so fort geht. Wenn ich mir's freilich so commod' wollt' mach', wie die Art da — dabei deutete er auf die beiden Schachtmeister, die vor Erstaunen gar nicht zu reden vermochten, deren Entrüstung aber durch einige bedeutsame Blicke Häßler's schnell gedämpft wurde — so säh' ich auch besser aus. Die Kerl' stell' sich 'naus, nehm' roth und weiße Stecken in die Hand, guck' sich ein Bisle um, schimpfen die anderen,

ordentlichen Leut', die sich mit den Radkarren und den Hauen abschind' und abplag', ob aber die Racker selber anpackt'! Ich sollt' nicht mit arbeit', ich wollt' mein Maul ordentlich aufthu'. Faullenzer seid Ihr, laßt die anderen Leut' arbeit' und steckt ihr sauer verdient' Geld ein. Ich weiß Alles, ich hab' oft genug zugeseh' und mich drüber geärgert. Zu so einem Dienst nehm' die Herrn" — er sprach dies Wort so verächtlich als möglich — „einen freilich nicht, lieber solche Schlesinger Tolpatscher, die weiter nichts können, als den ganzen Tag Schnaps saufen. Unser eins ist froh, wenn er ein Bisle Kaffeebrüh' hat."

Die Schachtmeister, ein paar sehr gutmüthige Leute, lachten und setzten sich. Sonst kam Herr Beinlich aber nicht immer so gut durch, er hatte im Gegentheil schon sehr oft sich die saftigsten Prügel besehen, hielt deßungeachtet sein Schandmaul aber nie.

„Da, kleiner Dreckhaufen," polterte der eine Schachtmeister gemüthlich heraus und offerirte ihm sein Schnapsglas, „trink einmal und hör' auf zu schimpfen."

„Mit Ihm hab' ich noch keine Säu' zusammen gehüt'," schrie ihn Beinlich an, „daß Er mich duzt, das verbitt' ich mir, weiß Er's?" Deßungeachtet ergriff er das Glas, trank einmal herzhaft davon, setzte es jedoch vor sich hin. Der Schnaps schien eine sehr niederschlagende Wirkung auszuüben. Viel friedlicher als sonst hub Beinlich an, nachdem er nochmals getrunken:

„Die andere Woche hab' ich wieder einmal viel zu thun."

„Arbeit' bei mir, Männle," unterbrach ihn der andere Schachtmeister, „da soll Dir's nicht zu sauer werden."

„Thu' er lieber selber 'was, er Tagdieb, ich hab' andere Geschäft', als wie Ihr. Am Montag ist große Kindtauf' beim Schulmeister in Helmsdorf, der hat eine gute Oekonomie dabei, der bäckt gewiß viel Kuchen. Am Dienstag hat der Pachter vom Petrihof Tauf', da setzt's auch 'was, am Donnerstag ist Hochzeit auf dem Stiefelsberg, da heirath' dem Förster sein

Mädle, nu Zeit ist's bei der, das darf ich nicht verpaß' und nachher geh' schon einzelne Kirmesen an, das ist doch die Hauptlust." Sein Gesicht strahlte ordentlich bei diesen Worten.

„Wohin seid Ihr denn eingeladen, Beinlich?" fragte ihn Nelke.

„Ich lad' mich selber ein und zwar überall hin," lachte Beinlich freundlich. „Da kommt man nicht zu kurz. Ueberhaupt bin ich bei den Bauersleuten immer gern geseh'."

Dies war nun die größte Unwahrheit, denn die Landleute liebten ihn durchaus nicht, sondern gaben ihm immer blos deßhalb, weil sie sich vor ihm und seinem losen Maul fürchteten. Er war so ein angeerbtes Uebel, welches besonders bei Hochzeiten, Kindtaufen, deren ihm keine entging, hauptsächlich aber an Kirmesen empfindlich wurde.

„Wie wär's denn, Beinlich," redete ihn Schwarz an, „wenn sie auch in unserem Land alle Kirmesen auf einen Tag verlegten."

„Ich hab's gehört, in Baden soll's, glaub' ich, passirt sein. Hier wollt' ich's den Herrn nicht gerath' hab', ich wollt' mich ordentlich wider den Laden leg', es fall' so schon zu viele Kirmesen auf einen, daß man sich beinah' die Bein' weg muß lauf'. Sie sollten's hier nur einmal probir', hernach wollt' ich einmal in den Landtag tret' und protestir', aber polnisch, das sag' ich Euch, polnisch, ich wollt sie zur Ordnung ruf'! Schichtmeister," (für Schachtmeister), „laßt noch einmal einschenk'!"

Der Angeredete folgte dem Geheiße schnell, was Beinlichen zu der Bemerkung Veranlassung gab:

„Wenn Ihr Euer Geld verdien' müßt', wär't Ihr auch nicht so schnell mit Einschenken bei der Hand."

„Beinlich," sprach Nelke; „macht daß Ihr nach Hauf' kommt."

„Warum?"

„Euer' Schwester will Euch prügeln."

„Das wär' das erste Mal, ich bin Herr im Hause, denn

ich muß die Leut' ernähr'. Wenn ich einmal die Augen zudrück', so müssen sie betteln."

Letztere mehr als naive Bemerkung erschütterte die Zwergfelle der jungen Leute dermaßen, daß sie lange Zeit keines Wortes fähig waren.

„Ihr habt gut lach', Euch wird Euer Brod nicht sauer," quäkte der plötzlich wieder boshaft gewordene Bettler, „ich hab' keinen Vater und keine Mutter mehr, die mir Fleisch und Kuchen geb', ich muß mir Alles selber verdien', es ist drum nicht recht. — Wenn ich nur wüßt', wo ich eine Grasmücke herkriegt', aber gut muß sie sein," fuhr er plötzlich in einem ganz anderen Tone fort, „hernach soll mich auch ein Gulden nicht reu'. Schichtmeister, Ihr kommt ja den ganzen Tag mit dem Bauernvolk zusammen, Ihr könnt' mir da einmal eine ausmach', eine gute, Ihr verdient Euch einen Schnaps dabei."

Jetzt nahm Herr Beinlich die Haltung und die Miene eines Reichsgrafen an.

„Mein Vorarbeiter hat eine Staatsgrasmücke," polterte der eine Schachtmeister.

„Es wird eine schöne Art sein," bemerkte Beinlich geringschätzig, „schlägt sie denn auch?"

„Nun, das versteht sich."

„Ja, aber mit dem Schwanz, gelt?"

„Nein, die schlägt ganz ausgezeichnet, wie eine Nachtigall," betheuerte der Schachtmeister.

„Da könnt Ihr den Kerl einmal zu mir schick', Schichtmeister, Ihr habt ja doch nichts zu thun. Aber ich will nu heim, die Ricke wird warten und frißt am End' das Brod allein. Häßler, ein Schächtele Schwefelhölzer bitt' ich mir noch aus."

„Geld, Beinlich."

„Nicht einmal so ein Schächtele wollt Ihr mir schenk'? Schämt Euch in Euer Herz 'nein."

„Seid Ihr denn heut nicht zufrieden, Beinlich?" tadelte ihn Schwarz.

„Wie kann man denn zufrieden sein. Ja, wenn's alle Tag so wär', ging's vielleicht an. Was hab' ich denn aber morgen?“

Ohne ein Wort des Dankes oder nur des Abschiedes zu sagen, schmiß er die Thüre zu und ging in seinem bekannten elastischen Schritt heim.

In wenig Sprüngen war er daheim.

„Es ist gut, daß Du kommst,“ schrie seine Schwester Ricke ärgerlich, als sie ihn erblickte, „eben wollt' ich Dir einen Stuhl vor schick'.“

„Dumm' Gans, sei froh daß Du Kaffee kriegst, ich kann den Leuten keine Zeit vorschreib', wenn sie mir 'was geb' woll'. Da ist der Kaffee und die Ruben, nu mach' geschwind daß er fertig wird, Zucker ist auch da. Guck', das Jüngle schläft schon, kannst Du ihm nicht ein Stückle Brod geb', dem armen Ding. Nu eil' Dich aber, ich will das Luwile derzeit munter mach'.“

Es dauerte nicht lange, so befanden sich zwei große Töpfe auf dem Tisch und zeigten bei dem Scheine eines kümmerlichen Talglichtes ihr schwarzes, durch allzugroßen Aufenthalt am Feuer erzeugtes Trauergewand. Die Ricke goß den trüben, dünnen Inhalt in kleinere, aber eben nicht appetitlichere Häfelchen. Herr Beinlich, noch immer im Hut, saß schon am Tische hinter einem großen Haufen von Brod. Auf dem Schooß hielt er das kleine, schlaftrunkene Louischen, füllte ihm ein kleines, blaugeblümtes Täßchen, so oft es leer wurde, hielt es stets an, zu trinken, steckte ihm so große Stücken Zucker in das Mündchen, als nur hineingehen wollten und flüsterte ihm süße Worte von Chocolade und Bretzeln in das Ohr, sich aber sehr vorsehend, daß die Ricke nichts davon vernahm.

Es ist unglaublich, was die Geschwister zu sich nehmen können. Eine Ladung Brod von ziemlich sieben Pfunden und fünf Quart von dem Kaffee benamseten Getränke liegen am Schlusse des Abendessens in ihren unförmlichen Mägen begraben.

Der kleine Junge, durch das Vorbild und das eifrige Zureden Beinlich's ermuntert, leistet schon eine ganz artige Probe in der Vielfresserei.

Nachdem der letzte Tropfen ausgetrunken, begann die Ricke Beinlich:

„Dicker, vorhin war ein Polizeidiener da, Du müßtest morgen Nacht die Feuerwach' thu'."

„Die ganze Polizei kann mir sammt ihrem Bürgermeister den Buckel 'nauf steig'. Jetzt grad', wo man so nothwendig zu thun hat, um 'rum zu komm', soll man auch noch Feuerwach' thu'? Daraus wird nichts, lieber kauf' ich mir einen Mann," quäkte Beinlich

„Du hast wohl so viel Geld übrig, Dicker, nicht wahr?" keifte die Schwester, „wie wird's denn morgen Mittag mit dem Essen?"

„Für mich und das Jüngle schaff' ich schon ein paar Hütes, Du kannst Dir einen Kaffee koch', wenn Du nichts kriegst. Jetzt leg' ich mich aber schlaf' und geh' morgen nicht eher aus dem Bett, als bis die Kirch' aus ist. Den ganzen Vormittag wird den Vögeln zugehört. Geh' her, Luwile, wir woll' in's Bett."

Dies sagend blies er das Licht aus, entkleidete sich und das Kind im Dunkeln, wobei er den Hut bis zuletzt aufbehielt und legte sich alsdann nieder. Seine Schwester that ein Gleiches.

Am Sonntag Morgen gegen eilf Uhr — die Bürgersleute speisen insgemein zu dieser Stunde zu Mittag — sehen wir Herrn Beinlich in seinem gestrigen Anzuge, den großen Kaffeetopf in der rechten Hand, mit der linken sein Enkelchen führend, nach Klösen umher schnurrend. Das Kind war hübsch, wenn auch nicht sehr reinlich gekleidet. Woher sollte es auch Sauberkeit kennen!

Als sie an einem schönen Gebäude vorbei gingen, redete der Kleine seinen Oheim an:

„Onkel, da ist ein groß' Haus, geh' einmal da 'nein, da kochen sie gewiß recht große Hütes d'rin."

„Luwile, das brauchst Du nicht zu glaub', grad' umgekehrt ist's, in den größten Häusern wohn' auch die größten Hungerleider, die das ganze Jahr durch aus lauter Geiz keinen Hütes koch'. Da ist gar nichts zu mach', ich will einmal da 'nauf zum Advocat Siebert, der ißt auch gern was Gutes, Luwile, paß' auf, daß kein Polizeidiener kommt."

Das Kind setzte sich auf die steinerne Treppe eines schönen, roth angestrichenen Hauses und lugte rechts und links. Es dauerte gar nicht lange, so hörte man seines Oheim's durchdringende Stimme quäken:

„Köche, sag' sie einmal dem Advokat, ich wär' da und wollt' ein paar Hütes, ich hätt' auch Hunger."

„Dummer Kerl, ich hab' Deine Fechterei grad' satt, marschir' Dich fort oder ich laß' Dich die Treppe 'nunter werf'," lautete die in sehr unfreundlichem Tone gegebene Antwort.

„Sie unverschämt' Bauernstück, wie kann sie so grob gegen einen Bürger sei', sei sie froh, daß man sie hier in der Stadt nur duldet."

„Du willst ein Bürger sei," hohnlachte die Magd, „Du Wiedehopf? Mach', daß Du aus meiner Küche kommst, sonst muß ich wahrlich ein paar Räucherkerzle anbrenn'."

„Köche, halt' sie ihr los' Maul und geb' sie ein paar Hütes her. Glaubt sie, man hat seine Zeit gestohl' und stellt sich nur so her?"

„Es giebt keine für Dich, es sind so zu wenig."

„So geb' sie mir wenigstens Hütessuppe."

„Wenn Du sie in Dein Hütle schütt'st, Beinlich," lachte die Magd, „so will ich's thu'."

„Dumm', einfältig' Weiberleut," schimpfte der Bettler und sah sie mit zornigen Blicken an, wobei er sein Haupt ingrimmig schüttelte.

„Beinlich, bist Du schon wieder da," rief jetzt plötzlich

der mit einem Stocke aus seinem Zimmer herbeieilende Advocat. „Dich soll ja doch gleich ein Wetter, Grobian! Hab' ich Dir nicht schon zehnmal gesagt, Du sollst meine Schwelle nicht mehr betreten und immer kommst Du wieder, unverschämter Kerl."

„Ich hab' auch Hunger, so gut wie Sie," gurgelte Beinlich grob.

„Arbeit', nichtsnutziger Faulpelz!"

„Vom Arbeiten wird man nicht satt, Siebert."

Er hatte noch nicht ausgeredet, so zog ihm der Advocat einige kräftige Hiebe über den Rücken, so daß dichte Staubwolken aus dem schmutzigen Rock flogen und man die vom Stocke hinterlassenen Spuren deutlich darauf sehen konnte.

Die Prügel machten Herrn Beinlich rasch Beine, sie überzeugten ihn mehr als die Worte der Köchin, daß hier nichts zu holen sei. Mit einer merkwürdigen Geschwindigkeit befand sich der Bettler wieder auf der Straße.

„Luwile," sprach er zum Kinde, „da oben hab' ich schlechte Geschäft' gemacht."

„Hast Du nichts gekriegt, Onkel?"

„Hieb' genug, Luwile. Der Siebert ist der miserabelste Kerl in der ganzen Stadt, den groben Flegel holt der Teufel noch bei lebendigem Leib', sag' nur, ich hätt's gesagt."

„Wo geh' wir nu hin, Onkel?"

„Ja, wo geh' wir hin? Ich weiß Dir's auch nicht, Jüngle, ich will einmal einen Sprung 'nein zum Metzger Baumbach. Es wird zwar auch nichts werd', probir' kann man's aber schon einmal."

Der Kleine legte sich wieder auf die Lauer, Beinlich aber schritt keck in ein Haus mit großer, breiter Thorfahrt. Der Metzger stand in Hemdärmeln, die Fäuste in den Hüften, ein Bild der Wohlhäbigkeit, darin.

„Gesegnete Mahlzeit, Dicker," redete er den Bettler an.

„Ja, gesegnete Mahlzeit," quäkte dieser, natürlich ohne

seinen schmierigen Hut abzunehmen, „gesegnete Mahlzeit, wie kann man an gesegnete Mahlzeit denk', wenn man Hunger im Ranzen hat, daß man beinah' umkommt. Baumbach, Ihr könnt mir, meiner Seel' ein paar Hütes zu laß' komm'."

„Nicht wahr, Dicker, jetzt bist Du wieder da; wie Du mir aber vor vier Wochen den Botengang nach Steinfeld thun solltest, da hast Du keine Zeit gehabt."

„Damals konnt' ich wahrlich nicht, Baumbach, Ihr könnt mir's glaub'. Wenn Ihr mich aber wieder einmal braucht, so sagt's nur, ich lauf' Euch fort und wenn's um Mitternacht ist."

„Du bist ein alter Lügenfrieder, Dicker."

„Wahrlich, 's ist wahr," versetzte Beinlich und verzog sein faltiges Gesicht in ein schlaues Schmunzeln, aus welchem man zur Genüge abnehmen konnte, wie wenig Ernst es ihm war.

„Du, Dicker, ich trau' Dir nicht."

„Baumbach, macht doch kein Zeug'! He, wie ist's denn mit einem Hütes."

„Dicker, wozu willst Du denn jetzt erst noch Hütes essen, Nachmittag gehst Du ja doch zu Bratwürst' und Lagerbier, da verdirbst Du Dir nur Deinen Appetit zuvor."

„Bratwürst', Lagerbier," wiederholte Beinlich mit einem sehr bitteren Gesicht. „Da wird unser einem das Maul rein gehalten. Macht aber keine Umständ' mehr, rückt einen Hütes 'raus."

„Kathrine," rief der Metzger, „gieb dem Dicken ein paar Hütes in seinen Topf, kannst ihm auch ein Stück Fleisch zulegen."

„Siehst Du, so bist Du ein ganzer Kerl," quäkte Beinlich mit freudestrahlendem Antlitze. „Was habt Ihr denn heut' für Braten?"

„Eine Schweinekeule von fünfzehn Pfund, Dicker."

„Ich hoff' doch, Baumbach, daß mir Eure Frau von der giebt und nicht von den Dienstboten ihrem Zeug," sprach Beinlich in eindringlichem Tone, wobei ihm das Wasser im Munde

zusammen lief. Nach einigen Minuten erschien die stattliche Metzgersfrau und trug auf einem tiefen Teller zwei tüchtige Mehlklöse und ein saftiges Stück Schweinebraten mit ditto Sauce. Der lüsterne kleine Mann hätte gleich einbeißen mögen, so appetitlich sah das Ganze aus. Er nahm den Teller in Empfang, schüttete den Inhalt in seinen Topf, wobei er die Saucereste mit seinen schmutzigen Fingern zusammenstrich, so daß es der Frau beinah' übel wurde. Statt alles Dankes grinste Beinlich:

„Baumbächle, hättet Ihr mir nicht noch ein Hütesle könnt geb', weil die so klein sind. Ich dächt', Ihr würd't auch nicht arm davon."

„Dicker," antwortete der Metzger in verweisendem Tone, „sei Du froh, daß Du das hast und gieb Dich zufrieden."

„Ja, wohl," quäkte der Bettler und schoß zornige Blitze, „wenn Ihr einem einmal ein paar Hütesle gebt, denkt Ihr gleich wunders was Ihr gethan habt. Es thut noth, man fällt Euch auch noch zu Füßen."

Mit diesen Worten ging er.

„Komm', Luwile," sprach er draußen zu seinem Enkelchen, „ein paar Bissen hab' wir, versuch' einmal." Dabei steckte er seinen Finger erst in die Sauce, alsdann in den Mund des Kleinen, „nicht wahr, das schmeckt. Nu holen wir noch ein paar Hütes, hernach geht's los."

Als er an dem Hause des Advokaten Siebert vorüberging sah dieser zum Fenster heraus. Beinlich verzog sein Gesicht zu einer schadenfrohen Fratze, wies ihm höhnend, jedoch ohne ein Wort zu sagen, den Inhalt des Topfes und nickte ihm mit seinem spitzhutigen Kopfe zu, als wollte er sagen:

„Nicht wahr, Du möchtest mit essen, Du sollst aber auch nichts kriegen."

Von nun an begünstigte das Glück den Bettler. Er sprach noch in mehreren Häusern ein und erhielt neben einigen sehr groben Abfertigungen, die er noch derber erwiderte, fünf Klöse,

etwas Rindsbratensauce und eine Schüssel Zwiebelbrühe, welches Alles durch einander in den Topf kam.

Von diesen sieben Klösen aß Louischen zwei ganze, nebst der Hälfte des Schweinebratens, das Uebrige verschlang Herr Beinlich. Seine Schwester Ricke hatte sich auch einige Klöse erfochten und war schon fertig, bis der Dicke kam.

Gleich, nachdem der letzte Bissen verschwunden war, ging Beinlich aus, um sich ein Töpfchen Milch für den Nachmittagskaffee zu holen. Es dauerte auch gar nicht lange, so erschien er mit einem ganz anständigen Gefäß voll Milch.

„Das laß' ich mir doch gefall'," sprach die Ricke freudig. „Das heiß ich doch einen Topf voll."

„Geh mir weg," entgegnete der Dicke giftigen Blicks, „sie ist von der Koche und die giebt einem nur abgerahmt' Zeug. Du wirst nichts davon wollen."

Letztere Worte begleitete er mit einem ängstlichen Blick, er wollte nämlich einen Theil seiner Chocolade mit seinem Enkelchen verzehren und suchte seine Schwester aus dem Hause zu bringen.

„Ja wohl ist's kalt," versetzte sie. „Rahm kaufst Du mir doch nicht, ich bin schon mit Milch zufrieden, auch wenn sie von der Koche ist."

„Ja," blökte Beinlich böse, indem er mit dem Zeigefinger auf seinen Mund deutete, „was das anbelangt, so bist Du neunundneunzig Mal löser als wie der Teufel. Heut' kriegst Du aber doch nichts, sonst lang' ich nicht mit dem Züngle. Weißt Du was, Ricke," fuhr er viel geschmeidiger fort, „ich will Dir einen Vorschlag mach'. Geh' heut' noch einmal 'rum und laß Dir ein paar Kreuzer geb'. Hernach gehst Du auf den Felsenkeller und trinkst ein Maas Lagerbier."

„Du bist heut' mordfreigiebig, Dicker," gegenredete die argwöhnische Ricke, welche Verrath witterte. „Du hast gewiß was und willst's hinter meinem Rücken verzehr'."

„Ach, schwatz' mir nicht so gar dumm, wo sollt's denn herkomm'?"

„Dicker, ich trau' Dir nicht, Du bist von jeher ein Heimtücker gewesen.“

„Wahrlich, Ricke, ich hab' nichts,“ betheuerte Herr Beinlich mit gen Himmel gerichteten Augen und weicher Stimme. „Laß mir das Bisle Milch doch, Du hast ja Lagerbier dafür.“

„Ja, wenn ich's nur erst hätt', Dicker.“

„Was, Du meinst wohl, Du kriegst nichts? Geh' nur zu dem Major, der ist uns noch den Kreuzer von voriger Woche schuldig, den holst Du, Du kannst ihm auch meine Meinung dabei sag' und den Kreuzer für die nächste Woche laß' geb'. Was brauchst Du denn hernach noch viel? Der Rath Streng ist auch noch da, der muß wenigstens drei Kreuzer 'raus rück', der thut mit seiner großen Besoldung viel zu wenig für die armen Leut',“ Beinlich fing lebhaft zu gestikuliren an und zankte seine Schwester aus, als ob sie die Handlungsweise des Rathes zu vertreten hätte. „Mit dem Streng laß's doch lieber geh', ich will ihm morgen oder übermorgen einmal einen Besuch abstatt' und ein Licht laß leucht', dem Kerl. Mach' aber daß Du bald gehst, ich will auch mit dem Jüngle ein Bisle fort, das Haus wird zugeschloss'.“

Letztere heuchlerische Worte schlugen jeglichen Verdacht der Schwester aus dem Sinne, sie selbst aber aus der Stube. Sie legte ein großes Halstuch um und ging.

Bald flackerte nun ein Feuer im Ofen und der Topf, der vor Kurzem noch die Klöse barg, wurde, ohne sehr gereinigt worden zu sein, mit Milch beigesetzt und einige Tafeln Chokolade eingeworfen. Auf diese einfache Weise beschränkte sich Beinlich's Kochkunst. Sein Enkelchen sah mit lüsternem Auge zu.

„Luwile,“ hob Beinlich an, „wir wollen ein Täfele so eß'.“

„Ja, Onkel, wo hast Du denn die Chokolade her? Wer war denn der gute Mann?“

„Guter Mann, Du meinst, das wär' ein guter Mann, der mir das gegeb' hat? Ein Hungerleider ist's, sag' ich Dir

ein Erzhungerleider, blos groß wollt' er sich thun, d'rum war er so freigebig! Die Art kenn' ich durch und durch."

Dabei bissen Beide wacker in die übrigen Tafeln und ehe sie sich versahen, waren sie verschlungen.

„Wenn man bedenkt," fuhr Beinlich fort, „das all' die guten Sachen, Chokolade, Wurst, Kuchen und noch mehr immer blos für die reichen Leut' gemacht werd', so möcht' man sich zu todt ärger'."

„Im Himmel hat man's aber gut, gelt Onkel? Was kriegt man denn dort zu essen?"

„Zu essen, gar nichts kriegst Du zu essen? Ich möcht' gar nicht 'nein. Was hast Du denn droben Luwile? Du mußt Tag und Nacht nackicht auf den kalten, nassen Wolken 'rum rutsch und Halleluja schrei', das kann ich da unten auch."

„Da geh' ich lieber nicht in den Himmel, Onkel."

„Da sorgt die Polizei schon dafür. Bei der heißt's nicht, will ich, oder will ich nicht, sondern marsch! und gewöhnlich setzen sie noch bei: in's Loch. Ich kann ein Liedle davon sing', ja, Luwile. Das zweierlei Tuch muß's auf mich ordentlich abgeseh' hab'."

„Wo gehst Du denn nachher hin, Onkel, wenn wir unser Zeug getrunken haben. Ist's bald fertig?"

„Nur Geduld, es dauert nimmer lang, mir läuft auch schon das Wasser im Maul zusammen. Ich werd' ein Bisle vor zum Häßler geh'. Es waren gestern so ein paar dumme Kerl' da, vielleicht kommen sie wieder, daß ich ihnen noch was abnehm'. Du kannst derweil ein Bisle spiel', Du geh'st mir aber nicht weit vom Haus."

„Donnerwetter, zu unserer Chokolade brauchen wir ja ein paar große Weck. Da geh' ich ungern 'nan, das Geld thut mir immer am Wehsten, was die Hund' von Bäckern schlucken. Die Sorte Menschen kennt kein Erbarmen und wenn einem die Zunge vor Hunger bis in die Kniee 'raushängt, so schenk' sie einem doch noch keinen Bissen Brod, eher lass' sie's verschimmeln.

Ich kenn' die Kerl', wenn ich aber auch einmal einem das Leben könnt' rett' und braucht' blos den Finger krumm zu mach', ich thät's meiner Seel' nicht. Paß auf, Luwile, daß der Topf nicht überläuft, ich bin gleich wieder da."

Raschen Schrittes entfernte sich der Bettler lief zum Bäcker und holte zwei große Semmeln, nicht ohne ihm einen tüchtigen Bündel Grobheiten angethan zu haben. Der Bäcker, ein loser Vogel, der ihn, wie alle Bürger, genau kannte, sagte zu ihm als er wegging: „Dicker, die nächste Woche werden die Weck' kleiner, der Bürgermeister hat sie schon höher taxirt."

„Ihr Bäcker und der Bürgermeister, da ist einer so schlecht wie der andere," war seine Entgegnung, „wie jetzt ein Getreid' draußen steht, dürft' ein Weck eigentlich gar nicht kost'. Fress't Euer Zeug doch Alles selber, hernach habt Ihr's ganz."

Peinlich schimpfte die ganze Straße entlang bis zu seinem Hause und warf daselbst die Thüre in das Schloß, daß das alte Bretterding fast in Stücke gegangen wäre. Sein Aerger hielt ihn jedoch durchaus nicht ab, sein Chocoladegebräu mit dem besten Appetite zu verzehren. Die beiden Vielfräße ließen auch nicht eine Probe davon übrig.

„Luwile," sprach er, sich wohlgefällig den dürren Bauch patschend. „Schoklade ist gut, wenn man sie selber ißt. Daß Du aber der Ricke nichts davon sagst, die kratzt uns sonst die Augen aus dem Kopf'. Ich will nur geschwind die Töpf' ausschwenk', eher sie kommt, sonst passirt 'was. Geh' eine Weil' 'naus und spiel', heut' Abend, wenn ich wieder komm', hol' ich Dich; ich bring' Dir auch 'was mit."

Fort humpelte der Bettler, schwenkte die Töpfe am Brunnen, worauf er sich in den Laden Häßler's verfügte. Wie leuchteten seine Augen begierig, als er Nelke und Schwarz schon daselbst fand, welche sich eingefunden hatten, um mit dem jungen Häßler spazieren zu gehen. Sofort beschlossen sie mit Blicken des Einverständnisses, den Bettler ein Wenig zum Besten zu haben.

„Guten Tag, Herr Beinlich," redeten sowohl Nelke als Schwarz ihn an. Anstatt zu danken, zankte er gleich mit seiner Quäkstimme:

„Ihr Leut' habt's gut, ja, Ihr wißt nicht, wenn's Winter ist und in's Holz geht Ihr auch nicht. Warum kann ich's denn nicht so."

„Thut's doch und bleibt zu Haus."

„Jawohl, bleibt zu Haus! Das ist doch ein dumm' Geschwätz! Daß ich erfrier?"

„Beinlich, Ihr werdet nicht gleich erfrieren, so schnell geht's nicht."

„So schnell geht's allerdings. Ich hab' das ganze Jahr Hunger, mein Magen bellt wie ein wilder Kettenhund, eine Flasche Wein, die kriegt man das ganze Jahr nicht zu trink', nu bitt' ich einen, wo soll da Wärm' her komm', Ihr habt gut reden."

Unterdeß hatte sich Beinlich den Schnupftabaktöpfen genähert, nahm wie in Gedanken den Deckel ab und wollte eben eine kräftige Prise daraus nehmen, als Häßler, welcher ihn wohl beobachtet, das Gefäß rasch wieder schloß und mit der größten Kaltblütigkeit sprach:

„Beinlich, Du irrst Dich, dies ist Deine Dose nicht."

„Nein, ich irr' mich nicht," brüllte der Bettler den Kaufmann an, indem er ihn mit seinen giftigen Blicken fast durchbohrte: „ich schnupp' (für schnupfen) daraus, weil ich meine Dose vergess' hab'."

„Da geh' nur nach Haus und hol' sie, wir warten derzeit."

„Glaubt Ihr denn, man hat seine Zeit gestohl'? Ihr könnt freilich den ganzen, lieben Tag lang im Laden 'rum lehn', ich hab' aber mehr zu thun. Jetzt frag' ich, krieg' ich eine Prise oder nicht?"

Beinlich nahm eine sehr drohende Haltung an, sah aber des ungeachtet nicht aus wie Ajax, der Telamonier.

„Kein Geld, keine Prise, Schnurrer!"

„Schnurrer, wie könnt Ihr mich Schnurrer schimpf', ich werd' Euch einmal einen ordentlichen Denkzettel laß' anhäng'. Wenn man das ganze Jahr im Laden ein und ausgeht und so ein Heidengeld 'rein schleppt, drei Gulden lang' das Jahr nicht aus, so kann man auch einmal etwas umsonst verlang'. Was habt Ihr denn davon, daß Ihr Geld auf Geld zusamm' scharrt? Wenn wir Beide todt sind, fressen die Würmer Euch so gut wie mich."

„Was denkst Du denn," erwiderte der Kaufmann, anscheinend höchlichst entrüstet. „Du meinst wohl, Du würdest begraben, Dicker? In Spiritus wirst Du einmal gesetzt, wenn Du todt bist und wirst den Kindern in der Schule gezeigt."

Ein entsetzlicher, vielsagender Blick Beinlich's war die einzige Antwort, hierauf griff er in die Tasche, nahm die vergessene Dose heraus, schnupfte einmal, worauf er einen Kreuzer zum Vorschein brachte und ein Schächtelchen Schwefelhölzer verlangte. Er erhielt und bezahlte sie.

„Nun gebt mir auch noch ein paar Paketle Ruben zu," begehrte er alsdann.

„Es fällt mir gar nicht ein," lautete die Antwort des Kaufmanns.

„Wenn Ihr mir keine Ruben wollt geb', so könnt Ihr Eure Schwefelhölzle auch behalt'," rief Beinlich giftig aus, warf ihm sein eben erhaltenes Schächtelchen auf den Tisch und nahm seinen Kreuzer wieder in Empfang, zeigte aber seine Entrüstung sehr deutlich.

Mehrere eintretende Kundleute verursachten ein augenblickliches Stillschweigen.

„Beinlich," fragte Nelke nach der Pause, „wie geben denn die Geschäfte in Unterseidelbach?"

„Schlecht, was nur schlecht ist. Es steht ja gleich an den ersten Häusern angeschrieb'."

Obwohl die jungen Leute wußten, daß an allen Enden des Dorfes angeschrieben stand, daß das Betteln in jenem

Orte strenge verboten sei, so stellten sie sich dennoch unwissend und fragten:

„Was steht angeschrieben, Beinlich?“

„Es steht ja gleich vorne dran, wenn man zum Dorf 'nein geht,“ versetzte er ärgerlich, der direkten Frage vorsichtig ausweichend. „Ihr könnt doch les'.“

„Beinlich, nun was denn?“ inquirirte Schwarz.

„Ach, Ihr wißt's ja, ich weiß aber woher es kommt, mir entgeht nichts.“

„Was steht angeschrieben, Beinlich? Wenn Ihr's nicht sagt, bekommt Ihr nichts wieder.“

„Nu, es steht angeschrieb', das 'Rumgehen wär' verbot' — er vermied den Ausdruck „Betteln“ stets auf das Sorgfältigste — ich weiß aber schon wo der Wind herkommt, der Pfarrer ist daran schuld, der größte Nichtstauger im ganzen Land ist der Unterseidelbacher Pfarrer und der Oberseidelbacher, der taugt gar nichts. Dem Unterseidelbacher hab' ich meine Meinung aber schon gesagt. Vor zwei Jahren war ich einmal draußen bei ihm, grad' am Michelstag, und verlangt meinen Kuchen. Da hatt' ich nun grad meinen Pinscher bei mir, der war alle Rarität, voriges Frühjahr aber ist er crepirt. Wie ich nu so beim Pfarrer zur Thür 'nein guck', der Pfarrer sah nämlich die Pachtern gern, und verlang' mein Zeug, so spricht der unverschämt' Kerl: „„Beinlich, ein Bettler, der einen Hund hält, kriegt von mir nichts, marsch fort.““ Nun bitt' ich einen um tausend Gotteswillen, der Kerl schimpft mich einen Bettler. „„Herr Pfarrer,““ antwort' ich, nicht faul, „„ich will Euch einmal 'was sag': Ihr habt Euren Spaß an der Frau Pachtern und ich an meinem Hündle, adjes.““ Der Pfarrer dürft' mir zu Füßen fall' und mich bitt', ich sollt' 'was von ihm nehm', ich thät' ihm den Gefallen nicht und wenn's ein Viertel Kuchen wär'. Seht Ihr, Ihr Leut', so halt ich's, vergebens laß ich mich von Keinem bei der Ehr' angreif'.“

Um Beinlich vollständig kirre zu machen, stimmte ihm

Häßler bei, begann aber sogleich im Heuchlertone fortzufahren: „Es ist wahr, die beiden Pfarrer sind nicht zu loben, aber der von Steinfeld ist gut.“

„Der von Steinfeld!“ quäkte Beinlich und warf einen Blick des innigsten Bedauerns auf den Frager. „Der von Steinfeld, das ist der Allerschönst'. Denkt Euch nur einmal, ich geh' vorigen Herbst nach Steinfeld auf die Kirmes. Wie ich nu so in den Häusern einsprech', da sagen die Bauersknüppel alle: wir haben nichts, geht aber einmal zum Pfarrer, der hat so viel Kuchen gebacken, daß sie gar nicht alle in das Haus geh'. So mach' sie mir nu das Maul wässerig, daß man's gar nicht glaubt. Ich denk' so bei mir: fünf Viertel Kuchen ist das Wenigste, was er kann geb' und was krieg' ich? Einen Laib Brod! Ja, einen Laib Brod, altbacken noch dazu! Damals, Ihr Leut', hab' ich mich so geärgert, daß ich acht Tag' lang krank war. Einen Laib Brod, so ein Hungerleider.“

„Der Deichwitzer Pfarrer ist aber besser,“ behauptete Nelke; „den Mann kenn' ich schon lang.“

Beinlich maß den Sprecher mit den Augen und antwortete alsdann geringschätzig.

„Da dauert Ihr mich doch, wenn Ihr Niemand Besseres kennt, als wie den Lump. Geht mir weg mit dem Deichwitzer. Der Kerl bäckt Euch, sag' ich Fechtkuchen von Brodmehl für die Bettelleut', denkt Euch, Kuchen von Brodmehl und mir giebt er auch davon. Man möcht' lach' vor lauter Aerger.“

„Der Heinheimer Pastor soll aber viel für die Armen thun,“ bemerkte Schwarz.

„Der Heinheimer, der Heinheimer, ja wohl der Heinheimer!“ giftete Beinlich, „ich möcht' nur wiss', was sie an der Art gefressen haben!“

„Nun, bäckt denn der keine Kuchen zur Kirmes?“

„Was hab' ich denn von seinem Kuchenbacken? Freilich bäckt er Kuchen, aber Stückle giebt er einem so klein, man möcht' sie gar nicht nehm'.“

„Donnerwetter, Beinlich," lachte Schwarz, „welcher Pfarrer ist denn eigentlich gut?"

„Keiner," blökte Beinlich und gestikulirte lebhaft mit dem rechten Arme, „keiner taugt was von den Schwarzkitteln, sie sind alle Hungerleider, wie sie sind."

„Ich hab' mir sagen lassen," fuhr Häßler fort, „der Herr von Schilling auf Heimrieth meine es recht brav mit den armen Leuten."

„Da seid Ihr wieder ganz irr'," entgegnete der Bettler unter Kopfschütteln. „Der Schilling ist ein Bisle besser wie die andern, das ist wahr. Lob' kann ich ihn aber auch nicht. Wenn ich nach Heimrieth geh', möcht' ich allemal ein Viertelpfund Schmeer mit nehm', womit ich das Sauerkraut schmelz, was ich krieg'. Da sterzen die Halm immer 'naus wie eine Mistgabel. Aber sein Pferdknecht ist gut, der Cyriak, der ließ mich erst eine groß' Schüssel voll Sauerkraut ess', hernach mußt' ich noch drei Häfen voll geronnenen Milch trink'. Es ist mir zwar nicht gut bekommen, aber der Cyriak ist gut, der Schilling ist und bleibt aber ein Hungerleider und ein Knauser."

„Beinlich, Ihr seid ja furchtbar grob," sprach Nelke zu ihm.

„Ich bin nicht grob," gegenredete der Bettler hitzig, „ich verlang blos was mir zukommt. Aber mit den Pfarrern bleibt mir zu Haus. Schwarz, sie könnten mir wahrlich eine Hose geb', mit der da kann ich meiner Seel' nicht auf die Kirmes."

„Beinlich, es thut mir leid, auch ich habe keine alte Hose."

„Jawohl, Ihr werd't wohl keine haben, ja! Ich weiß aber schon, wo sie hingekommen ist, der Hedemann hat sie gekriegt, der Nichtstauger, der Faullenzer, der Tagdieb, der nichts thu' mag. Ich weiß alles, Alles! Mir geht's immer so, man möcht' gar nimmer leb'."

„Beinlich, wohin gehst Du heute zum Bier?" sprach Häßler.

„Ihr könnt mir recht den Buckel 'nauf steig' mit Eurem

dummen Gefrag'. Ihr braucht freilich blos in die Tasche zu greifen — Beinlich kam seiner Rede mit den Händen nach — da habt Ihr Geld. Mir trägt's kein Mensch in's Haus, ich kann kein Bier trink'."

Ein Blick gepaart zwischen Verachtung und Entrüstung begleitete seine Worte.

„Beinlich, wenn Du fort willst, so wollen wir Dich nicht länger aufhalten."

„Ich bleib' so lang' ich will, Häßler, versteht Ihr mich?"

Eben wollte der Unverschämte wieder grob ausfallen, als zwei Bauern von Hümpfen eintraten, in welchem Dorfe in wenig Tagen Kirmes statt fand. Sofort zog sich sein Gesicht in ein sehr freundliches Grinsen, er griff rasch in die Tasche, zog seine Dose, öffnete sie mit der Geschwindigkeit eines Eichhorns und offerirte sie den Bauern, indem er sie gnädigst auf die Schultern patschte und ihre stattliche Erscheinung bewunderte.

„Guten Tag, Müller, guten Tag, Fickel," quäkte er sie an, „an Euch merkt man's, daß Ihr keine Noth leid't. Nu ist ja bald Kirmes, da werd' brav Kuchen geback', nicht wahr? Das ist recht, nu ich komm' auch und bitt 'mir ein paar Stücken aus, gelt Müller? Den Fickel kenn' ich auch, der läßt sich niemals lump', ja, Ihr Leut', der Fickel und der Müller, das sind die bravsten und tüchtigsten Leut' weit und breit."

Die beiden Bauern mochten derartige Schmeicheleien zur Kirmeszeit gewohnt sein. Mit etwas Schadenfreude im Gesichte antwortete Müller:

„Beinlich, dasmal wird fest gebacken, ich hab' allein an die vierzig Kuchen bestellt."

„Ihr reiche Bauern müßt das auch thun, das versteht sich von selbst," unterbrach Beinlich den Sprecher, allmählig wieder grob werdend, „ich erwart', daß ich da nicht umsonst nach Hümpfen komm'. Fickel, Ihr müßt auch schwitz'. Da kann Euch nichts helf'."

„Komm' nur, Beinlich," schmunzelte Fickel, „wenn Du

in mein Haus kommst, so kriegst Du einen ganzen Käskuchen, aber nur in meinem Haus. Wir Bauern im ganzen Dorf haben uns vorgenommen, wir wollen, weil heuer die Frucht so gar schön steht, uns einmal recht freigebig zeig', komm nur, Dicker."

„Fickel, ich halt' Wort, ich komm' und hol' meinen Käskuchen, ein bisle anderer wird auch schon noch abfallen, gelt Fickele, ich kenn' Dich schon," quäkte Beinlich freundlich und schnalzte schon im Vorgeschmacke seines Leibessens mit der Zunge.

„Wenn Ihr zu mir in's Haus kommt," erwiderte Fickel nachdrücklich, „so kriegt Ihr einen ganzen Käskuchen; auf anderen Kuchen und ein Stück dürr' Fleisch soll mir's auch nicht ankomm'."

„Fickel, Ihr seid ein ganzer Mann," schrie der vergnügte Bettelmann und reichte dem Bauer die Hand; „he, Müller, bei Euch werd' ich doch auch nicht leer ausgeh'?"

„Beinlich," bemerkte der Bauer schalkhaft lächelnd. „Du kriegst dasselbe von mir wie vom Fickel, wenn Du in mein Haus kommst."

„Nu, ich komm', ich komm' wahrlich," schrie Beinlich im vollsten Lachen, drückte das Hütchen fest auf und eilte aus dem Laden.

Als am Montag Abend die beiden mehrerwähnten jungen Leute zum Thore der Stadt hinausgingen, um ein Wenig zu promeniren, gewahrten sie in einiger Entfernung im Dämmerscheine eine sonderbare Gestalt sich nähern, deren äußere Erscheinung man nicht gleich unterscheiden konnte. Man sah zwar ein Paar Beine, aber weder einen deutlichen Oberkörper, noch Kopf. Als sie noch einige Schritte gemacht, brachen Beide in ein lautes Gelächter aus, sie hatten Beide den Ankömmling gleichzeitig erkannt, Herrn Beinlich. Auch der Bettler erfreute sich eines guten Auges; schon von Weitem schrie er:

„Die Schulmeister liegen mir auch im Kragen, der Helmsdorfer ist noch der best' und was giebt er heut', wo er Kind-

tauf' hat? Drei lumpige Viertel Kuchen, ich hab' mich in die Seel' 'nein geschämt, es hätt' nicht viel d'ran gefehlt, so hätt' ich sie gar nicht genomm'. Gesagt hab' ich's ihm aber, dem Kerl. Schulmeister, hab' ich gesagt, wenn Ihr nicht mehr Kuchen könnt back', da laßt auch keine Kinder tauf'. Ja, ich nehm' mir kein Blatt vor's Maul, da kennen mich die Leut' schlecht."

Während er die letzten Worte sprach, war er herbei gekommen und man konnte sehen, daß Herr Beinlich ein großes Bündel an seinem Stecken auf dem Rücken trug und in jeder Hand eins.

„Aber, Beinlich," sprach Schwarz, „wer wird denn so räsonniren und grob sein, wenn man drei solche Hauptbündel hat."

„Drei Hauptbündel sind die Dinger da? Das ganze Zeug d'rin nehm ich auf einmal in's Maul. Uebrigens bin ich nicht grob, wohl aber andere Leut' und ich räsonnir' auch nicht, versteht Ihr mich? Einer von Euch könnt' aber wahrlich so ein Bündel trag', es greift mich weiß Gott! an."

„Was habt Ihr denn d'rin, Beinlich?"

„Was werd' ich hab'? Ein Bisle Kuchen, ein paar Bissen Brod und ein Stückle dürr' Fleisch, so groß, daß man's in eine Mäusfalle an den Haken kann häng'."

„Nun," bemerkte Nelke, „dem Umfange der Packen nach zu urtheilen, ist es so gar wenig doch nicht. Es will mich bedünken, als ob der Schulmeister in Helmsdorf ein so gar übler Mann nicht sei."

Jetzt gerieth Beinlich aber in sehr großen Eifer. Mit flammenden, giftigen Augen und geschwellten Nasenlöchern schrie er:

„Ihr nennt das viel? Da merkt man gleich, daß Ihr nicht wißt, was Hunger ist. Ihr freßt freilich den lieben langen Tag und arbeitet nicht, Euch muß es auch noch einmal anders geh'. Mit dem Schulmeister geht mir aber nur fort; wenn ich nichts von ein paar Bauern gekriegt hätt', so müßt' ich

heut' auch Hunger leid'. Dem Schulmeister sein Bisle Kuchen hab' ich gleich gegess' vor seinen Augen, eh' ich nur einen Schritt weiter gesetzt hab'. So muß man es der Sorte mach'. Aber ich muß jetzt heim, ich hab' Mordhunger. Apropos, Ihr Herrn, Ihr müsst mir ein paar Beinkleider schaff', in denen da, wo die Bein' 'raus guck', kann ich nicht auf die hümpfener Kirmes geh'."

„Wann ist die, Beinlich?"

„Die andere Woche, Ihr dürft Euch also d'ran halt'."

„Die ist wohl gut?"

„Die ist gut, wahrlich, die ist gut, ich freu' mich aber auch schon das ganze Jahr d'rauf, heuer nehm' ich das Jüngle mit, das Luwile. Wenn nur nicht so viel Bettelbagage hin kommt."

„Wo geht's denn Morgen hin, Beinlich?" fragte ihn Schwarz.

„Morgen? Morgen geh' ich auf den Petrihof, da hat der Pachter Kindtauf', dort läßt sich was mach', dort bin ich gern geseh'."

„Und am Mittwoch?"

„Am Mittwoch ist Stadttag, da geh' ich selten auf's Land. Am Donnerstag hat dem Stiefelsberger Förster, dem Henninger sein Mädle Hochzeit, die darf ich nicht verpaß'. Bei der war's auch Zeit, ich hab' schon seit sieben Jahren d'rauf speculirt. Ueberhaupt, die jetzig' Welt will mir gar nimmer gefall'. Sonst hab' ich mir immer ausgerechnet, in dem Jahr verheirath sich die, in dem die in dem Monat ist da Tauf', in dem dort und es hat immer so zugetroff', jetzt hat's aber ein End'. Die junge Leut' können nimmer heirath', sie brauchen zu viel Geld für sich. Und wer hat den Schaden und den Nachtheil davon? Ich, ich allein."

„Beinlich, Ihr seid ja löser als wie der Teufel." bemerkte Nelke unter lautem Lachen.

„Das ist los, wenn ich speculir'? Das ist noch gar lang'

nicht so schlecht, als wie's unser Kirchner macht. Der merkt sich nicht nur die Heirathen und die Taufen an, und rechnet sein Geld davon zusamm', sondern er taxirt auch noch die Leut', wie lang sie zu leb' hab' und weh dem, der in der Zeit nicht stirbt, die er ihm noch gelass' hat, der kriegt Grobheiten und Ungezogenheiten zu hör', daß Euch's wahrlich eine Schand' ist. Aber so bin ich auf Ehr nicht, ich mein's nur gut mit den Leuten. Aber nu kann ich mich nimmer länger aufhalt', ich muß heim und seh', was das Jüngle macht."

„Halt einmal, Beinlich," rief Schwarz dem Weggehenden zu. „Der alte Häßler hat heute zu uns gesagt, Ihr wäret auf Eurer Wanderschaft aus zehn Städten von der Polizei hinausgebracht worden, weil Ihr so arg gebettelt hättet."

Schwarz stieß seinen Freund mit den Elnbogen und dieser bestätigte die Lüge. Jetzt hatten sie aber in das Wespennest gestochen; wie ein verwundeter Löwe kehrte Beinlich um und fing furchtbar an zu schelten:

„Der alte Häßler, der Flegel, soll sich um sich bekümmern, wir wollen einmal unsere Wanderbücher vergleich', und seh', wer mehr Ehr' mit einlegt, ich oder er. Der soll erst was arbeit', das ist keine Kunst, wenn ich den ganzen Tag in die Tasche greif' und zähl' Geld, bis mir die Finger schmutzig werd'. Der Häßler soll sein Maul halt', der miserable Kerl, oder ich komm' einmal über ihn."

„Habt Ihr denn ein Wanderbuch, Beinlich?"

„Mein neues hab' ich noch."

„Wo ist denn Euer altes?"

„Mein altes?" lächelte Beinlich pfiffig. „Das liegt in Arnstadt. Ich hatt' nämlich zwei Blätter, wo ein paar Mal d'rauf stand, ich hätt' Läden fest geklopft (terminus technicus bei den Handwerksburschen für fechten, weil sie gewöhnlich an die Fensterläden klopfen) zusammen geklebt und wollt mir laß' visier'. Da sagt' der Polizeiwachtmeister zu mir, ich sollt' in einer Stund' wieder komm', wenn der Actuar da wär'. Ich

hab' aber Lunte geroch'. Ich erwisch' also gleich das Wanderbuch von einem Kameraden und fort mit Schaden. Ich nehm' die Bein' auf den Buckel und lauf' wie verrückt Tag und Nacht, bis ich wieder in unser Land kam, dort ließ ich mir mein neues ausstell', das hab' ich noch. Ich möcht' nur wiß', ob der Actuar in Arnstadt noch auf mich wartet! Der Häßler aber soll sich nur in Obacht nehm'."

Nun ließ er sich aber nicht mehr aufhalten, nahm seine Bündel wieder auf und stolperte nach Hause, Nelke und Schwarz beschlossen aber, den sonderbaren Menschen noch einige Tage zu beobachten, um zu erforschen, wie weit seine Unverschämtheit sich erstrecke. Vor allen Dingen nahmen sie sich vor, ihn einmal auf dem Lande und wo möglich an der Kirchenweih zu überraschen.

Das Glück war ihnen nicht abhold. Donnerstags Mittag in derselben Woche begegneten beide Herrn Beinlich wieder, der mit einem großen Topfe voll Eßwaaren, alle bunt durcheinander gemischt, über die Straße rannte. Rasch redeten sie ihn an und er blieb auch stehen.

„Beinlich," hieß es, „wer wollte denn heute auf den Stiefelsberg zur Hochzeit. Der Förster Henninger soll ganze Wägen voll Kuchen gebacken haben."

„Was thu' ich mit dem Henninger," quäkte der Bettler ärgerlich zur Antwort, „wenn ich Grobheiten und Ungezogenheiten hör' will, geh' ich nicht erst auf den Stiefelsberg."

„Ist denn der Henninger so schlimm."

„Der Henninger ist, Gott sei Dank, bekannt, den sucht kein ordentlicher Mensch auf."

„Aber, Beinlich, es sind an die siebenzig Personen, zu Wagen und zu Fuß, auf den Stiefelsberg. Es ließe sich wahrlich da was machen, denn da geht es gewiß hoch her."

„Ich will Ihnen einmal was sag'. Unter uns gered't, ich geh den Sonnabend auf den Stiefelsberg und zwar aus dem Grund', Sie werd' ihn nicht versteh'. Komm' ich am ersten

Tag, so weiß der Henniger nicht, ob noch Leut' komm', oder nicht und da setzt's ganz schmale Bissen. Komm' ich aber, wenn die Hochzeit vorbei ist, so krieg' ich so ziemlich Alles was übrig ist. Man muß nur Alles recht anfang', Ihr Herrn."

Die jungen Leute lachten und gaben dem Spekulanten Recht.

„Wie war's denn am Dienstag auf dem Petrihof, Beinlich?" fragte ihn Schwarz.

„Ihr Leut'," erwiderte er, erhob seine linke und wehrte scheinbar eine Erinnerung von sich ab. „Ihr Leut', seid mir ruhig und erinnert mich nicht an den Petrihof, sonst ärger' ich mich noch zu todt, dort wohn' gar keine Menschen, Teufel sind das."

„Ihr seid ja gar bös' auf den Pachter zu sprechen."

„Und das mit Recht, Ihr Leut'. Denkt Euch, wie ich 'naus komm', ist Alles grad' im besten Gang. Ich nicht faul und zeig' mich also. Es dauert auch gar nicht lang', so krieg' ich ein Viertel Kuchen. Ja, sag' ich, das geht nicht so, an einer ordentlichen Tauf' kann ich's dabei nicht laß' bewend', ich verlang' meinen ordentlichen Theil, sagt' ich. Kömmt da der Grobian, der Pachter, der Flegel, und spricht: Beinlich, willst Du das nehmen und Dich nachher fortpacken oder nicht. Nein, sprech' ich, ich will, was mir gehört und stampf' mit dem Fuß dazu. Herr, schlägt mir aber da der Pachter ein Paar Ohrfeigen 'nan, daß ich glaubt', der Hirt tütet; ich fall' fast hinterrücks hin, mein Hut fliegt zehn Schritt' weit und der Kopf brummt mir noch heut' davon. Ihr Leut', der Pachter hat Euch Händ' wie Backstein und Finger d'ran wie die Dreschflegel. Wie ich nu so dasteh' und weiß nicht, bin ich ein Männle oder ein Weible, packt er mich noch am Kragen und schmeißt mich zur Thür 'naus und die große Treppe 'nunter wie man eine Katz' in's Wasser wirft. Mein Hut flog nach, das Viertel Kuchen hat der Spitzbub' aber behalt'. Kurzum, ich hätt' den Tag närrisch könnt werd'. Erst wollt' ich den Flegel verklag', nachher dacht' ich aber bei mir: Dicker, laß's geh', be-

häng' Dich lieber nicht wieder mit so ungebildeten Menschen. Der Pachter darf noch zehnmal kauf', ich betret' ihm die Schwelle nicht wieder, das soll er seh', der Kerl, das hat er nu davon."

Man lachte über Beinlich's furchtbare Rachegedanken und fragte ihn, was er morgen vorhabe. Nach langem Ueberlegen sprach er:

„Am Sonnabend Vormittag besorg' ich meine Leut' in der Stadt, Nachmittag aber geht's zum Henninger auf den Stiefelsberg, so wahr ich Beinlich heiß'. Ich will doch einmal seh', was ich dort krieg'. Morgen hab' ich jedoch frei Ihr Leut', da könnt Ihr was für mich thu'."

„Bei uns," versetzte Schwarz, „wird morgen Holz gemacht, Ihr könnt dabei helfen."

„Ich pfeif' Euch was in Eure Holzmacherei," erwiderte der Bettler unwirsch und stolz zugleich. „Da thu' ich doch was Gescheideres, lieber leg' ich mich hin und schlaf' den ganzen Tag. Holzmachen, das wär' so was für mich!"

Voller Entrüstung entfernte er sich, Schwarz und Nelke aber nahmen sich vor, Samstag Abends ihm auf den Stiefelsberg zu entgegen zu gehen. Am folgenden Tag trafen sie ihn zwar nicht, wohl aber vernahmen sie am Abend eine neue Grobheit, respektive Ungezogenheit von ihm. Mittags hatte er, wie er sich auszudrücken pflegte, beim Stallmeister von der Hitzing eingesprochen und drohend eine Portion Mittagskost verlangt. Als ihn die Köchin abwies, fing er solch' einen Spektakel an, daß der Stallmeister selbst erschien, und ihn mit dem Prädikate Faullenzer belegte und aus dem Hause wies. Und was erwiderte der Unverschämte?

„Herr Stallmeister," blökte er zornig: „wie könn' Sie mich einen Faullenzer heiß'? Ich verdien' mein Geld auf eine bessere Art, wie Sie. Ich erwerb' mein Brod mit den Händen, Sie aber mit was ganz Anderem."

Am Abend hatte er sich beim Fleischer Kiß eingefunden, um, weil dieser grad' geschlachtet, einen Topf voll Wurstsuppe

zu holen. Als er eine gute Portion erhalten, rief er den Metzger zu:

„Kiß, heut' habt Ihr wieder einmal eine recht stolze Suppe, sie guckt einen mit keinem Aug' an. Schämt Euch, alter Hungerleider."

Obschon Nelke und Schwarz Samstag Abends beisammen waren, so hatten doch beide vergessen, dem Bettler entgegen zu gehen. Ein günstiges Geschick kam ihnen jedoch zu Hülfe und führte ihn in ihre Nähe. Als sie im Gespräche vertieft und ohne auf Jemand zu achten, die Hauptstraße entlang gingen, hörten sie plötzlich eine sehr gut bekannte Stimme von Weitem schreien:

„Respekt vor dem Henninger! Den Mann laß' ich mir gefall', der ist noch von altem Schrot und Korn. Ich hab' sechs Viertel Kuchen gekriegt, einen Laib Brod, ein tüchtig Stück geräuchert Fleisch und noch sechs Kreuzer. Auf den Henninger laß' ich nichts komm', zu dem geh' ich niemals umsonst."

Der eifrige Sprecher war natürlich Niemand anders als unser Freund Beinlich.

„Wie lange habt Ihr denn an diesen Eßwaaren?" warf Nelke ein.

„Wie lang? fragt Ihr noch! Den Kuchen, hab' ich bis auf ein Stückle, was das Jüngle kriegt, gleich gegess', das Fleisch auch, das Brod geb' ich vielleicht der Ricke, die sechs Kreuzer kommen mir aber grad' recht, ich brauch' wieder Hanf für meine Vögel, der Henninger konnt' mir aber wirklich zwei Batzen geb'."

„Wie ist's denn am Dienstag mit der Hümpfener Kirmes, Beinlich?" fragte Schwarz.

Bei diesen Worten heiterte sich das Antlitz des Bettlers auf, wie wenn die Sonne nach langem Kampfe die dichten Morgennebel durchbricht und alsdann mit rosigem Gesichte der grünen Erde zulächelt.

„Die Hümpfener Kirmes, das ist und bleibt meine Lieblingszeit," quäkte der Angeredete. „Es ist hübsch warm, die

Leut' sind in Hümpfen reich und auch gut, nur nicht so weit sollt's hin sei', zwei und eine halbe gute Stunden ist ein Bisle viel. Ich geh' sie wohl mit Spaß, dasmal soll aber das Jüngle mit, daß es auch einmal ein Vergnügen hat."

„Ihr seid wohl bekannt in Hümpfen, Beinlich?"

„Und wie! ich geh' schon über zwanzig Jahr 'nans, ich kenn' alle Leut' in der ganzen Gegend, nicht blos in Hümpfen. Wenn ich nur eine gescheid' Hose hätt', in der muß ich mich ja wahrlich schäm'. Herr Schwarz, morgen früh komm' ich, ich laß mich nicht abweis', ich muß eine krieg', es geht halt nicht anders."

„Beinlich," sprach Nelke, „kommt zu mir, ich werde schon noch eine Hose für Euch haben."

„Konnt' Sie denn Ihr Maul nicht eher aufthu', da lassen Sie mich steh' und bald heiser schwätz'. Wann soll ich denn komm'?"

„Nun, so gegen sieben Uhr."

„Das ist mir zu bald, am Sonntag steh' ich nicht so früh auf. Ich komm' um zehn."

„Beinlich, wenn Ihr nicht punkt sieben Uhr auf meinem Zimmer seid, kriegt Ihr keine Hose, richtet Euch danach."

„Das will ich einmal seh', Ihnen kann's ganz einerlei sei, wenn ich meine Hose hol'."

„Da thut doch der Kerl schon, als ob die Hose sein Eigenthum sei! Wenn Ihr nicht mit dem Schlag sieben Uhr bei mir seid, bekommt Ihr sie nicht, damit basta."

„Ich will die Ricke schick', Herr Nelke," suchte der Bettler zu begütigen, „die kann einmal eher aufsteh' als wie ich."

„Ihr kommt und weiter Niemand; eine Viertelstunde nach sieben Uhr ist keine Hose mehr da."

„So 'was ist aber doch zu toll," jammerte Beinlich, „was man sich heut zu Tag muß laß' gefall', das glaubt einem gar kein Mensch. Was ist's denn für eine Hose, daß man so früh drum auf soll steh'."

„Es ist eine graue Buxkinhose."

„Da hat man's nu wieder, grau, Dreckfarbig, es muß doch immer etwas dabei sei."

„Beinlich," bemerkte Schwarz, „ich meinte schmutzfarbig müßte grade recht gut zu Eurem übrigen Anzuge passen."

„Halt' Sie doch nur Ihr Maul, Sie schenk' einem ja doch nichts, Sie könn' auch nicht satt krieg'," versetzte der Bettler nachdrücklich. „Also Herr Nelke, ich komm' um sieben Uhr, nicht vergess'."

„Wann geht Ihr denn auf die Kirmes, am Dienstag!"

„Am Dienstag? Ich meint, Ihr wärt verrückt, ich werd' wohl am Dienstag 'naus geh'," entgegnete Herr Beinlich im verweisenden Tone und mit gefurchter Stirne Schwarz, „am Mittwoch und Donnerstag geh ich 'naus, am Dienstag kommen blos Betteleut'. Wenn ich die Art nur nimmer auf der Kirmes sollt' seh', die sind noch mein Tod, die Betteleut'. Ich sag' ihnen meine Meinung aber auch immer gehörig, dafür hab' sie auch Respect vor mir, wie vor dem Teufel. Jetzt will ich heim, der Kaffee wird fertig sei', also nicht vergess', Nelke, morgen früh steh' sie bei Zeiten auf, daß ich nicht zu wart' brauch', ich will mich nachher noch ein Bisle leg'."

Ohne einen Gruß entschwand der kleine Mann.

Schwarz und Nelke, die auch auf die Hümpfener Kirmes zu gehen beabsichtigten, nahmen sich vor, ein wachsames Auge auf Beinlich zu haben, um zu sehen, wie er sich auf dem Lande gerire, wo er sich jedenfalls gar kein Blatt vor den Mund nahm.

Am nächsten Mittwochen Vormittags brachen sie deshalben bei guter Zeit auf und schlugen den Weg nach Hümpfen ein, der mitten durch reiche, wogende Getreidefelder, grüne, duftende Wiesen, blumige Kleestücke und rauschende Buchenhölzer in mehrere reiche Dörfer führt, bis man endlich nach Hümpfen gelangt, der Krone der Ortschaften in der ganzen Gegend, berühmt durch die Spiellust der Männer, die Tüchtigkeit der Weiber, die Schönheit der Mädchen und den Hang der Burschen

die jungen Leute aus fremden Ortschaften an der Kirchweih weidlich auszuprügeln. Die Ueppigkeit der Männer und Jünglinge entspringt lediglich aus dem großen Reichthume der Bewohner des Dorfes.

Schon hatten Nelke und Schwarz das letzte Dorf hinter sich, ohne Etwas von Beinlich gesehen zu haben, und schon glaubten sie, er möge seines Redens ungeachtet des Tages vorher dennoch nach Hümpfen gegangen sein, als sie ihm an einer Biegung des Weges plötzlich aufstießen. An der Hand führte er sein kleines Enkelchen.

Herr Beinlich sah heute gegen sonst ganz stattlich aus. Er hatte sich ausnahmsweise einmal gewaschen, sein Rock war ausgeklopft und mit warmen Wasser abgebürstet worden. Die graue Buxkinhose war zwar etwas lang und weit, kleidete ihn jedoch besser als seine alte. Nur der Hut blieb derselbe; er saß noch eben so auf dem Kopfe des Männchens, wie wir es zum Anfange der Erzählung beschrieben. Böse Zungen behaupteten, er nähme ihn aus Pietät gegen ihn, den Krämpenschwachen, nie ab, sondern behielte ihn auch des Nachts im Bette auf. Die äußere Erscheinung des Hutes widersprach dem gerade nicht, doch verlieh die Zeugenaussage vieler Bürger der Conjektur wenig Wahrscheinlichkeit, indem diese behaupteten und noch bestätigen, sie hätten Herrn Beinlich öfters Eßwaaren wie Sauerkraut 2c. darin heimtragen sehen.

Auch der kleine Louis sah einmal reinlich aus und zeigte rothe Wängchen anstatt der sonstigen stetig schmutzigen. Um die Schulter trug Beinlich einen mächtigen ledernen Büchsenranzen, in dem ein Dutzend Hasen bequem Platz gehabt hätten. Jetzt war er ziemlich schmal, er barg blos vier bis fünf zu Bündeln bestimmte Tücher.

Schon auf einer Distance von zwanzig Schritten konnte man das Gespräch der beiden Bettelleute vernehmen.

„Luwile,“ gurgelte Beinlich, „hast Du brav Hunger?“

„Tüchtig, Onkel, ich kann kaum mehr lauf.“

„Das ist recht, heut' woll' wir einmal eß' wie die König'. Siehst Du, Luwile, in Hümpfen, da giebt's reiche Leut', und gut sind die, wahrlich, sie sind gut."

„Die kommen in den Himmel, Onkel, gelt?"

„Wenn's Jemand verdient, so sind's die hümpfener Bauern. Guck' einmal, Luwile, da kommt ein ganzer Haufen Bettelvolk, warum geh' die schon wieder fort. Wenn die Bauern sie nur recht durchgewalkt hätt', das Bettelpack."

Es war wahr, ein Haufen von zwölf bis fünfzehn Bettelkindern kamen und trugen jedes ganz anständige Packen Kuchen, auf welche Beinlich mit den neidischsten Augen blickte.

„Wo kommt Ihr her, Ihr Strolch'," schrie er die Bettelkaravane an.

„Von Hümpfen, Herr Beinlich," lautete die Antwort, „wir haben unseren Kuchen vor dem Dorf' gekriegt, drin darf heuer nicht gefochten werd'."

„So? Sind die Hümpfener endlich einmal gescheid geword', daß sie Euch Gesindel nimmer in's Dorf lass'?" schrie Beinlich den Kindern nach. „Verdenk' thu' ich's ihnen nicht. Bleibt zu Haus und thut etwas, Ihr Faullenzer, Ihr Tagdieb'! Betteln ist freilich leichter, als wie arbeit', Ihr nichtsnutziges Volk.",

Unter ähnlichen Schimpf- und Schmähreden gelangte das wilde Männchen endlich zum Eingang in das Dorf.

Herr Beinlich grinste vor Freude, als er bemerkte, wie der Ortspolizeidiener Riffel, einen derben Stock in der Hand, eine Schaar von ungefähr fünfunddreißig Bettlern von dem Dorfe fern hielt. Er zog seinen Louis fester an sich und vermied, indem er das Dorf zu gewinnen suchte, die Bettler geflissentlich als werde er durch die Berührung mit der Canaille entehrt. Eben wollte er zum Dorf hinein schreiten, als sich der Polizeidiener vor ihn stellte, seinen Weißdornstecken ihm quer vor die Brust hielt und anrief:

„Beinlich, wo 'naus?"

„Riffel, da hat er einen Dreck danach zu frag', versteht er mich?" lautete die im giftigsten Tone gegebene Antwort. Beinlich wollte dem Polizeidiener ausweichen, traf aber immer auf dessen vorgehaltenen Stock.

„Beinlich, heut' dürfen keine Bettler 'rein!" schrie Riffel.

„Das ist recht, Ihr hätt' schon lang' so gescheid sollt sei'," versetzte der Bettler und schickte sich an, das Dorf endlich zu gewinnen. Jetzt lachte der Polizeidiener aber so recht aus Herzensgrunde und rief dazwischen:

„Beinlich, Ihr — dürft auch — nicht 'rein."

„Warum," schrie dieser mit einer Imperatorsmiene und nahm die Haltung eines Beleidigten an.

„Weil Ihr der größte Bettelprinz seid!"

„O Du gar miserabler Kerl," schäumte Beinlich, „was willst Du sein? ein Polizeidiener? ein Hallunk' bist Du, der allergrößt' Spitzbub' auf der Welt! Du willst mich einen Bettler heiß'! Wenn Du einmal so alt bist wie ich, wirft man mit Deinen schlechten Knochen in die Katzenköpf'! (Birnensorte) Auf der Stell' läßt Du mich 'nein in's Dorf oder ich laß' den Schulz hol', hernach geht Dir's schlecht, Du Nichtstauger."

„Ihr habt nichts im Dorf zu fechten, Beinlich," begnügte sich Riffel zu erwidern, „in einer Stund' wird ausgetheilt, da kriegt jeder Bettler seinen Theil. Euer großer Ranzen wird freilich nicht davon voll werden."

„Bauersknüppel, läßt Du mich gleich geh'!"

„Beinlich, ich sag' Euch ein für allemal, Ihr kommt nicht in's Dorf," versetzte der Ortsdiener nachdrücklich.

„Ich komm' doch 'nein, ich bin eingeladen," schrie Beinlich außer sich und stampfte mit dem Fuße dazu.

„Zu wem denn?" höhnte Riffel.

„Zum Müller und zum Fickel, und zu Allen, die Herrn da —" dabei deutete er auf Schwarz und Nelke, welche dem Streite ruhig beiwohnten — „die Herren da können's bezeug'."

„Grad' der Müller und der Fickel haben mir aufgetragen, ich sollt' ein gut' Aug' auf Euch hab'!"

„Die haben mir ganze Kuchen versprochen, wenn ich in ihr Haus komm'."

„Jawohl, wenn Ihr in ihr Haus kommt. Ihr kommt aber eben nicht 'nein, dafür steh' ich da."

„Und ich geh' 'nein und wenn Er sich auf den Kopf stellt. Ich mach' kurzen Prozeß und geh' oben 'rein, wenn ich hier unten nicht 'rein soll."

„Oben steht der Flurschütz, das ist der feinst' auch nicht."

Die Beiden würden sich noch länger gestritten haben, wäre nicht der Schultheiß Bochhammer, ein kleines dürres, aber überaus kluges Männchen erschienen. Er war es, an den sich Beinlich sofort mit lautem Geschrei wandte, während die Bettelkinder schon anfingen, ihn, d. h. Beinlichen, zu schmähen und zu höhnen.

„Schulz," blöckte er, „der Lümmel von einem Polizeidiener will mich nicht in's Dorf laß' und ich bin doch überall bekannt."

„Jawohl, wie ein schlechter Pfennig. Beinlich, ich will Dir was sagen," sprach Bochhammer ernst, „halt' Deinen Schandrachen, so bekommst Du hernach Deine Portion Kuchen, wo nicht, so laß ich Dir Dein Fell auswamsen und zwar auf der Stell' und Du wischst Dir das Maul."

„Das wär' noch besser, Ihr und einen prügel' lass'! Wir aus der Stadt halten zusammen," rief Beinlich, indem er auf Schwarz und Nelke wies, voller Geringschätzung vor der Person des Schulzen aus.

„Riffel," brach Bochhammer das Gespräch kurz ab, „wenn der Strolch in das Dorf kommt, werdet Ihr um einen Gulden gestraft, dem Flurschützen will ich's auch einschärfen. Wenn er sein Maul nicht hält, so zieht ihm nur gleich ein paar Hiebe über den Rücken, dem Grobian."

Mit diesen Worten entfernte sich der Schulz.

Die Bettelkinder freuten sich königlich über die Herrn Bein=

lich widerfahrene Schmach, klatschten in die Hände und riefen: „Bettelprinz, Bettelprinz!"

Jetzt kannte Beinlich's Zorn keine Grenzen mehr. Er ließ das Kind los und stürzte in die Bettlerschaar, theilte rechts und links ganze Hagel von Ohrfeigen aus und schrie in seiner Bosheit.

„Blos Euch verfluchtem Gesindel hab' ich's zu verdank', daß ich so behandelt werd'! Was habt Ihr Volk hier zu thun! Schert Euch hin, wo Ihr hin gehört, Ihr krummbeinigen Racker. Das sag ich Euch, wenn sich einmal eins von Euch in der Stadt läßt seh' so laß ich's von einem Polizeidiener 'naus prügel'!"

Das Dazwischentreten Riffel's machte endlich dem Toben Beinlich's ein Ende.

„Wart', Dicker, bis Kuchen ausgetheilt wird, jetzt halt' aber Ruh'," schrie er.

„Ich möcht' von Eurem schlechten Kuchen grad was hab'!" giftete der entrüstete Beinlich, „dem Fickel und dem Müller könnt Ihr sag', ich hätt' nicht geglaubt, daß sie so große Hungerleider wär', die sich selbst nicht satt freß' könnt', sie sollt' sich in ihr Herz 'nein schäm', ich wollt' sie in die Zeitung laß' setz', daß alle Leut' ihre Schand' les'. Da hat er sechs Kreuzer Trinkgeld für seine Müh'. Nu kann mir aber das ganze Hümpfen zum Buckel 'nauf steig'. In ein Dorf, wo ein rechtlicher Mensch so behandelt wird, setz' ich keinen Schritt wieder."

Dies sagend warf er dem Polizeidiener wirklich sechs Kreuzer vor die Füße und entfernte sich.

„Komm, Jüngle," rief er im Fortgehen so laut, daß es Alle hören mußten, „wir wollen wieder heim und wollen der Art noch einen Kuchen 'rausschick', daß sie endlich einmal satt werd'."

Man hörte ihn noch gar lange schimpfen und jedenfalls schimpfte er, bis er sich zu Bette legte und da vielleicht noch im Traume, denn Herr Beinlich hatte sich sehr geärgert, wenn

er es auch nicht merken ließ. Soviel können wir dem geneigten Leser noch mittheilen, daß Hümpfen von nun an von ihm nicht mehr belobt und bevorzugt wurde.

Nie kommt das Unglück allein. Dies Sprichwort schien sich bei dem kleinen Mann zu bewähren. Zu Hause angekommen, vernahm er neben einer Sündfluth von Scheltworten, weil er nichts mitbrachte, von seiner Schwester, daß der Baron von Steinhauer, einer der reichsten Gutsbesitzer, in die Stadt zurückgekehrt sei. Dies war soviel gesagt als wie:

„Dicker, Du weißt, was Du morgen früh zu thun hast."

Herr Beinlich kannte seinen Dienst. Um neun Uhr des andern Morgens zog er die Schelle am großen Thore des Barons und zeigte sich sehr ungeberdig, als ihm nicht augenblicklich geöffnet wurde.

„He, Bedienter, wofür kriegt er denn sein Geld? Vielleicht daß er die Leut' läßt wart', die zu seiner Herrschaft woll'? Ich werd' dem Steinhauer nur einmal sag', was er für einen Prinz an ihm hat."

„Wo wollt Ihr denn hin?" antwortete der erschrockene Bediente.

„Zu seiner Herrschaft will ich; weiß er's nun?"

„Das thut mir leid, daß Ihr vergebens gegangen seid. Die Herrschaft macht Visite und kommt vor ein Uhr nicht nach Hause."

„Wenn nur ein Donnerwetter in die Lauferei schlüg'," quäkte Beinlich mißvergnügt, unschlüssig ob er gehen solle, oder nicht, „kaum komm' die Leut', so muß's auch schon wieder fort geh'. Ich krieg' da jedesmal einen halben Gulden; es thut noth, man geht noch einmal drum her. He, Bedienter, gebt mir wenigstens ein Stück Brod, daß ich nicht gar so umsonst hergelauf' bin."

Kaum erfuhr der Bediente, welcher zum ersten Male mit in der Stadt war, wes Geistes Kind Herr Beinlich war, so wurde er sehr böse und da auch ihm Mutter-Natur mit einer

guten Dosis Grobheit ausgestattet, so erhob sich ein sehr laut geführtes Kreuzfeuer von gemeinen Schimpfreden, die zuletzt in Thätlichkeiten ausarteten, wobei Herr Beinlich, wie zu erwarten, den Kürzeren zog und blos lediglich deshalb, weil er mit dem Munde den Sieg davon getragen.

„Wenn auch nicht so rühmlich wie Xenophon zog sich Beinlich zurück und suchte allmählig durch die noch halb geöffnete Hausthüre zu gelangen. Als er sie glücklich erreicht und eben durch sie echappiren wollte, stieß er an den Polizeidiener Born, dem er schon lange ein Dorn im Auge war.

„Aha, Dicker," rief er erfreut, den Kleinen endlich einmal zu fassen, „haben wir wieder einmal gebettelt?"

„Ich hab' nicht gebettelt," versicherte Beinlich, jedoch sehr kleinlaut, wobei er sich scheu nach der Hausthüre umsah und das Weite zu gewinnen strebte. Allein schon erschien der Bediente und machte, als er den Polizeidiener sah, diesen mit der schlechten Aufführung des Bettlers bekannt.

Anfänglich versuchte der Angeschuldigte zu leugnen, allein Born war schon zu gröblich von ihm behandelt worden, um die sich ihm darbietende Gelegenheit zu Beinlich's Verhaftung nicht willkommen zu heißen. Kaum vernahm Beinlich jedoch das verhängnißvolle Wort: arretiren, als er sich eiligst aus dem Staube zu machen suchte, jedoch vergebens, der Polizeidiener hielt ihn wie in einem eisernen Schraubstocke fest. Ihn fortzuführen, war jedoch unmöglich. Kurz entschlossen packte er den kleinen Mann, hob ihn auf die Schulter und trug ihn über den Markt. Beinlich strampelte mit den kurzen Beinchen und schrie unaufhörlich wie ein Zahnbrecher: „ich hab' nicht gebettelt, ich hab' nicht gebettelt."

Sämmtliche auf dem Marktplatze versammelten Kinder und Gesinnungsgenossen gaben ihm das Comitat, doch war es dem muthwilligen Geschrei derselben nach zu ertheilen, wenig feierlich. Bald schloß sich die Rathhausthüre hinter dem Grobian.

Gegen Mittag schickte der Magistratssekretair zu Häßler,

Schwarz und Nelke, welche er gut kannte und stellte, da er wußte, welche Aufmerksamkeit sie dem Bettler schenkten, ihnen frei, denselben in seiner Haft zu einer beliebigen Stunde zu besuchen.

Man machte von der Erlaubniß Gebrauch und verfügte sich um vier Uhr des Nachmittags in das ziemlich dunkle Arrestlokal, wo sie den Bettler, den unfehlbaren Hut auf dem Kopfe, auf der Holzpritsche liegen fanden. Obschon er ihren Eintritt recht gut bemerkt, nahm er doch nicht die mindeste Notiz von der Ankunft seiner Bekannten, sondern stellte sich als ob er schliefe.

Häßler durchschaute den Gauner jedoch und beschloß, ihn mit seinen eignen Waffen zu schlagen. Mit dem Tone der Bedauerung sprach er:

„Es ist doch himmelschade, daß der arme Kerl schläft, wer weiß, ob ihm der Polizeidiener bei seinem Erwachen den Braten und das Bier giebt, welches wir herschicken. Die Polizeidiener essen gewöhnlich Alles selbsten.“

Schwarz merkte gleich, wohinaus der Kaufmann wollte und versetzte deßhalb.

„Es ist in diesem Falle das Beste, wir unterlassen es ganz und gar irgend Etwas zu senden, es kommt doch nicht zu Handen Beinlich's.“

„Schickt nur 'was,“ quäkte da plötzlich der anscheinend Schlafende und richtete sich auf der Pritsche auf, „schickt nur was, wenn's nicht wieder ein Pfiff ist. Euch darf man nicht über den Weg 'nüber trau'.“

„Wie gefällt's Euch denn in Eurem neuen Logis?“ redete ihn Nelke darauf an.

„Fragt nicht so dumm, guckt Euch lieber ein Bisle um. Da, das Klötzle, da soll man seinen Kopf d'rauf leg' und von der Pritsche rammelt man runter. Der Oberbürgermeister sollt' nur einmal acht Tag' d'rauf schlaf, da würd' gleich eine mit Roßhaar da sein und ich bin doch grad' so gut ein Mensch als

wie er. Apropos, wie steht's denn mit dem Essen, was ich sollt' krieg'."

„Beinlich, ich wollte Dir ein tüchtig Stück Schweinebraten und einen Krug Lagerbier schicken," heuchelte Häßler, „der Polizeidiener Born hat aber gesagt, Arrestanten dürften nichts bekommen. Du hast halt Pech."

„Jawohl, Du hast halt Pech, Du hast halt Pech! Geiz ist's von Euch, verfluchter Geiz. Ihr wollt mir nichts geb'. Ich darf Sachen annehm', ich kenn' das, ich bin heut' nicht zum ersten Mal hier. Aber Ihr wollt Euch 'raus lüg', Ihr gönnt Niemanden einen Bissen."

„Weswegen seid Ihr denn Arrestant?" unterbrach ihn Schwarz.

„Ich bin kein Arrestant," bemerkte Beinlich nachdrücklich, „ich bin blos in Untersuchung."

„Nun weßhalb denn."

„Ach, weshalb," klagte der Bettler verdrossen, welcher sich wohl hütete, mit der Farbe herauszugehen.

„Wenn Ihr uns nicht sagt, weshalb Ihr da seid, kriegt Ihr nichts geschickt."

„Ich krieg' so wie so nichts."

„Wenn Ihr das freilich meint, so wollen wir auch nichts hersenden," versetzte Schwarz und schickte sich an, das Haftlocal zu verlassen. Die Uebrigen folgten seinem Beispiele.

„He," lenkte Beinlich wieder ein; „wie ist's? Krieg' ich wahrlich 'was? He, so red't doch."

„Weshalb wurdet Ihr verhaftet?"

„Nu, weshalb? weßhalb? Wegen einen lumpigen Bissen Brod. Aber nu schickt Euch auch, daß ich auch einmal was krieg'."

Ein eintretender Polizeidiener, welcher den Bettler zum Verhör rief, schloß die Unterhaltung.

Man schickte dem Hungerleider am Abende einen tüchtigen Laib Brod, eine lange Wurst und einen Krug Bier.

Der Polizeidiener referirte auf Befragen: Beinlich habe sich geäußert:

„Nu schick' einem die Kerl' eine geräucherte Blutwurst und mach' einen erst das Maul mit Schweinebraten wässerig, man möcht' sich die Schwindsucht an den Hals ärger'. Es giebt keine Treu' und keinen Glauben mehr auf der Welt."

Herr Beinlich wurde zu acht Tagen Arrest verurtheilt und mußte seine Strafe gewissenhaft absitzen. Eines schönen Donnerstags Abends entließ man ihn.

Vor dem Rathhause ballte er die Faust und ließ entsetzlich grobe Reden fallen, alsdann zog er heim.

Am anderen Morgen war Herr Beinlich bei Zeiten auf den Beinen. Er wollte sich durch einen kräftigen Kaffee die Grillen ob der ausgestandenen Leiden vertreiben. Er mußte zu diesem Behufe, weil sein Haus den Fehler hatte, daß sich nichts Eß- oder Trinkbares darin hielt, Anstalten treffen, die dazu benöthigten Materialien zu beschaffen. Er verfügte sich daher zu einer alten Jungfer, dem gnädigen Fräulein von Fink.

Er klopfte an und betrat das Zimmer, ohne daß ihn zu einem Eintritte ermächtigende „Herein" abzuwarten. Das gnädige Fräulein befand sich noch im Negligé und stand vor dem Toilettentisch. Aergerlich, wie gewöhnlich, fing Beinlich seinen Morgengruß an:

„Ich möcht' sechs Kreuzer, ich wollt' mir einen Kaffee laß' koch'."

Fräulein von Fink vermerkte diesmal seine Frechheit aber sehr übel. Sie zog ihr ohnehin nicht sehr schönes Gesicht in Falten und rief mit scharfer Stimme:

„Unverschämter Kerl; wer heißt Dich in mein Zimmer eindringen? Ich werde sofort auf die Polizei schicken und Dir einen Denkzettel anhängen lassen, der mich für die Zukunft vor Deiner Aufdringlichkeit bewahrt. Marsch, auf der Stelle hinaus, Grobian!"

„Ich brauch' aber sechs Kreuzer!" wiederholte Beinlich

nachdrücklich, ohne sich um die Scheltworte der Dame zu kümmern.

„Wenn Du kein Geld hast, brauchst Du auch keinen Kaffee zu trinken.“

„Das Fräulein trinkt ja auch Kaffee.“

„Ich habe auch Geld dazu.“

„Das ist ja eben das Unrecht,“ keifte Beinlich, „das adlig' Zeug hat Alles und ein ehrlicher, braver Mensch nichts.“

„Du Faulpelz, wenn Du etwas thun möchtest, verdientest Du auch Geld. Geh' doch hinaus und arbeite mit an der Eisenbahn!“

„Nun sein Sie mir aber gar ruhig, das hab' ich nu schon oft genug gehört! Aber das trifft immer zu, die alten Jungfern sind und bleiben die lös'ten gegen bedürftige Leut'.“

Mit diesen Worten schied der Bettler aus dem wenig gastfreundlichen Haus.

Eine der ersten Personen, die ihm begegnete, war der Bierwirth Hagemann, ein durchtriebener Spaßvogel.

„Dicker,“ redete er den Bettler an; „man sieht Dir's an, daß Du Hunger hast. Warte ich will Dir sechs Kreuzer geben, kauf' Dir 'was.“

„Das ist gescheid, Hagemann, ich bin meiner Seel' noch stocknüchtern. Ich hab' übrigens auch lang' nichts von Ihnen gekriegt.“

Hagemann griff in seine Tasche und nahm einen koburger Sechser heraus, welchen er schon lange mit sich umhergetragen, händigte ihn dem kaum dankenden Beinlich ein und machte sich alsdann aus dem Staube. Die sechs Kreuzer brannten den Kleinen wie Feuer, er beschloß, sie gleich rouliren zu lassen und verfügte sich zu diesem Behufe in den schon oft erwähnten Verkaufsladen Häßler's, wo diesmal der alte Herr, den Beinlich durchaus nicht leiden konnte, gegenwärtig war. Einige fremde Bauern standen um den Ladentisch und bezahlten eben große Quantitäten Colonialwaaren, welche sie eingekauft.

Ihr Geschäft zwang sie also, sich so nahe an den Ladentisch zu stellen als wie möglich, um ihr Geld aufzuzählen. Kaum war der Bettler eingetreten, als er auch schon die Bauern über Seite stieß und mit zorniger Stimme schimpfte:

„Ihr Bauernkerl', wo seid Ihr denn her? Könnt Ihr nicht ein Bisle zur Seite tret', wenn ein Bürgersmann kommt! Seitdem die Gesellschaft das Geld in den Händen hat, was sie uns für ein bisle Korn bezahl' läßt, kann man gar nimmer mit ihnen auskomm'! Platz gemacht!"

Die Bauern kannten ausnahmsweise den Grobian nicht, fragten ihn also ziemlich barsch, wer er denn sei.

„Wer ich bin? Ich bin der Hutmachermeister Beinlich!" rief der Bettler und warf sich in die Brust. Als die Bauern Beinlichen in Folge dieser Antwort mit großen Augen anblickten, rief der alte Häßler dazwischen:

„Ja, ja, so ist's, der Beinlich ist sogar noch mehr?"

„So?" fragte Beinlich, der seinen Feind kannte, halb mißtrauisch, halb stolz.

„Jawohl, er ist auch Fechtmeister."

„Häßler, Ihr seid von jeher ein unverschämter Kerl gewes', Ihr werd't auch immer einer bleib'. Eins rath' ich Euch aber, laßt Eure Grobheiten, sonst betret' ich Euch den Laden auf Ehr' nicht wieder."

„Adieu, Beinlich."

„Halt' Euer Maul, ich werd' meinen Abschied schon selber nehm'."

„Wenn Du nicht gehst, Beinlich, so gehe ich fort," sprach der Kaufmann, sein Geld einstreichend, anscheinend voller Entrüstung und ging da sein Sohn gerade eintrat.

„Meintwegen geht zum Teufel und seiner Großmutter," lautete des Bettlers Antwort, „ich halt' Euch nicht."

„Schnurrkauz," sprach der junge Häßler im verweisenden Tone zum Bettler, „Wenn Du Dein loses Maul nicht hältst, so hat der Scherz ein Ende und Du wirst einmal hinausgeworfen."

„Nu guck nur einmal ein Mensch," quäkte Beinlich sehr verletzt, „ein Grobian geht fort, ein Flegel kommt."

„Den Augenblick hinaus, unverschämter Mensch!" rief Häßler und wies dem Bettler die Thüre.

„Ich bleib' da, weil ich was kauf'."

„Jawohl, ohne Geld."

„Ohne Geld, ohne Geld! Bei Euch kriegt man wohl was ohne Geld?"

„Marsch, fort! sag' ich."

„Ich will ein Viertelpfund Kaffee!" schrie Beinlich zur Entgegnung.

„Zeig' erst einmal, daß Du Geld hast."

„Da, Geizkragen!" rief der Bettler unwillig und warf seinen falschen Sechser auf den Tisch.

„Den behalt nur, Beinlich. Koburger Sechser nehmen wir nicht."

„Den müßt Ihr nehm', er ist vom Hagemann."

„Und wenn er vom König von Preußen selber wär', nähm' ich ihn doch nicht."

„So? Jetzt geh' ich gleich zum Hagemann, wenn der mir keinen anderen Sechser giebt, verklag' ich ihn auf der Polizei."

„Das ist mir einerlei, jetzt machst Du, daß Du fort kommst."

„Nur nicht zu hitzig, Häßler, ich geh' wenn ich will und nicht, wenn Ihr wollt, verstand'?"

Auf Hagemann schimpfend ging Beinlich fort; es dauerte jedoch gar nicht lange, so erschien er heiteren Gesichtes wieder und schlug vergnügt auf seine Hosentasche.

„Der Hagemann ist doch ein vernünftiger Mann," quäkte er, verbesserte sich aber sogleich und fügte bei, „er ist aber auch so ziemlich der einzige hier in der Stadt. Er hat mir einen guten Sechser gegeb' und den alten gelass'. Ich mußt' auch eine Portion Pöckelbraten eß'. Häßler, wißt Ihr was? Ich geb' Euch den koburger Sechser, Ihr gebt ihn den Hagemann wieder, Ihr geht doch hin zum Bier."

„Beinlich, Du bist doch das schlechtste Subject in der Stadt. Schämst Du Dich denn nicht, den Hagemann, nachdem er Dich so gut behandelt, auch noch betrügen zu wollen?“

„Nur nicht geschimpft, das bitt' ich mir aus. Ich verlang' mein Viertelpfund Kaffee, Ihr aber habt Euer Maul zu halten.“

Beinlich erhielt die gewünschte Waare und wollte sich eben entfernen, als Häßler ihm nachrief:

„Schnurrer, trag den Koburger zum Goldschmied Pfeil, der nimmt ihn um drei Kreuzer.“

„Das wär eine schöne Wirthschaft,“ schmollte der Bettler, „was denkt Ihr denn! Ich werd' wohl was an meinem Geld einbüßſ'. Ich bring' ihn schon unter, glaubt mir nur. Adjes. Apropos, morgen ist meinem Züngle, dem Luwile, sein Geburtstag, ich werd's am Vormittag herschick'.“

„Es ist recht, Beinlich, komm aber selber mit, um zehn Uhr.“

„Ich komm', ich komm' wahrlich,“ betheuerte Beinlich, wenn schon ihm seine Zusage gleich das erste Mal geglaubt wurde.

Häßler nahm sich vor, sich einen Scherz mit dem Grobian zu erlauben und lud zu diesem Behufe Nelke, Schwarz und noch einige Bekannte ein, sich um zehn Uhr kommendes Morgens bei ihm einzufinden. Alle sagten zu und stellten sich pünktlich ein.

Auch Herr Beinlich ermangelte nicht, mit dem Schlage zehn Uhr zu erscheinen. An der Hand führte er das Kind, welches heute recht sauber gewaschen und besonders hübsch gekämmt war. Ein langer kunstgerechter Scheitel, ein Meisterstück der Ricke, lief über den ganzen Kopf weg und theilte das feine, flachsgelbe Haar recht reinlich ab. Zu allem Ueberfluß hatte es die sorgsame Pflegerin noch weidlich mit Wasser befeuchtet, um ihm, falls es sich in der neuen Lage nicht behaglich finden sollte, zum Mindesten auf eine halbe Stunde Dauer zu verleihen.

Weil er ein reiches Geschenk auf das Bestimmteste er-

wartete, ließ sich Beinlich zum ersten Male zu dem gebräuchlichen Gruße: „guten Morgen" herab, doch klang er mürrisch und erzwungen.

„Guten Morgen, Beinlich, guten Morgen, Kleiner," lautete die Antwort der Anwesenden einstimmig, „komm Louis," nahm alsdann der junge Häßler das Wort, „wir gratuliren Dir zum Geburtstage, mögst Du noch dicker und gröber werden als wie Dein Onkel, hier hast Du auch ein schönes Angebinde."

Mit diesen Worten holte er einen mächtigen Strauß der schönsten Rosen, Levkoyen, Nelken und sonstiger Zierpflanzen und überreichte ihn dem Kleinen, der nicht recht wußte, wie er daran war, indem ihm der Oheim jedenfalls ganz andere Sachen vorgemalt hatte, die es heute setzen werde.

Beinlich, als er die Sachlage überschaute, vernichtete die Frevler fast mit einem Basiliskenblicke. Da das Kind, jedenfalls um nur etwas zu bekommen, mit beiden Händchen nach dem bunten Strauße langte, machte er seinem Grimme endlich Luft.

„Luwile," quäkte er, „laß' ihnen doch ihr Kühfutter, wenn sie nichts Besseres bezahl' könn'. Einen Strauß giebt ja kein Schuster einem Kind, ein anständiger Mensch aber gar nicht. Geht mir weg mit den Herrn, da sind mir einfache Bürgersleut' und dumme Bauern lieber. Ist das auch eine Manier, einem armen Jüngle so einen Busch zu schenk'! Von Gras leb' wir, Gott sei Dank, noch nicht."

„Beinlich," lachte Schwarz, „die Blumen riechen aber köstlich."

„Ich hätt' bald was gesagt! Bratwürst riechen zehnmal besser! Hungerleider sind' arme Kinder blos mit Sträuß' ab. Jetzt macht aber nur keine Umständ', geschwind, was 'raus gerückt, eh' ich auspack'. Umsonst will ich nicht hergelauf' sei'."

„Was wünscht Ihr denn eigentlich, Dicker?" fragte ihn Nelke.

„Was Ordentliches,“ quäkte Beinlich, „mein Jüngle wird heut' vier Jahr alt.“

„Da wird das Kind bald in die Schule müssen,“ nahm Häßler das Wort, „es ist daher das Beste, wir schenken ihm eine Schiefertafel und ein paar Griffel, damit der Junge einmal etwas Ordentliches lernt.“

„Jawohl, eine Schiefertafel! die kost' doch nichts, o Ihr Pfennigschinder! Wenn Ihr kein Geld habt, so laßt einen ungeschor'.“

Als auf diese Aeußerung hin einige der Anwesenden Anstalten trafen, die Portemonnaies zu ziehen, wehrte Häßler ihnen mit den Augen ab, dem Bettler war jedoch weder das Eine noch das Andere entgangen.

„Häßler,“ schrie er, „an Eurer Stelle schämt' ich mich doch wahrlich der Sünd', ordentliche Leut' abspenstig zu mach', daß sie einem armen Menschen was geb'. Aber von Euch ist man nichts Anderes gewöhnt, Ihr war't von jeher ein ordinärer Kerl und werd't auch einer bleib'. Ihr Herrn,“ wandt' er sich mit weicher Stimme an die Uebrigen. „Ihr gebt mir was, ich weiß's, ich thu' Euch auch wieder einmal einen Gefallen.“

Während die anwesenden, jungen Leute einige kleine Münze zusammensuchten, die Herr Beinlich ziemlich mißvergnügt und ohne Dank einsteckte, da er mehr erwartet, brachte Häßler ein nagelneues Zwanzigdollarstück in Gold, hielt es dem Bettler vor und sprach:

„Dicker, das geb' ich Dir, wenn Du mir den Laden nicht mehr zu betreten versprichst.“

„So? Wie viel kost' denn das Ding?“

„Zwanzig Dollar.“

„Das werden so fünfzig Gulden sein?“ bemerkte Beinlich für sich, indem er mit einer Handbewegung andeutete, daß er überlege, „hm, ich weiß nicht, komm' ich so oder so besser weg. Häßler, ich denk' ich thu's. Gebt das Ding her, man kriegt so nichts Gescheides mehr bei Euch.“

„Was wollt Ihr denn mit dem vielen Gelde anfangen, Beinlich? Wollt Ihr Euch keinen Hund halten?“

„Ich war willens, mir ein Wachtelhündle anzuschaff', wenn nur die Hundssteuer nicht wär'. Darüber kratzt mir die Ricke die Augen aus. Fütter' wollte ich so ein Thierle ja gern. Häßler, her mit dem Geld, ich muß fort.“

„Beinlich,“ entgegnete dieser, „ich habe mir die Sache besser überlegt, ich will es lieber anders machen.“

„Anders mach'! Ja wohl, wenn ich nu nicht darauf eingeh', wie ist's denn nachher? Wie wollt Ihr's denn mach', he?“

„Ich schmeiße Dich 'naus, so oft Du kommst; das ist viel billiger.“

Häßler steckte das Geldstück ein. Des Bettlers Zorn kannte jetzt keine Grenzen mehr.

„Ihr wollt mich 'naus schmeiß'? Da müßt's kein Gericht mehr in der Stadt geb',“ blökte er. „Nur von mir hängt's ab, ob ich in Euren schlechten Laden geh' will oder nicht. Verstand'?“

„Beinlich, ärgert Euch nicht über den Menschen,“ beruhigte Schwarz den Entrüsteten, „ich will Euch auch einen recht guten und schönen Verdienst zuwenden.“

„Und das wär'?“

„Les't Aehren, beim Bauer Weißenborn steht das Korn steht das Korn schon in Haufen.“

„Wißt Ihr was, Schwarz? Wenn das Aehrenlesen so ein schön Vergnügen ist, so les't Ihr doch selber, ich dank' dafür. Ihr könnt mir übrigens recht den Buckel 'nauf steig', adjes. Halt, den Strauß nehm' ich doch mit, vielleicht giebt mir Jemand ein paar Kreuzer dafür.“

Unter dem heimlichen Gelächter der Anwesenden entfernte sich der Grobian, sein Enkelchen nach sich ziehend.

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Herr Beinlich wird niemals ein Salonmensch werden und sollte er

Methusalemsalter erreichen. Sein Enkelchen verräth aber schon ganz schöne Anlagen zum Grobsein und würde bei der nöthigen Ausbildung und dem würdigen Beispiele seines Erziehers den Vers eines altbekannten Volksliedes jedenfalls nicht in das Gesicht schlagen:

Wer ein Geld hat, der kann grob sein,
Und wer keins hat, der kann's auch sein.

Der Weingeh.

Nirgends ist wohl die Vorliebe oder vielmehr die Leidenschaft für Singvögel, respective Waldvögel, größer, als wie bei dem Bewohner des Thüringer Waldes. Besonders grenzt die Liebhaberei für gute Finken oft an Narrheit und wenn sie in der neueren Zeit auch um ein Bedeutendes nachgelassen, so vermißt man doch nur höchst selten in einem Bauernhause einen derartigen Vogel. Von Rothkehlchen, Grasmücken, Lerchen und anderen Vögeln finden sich stets Vertreter sowohl beim reichen Bauern, als auch in der ärmsten Hütte. Wie selten jetzt auch noch ein guter, rein und ächt schlagender Finke angetroffen wird, so bezahlen Liebhaber die wirklich weniger als Mittelguten immer noch mit einem bis zwei Carolin. Und gerade der arme Mann ist der eifrigste Verehrer derartiger Vögel. Lieber ißt er mit seiner ganzen Familie Wochen lang trockenes Brod, um die Erwerbung eines guten Doppelschlägers (der Begriff wird noch erklärt werden) zu ermöglichen. Der Schlag eines solchen ist Himmelsmusik für sein empfängliches Ohr, welches keinen anderen Reiz kennt. Für einen eingefleischten Finkenfreund ist der Nachtigallengesang gar nichts, der Doppelschläger ist der König der Waldsänger. Bei seinem Anblicke leuchtet sein Auge im begehrlichen Glanze, der Odem stockt, die Hand zittert. Er vernimmt den Schlag und nun giebt es nur noch ein Bestreben. Den kleinen Sänger, welcher keine Gefahr ahnt, zu fangen.

Ist diese Liebhaberei auf den Dörfern des Thüringer Waldes eine Leidenschaft, so ist sie in Ruhla zur Wuth ge-

worden. Ich werde in dieser Erzählung eine wahre Begebenheit mittheilen. Sie ist zwar schon eine Reihe von Jahren alt, wirft aber des ungeachtet ein genaues Licht auf die Leidenschaft der dortigen Bewohner, welche bei Weitem nicht erloschen ist, sondern noch in vollen Flammen glüht.

Ruhla ist ein Marktflecken von etwas über dreitausend Einwohnern und gehört halb zu Gotha, halb zu Weimar. Unfern vom Meiningschen Badeort Liebenstein, von Eisenach, Wilhelmsthal, Reinhardsbrunn, den Inselsberg, Wachstein u. s. w. ist er traulich in einem grünen Thale gelagert, ringsum von schroffen Bergen, einem riesigen natürlichem Zaune umzogen, die, wenn die goldenen Sonnenstrahlen die schwarzen Kiefernriesen mit dem Morgen- und Abendkusse behauchen, dem Auge ein reizendes Schauspiel bereiten. Neben den dunklen Fichten- und Kiefernbändern gewähren liebliche Gartenanlagen, ausgeschmückt mit den buntesten, duftenden Blumen sowohl dem Gesicht als auch dem Geruche eine angenehme Abwechselung. Ruhla streckt sich lang aus und ist wegen seiner Gewerbthätigkeit bekannt. Pfeifenschneider, Beschlägarbeiter, Messerschmiede und sonstige Eisenarbeiter liefern Waaren, welche von Ruhlaern selbst in der Welt herumgetragen werden. Solche Hausirer verlaufen sich sogar nicht selten bis in die Türkei.

Demnach giebt es in Ruhla viel Verdienst. Es geht aber auch wieder viel Geld auf, weshalb man daselbst gute Kramladen und Gasthäuser findet.

Eines zeichnet Ruhla vor allen Orten weit in der Umgegend aus, das sind seine schönen Mädchen. Fast ohne Ausnahme erfreuen sie sich einer schlanken Figur, hübscher Gesichtsbildung und eines auffallend weißen, zarten Teintes. Ohne jegliche Ausnahme sprechen sie eine Gaumensprache, sie schlürfen, wie man es nennt. Sie tragen sich ohne Unterschied reinlich, tragen ein Tuch auf eine eigenthümliche, sie aber sehr gut kleidende Art um das zu einem Neste geflochtene Kopfhaar geschlungen und sind etwas gefallsüchtig.

Wenn sich ein Ruhlaer Mädchen verdingt und in noch so ferne Gegenden kommt, so wird es doch nie, selbst wenn es die ganze Tracht ändern müßte, dieses Tuch ablegen.

Wegen ihrer Reinlichkeit, ihres Fleißes und fröhlichen Wesens sind sie überall als Dienstboten gerne gesehen und beliebt.

Um unsere Erzählung zu beginnen, versetzen wir uns in eines der Wirthshäuser. Es ist ein Märzabend. Am Tage über ist es schon ziemlich warm, die Nächte aber tragen immer noch das Gepräge des Winters, sie sind rauh und unfreundlich, wenn auch der Schnee schon geschieden ist.

Um den großen Tisch des Hauses sitzen fünf bis sechs Personen, offenbar dem Arbeiterstande angehörig, hinter einem gerade nicht gar zu kleinen Glase Branntwein. Mit Ausnahme eines einzigen, des vermögenden und corpulenten Bäckers Sturm, dessen Gesicht eine große Gutmüthigkeit verräth, trägt keiner eine Jacke oder einen Rock, sie liegen meistens mit den Armen auf dem Tisch, wodurch ihre ohnedies durch die Arbeit schmutzigen Hände auch nicht reiner werden.

Ein Mädchen von zwanzig Jahren, schlank und doch kernhaft und mit gefälligem Wesen sieht öfters nach, ob es kein Glas zu füllen habe. Es ist die Tochter des Wirthes und heißt Grethchen.

Eben füllte es ein Glas und setzte es einem soerst Eingetretenen hin. Es war dies ein langer, hagerer Mann mit eingefallenen Wangen; gefurchter Stirne, mit Falten im verwitterten Gesichte und etwas gebeugter Haltung. In seinen Augen glänzte jedoch ein Feuer, welches eben so gut auf Verstand, als auf heftige Begierde und Leidenschaftlichkeit schließen ließ. Der Anzug des Mannes zeugte von Dürftigkeit. Es war der Messerschmied Martin, der Hauptvogelsteller im Orte, dessen funfzig Jahre kein Wetter scheuten, wenn ein guter Vogel zu fangen war.

Seine Passion zum Vogelfang war grenzenlos. Einstmals, als zur Strichzeit der Vögel ungünstiges Wetter eintrat,

das voraussichtlich einige Tage andauerte, ging er des Samstags mit seiner Frau zur Beichte, um Tags darauf das heilige Abendmahl zu empfangen. Wie geschah ihm aber, als er des Morgens um drei Uhr erwachte und sah, daß sich das Wetter geändert hatte und der Tag ein schöner zu werden versprach. Rasch ergriff er seinen Lockvogel, seinen Leimruthenbündel und nun ging es hinaus. Als er beim Pfarrhause vorüber eilte, gewahrte ihn der geistliche Hirte und rief ihm höchlichst erstaunt zu:

„Nun, Martin, wohin? Wißt Ihr nicht, daß Ihr heute zum Tische des Herrn gehen müßt?“

„Herr Pfarrer,“ antwortete der begierige Vogelsteller, „ich komm' schon ein andermal, heut streichen die Crienitzen (Kreuzschnäbel) und da darf ich nicht fehlen.“

Der Pfarrer, welcher seine Leidenschaft kannte, drückte ein Auge zu, denn der Martin war außerdem ein nicht unfrommer Mann, der einige Zeit darauf mit mehr Andacht zum Abendmahle ging, als vielleicht irgend Jemand im Dorfe. Rothkehlchen, Lerchen, Wachteln, Drosseln, Meisen, Gimpel, Kreuzschnäbel, Nachtigallen, Grasmücken, Amseln, Stieglitzen, Zeisige, Bachstelzen, verschiedene Arten von Tauben, kurz alle Vögel des Waldes waren bei ihm in zahlreichen Exemplaren vorräthig und standen zum Verkauf, die Finken aber hatte er zu seinem eignen Vergnügen. Es mußte einer derselben schon sehr schlecht sein, wenn er ihn verkaufte. Ihre Fütterung und Wartung besorgte er auch eigenhändig, während er die der übrigen seiner Frau und seinen Kindern überließ, deren er sieben besaß.

Fast gleichzeitig mit dem Vogelsteller ließ sich ein Mann, der früher an einem anderen Tische der ziemlich besuchten Schenke gesessen, an diesem nieder. Wenn man ihm in das Gesicht blickte, vermeinte man einen Raubvogel zu sehen. Graue, lauernde Augen warfen argwöhnische Blicke umher, buschige Brauen zogen sich über der schmalen, krummen Nase zusammen; der Mund wurde durch einen langen, zottigen Bart verdeckt,

das Kinn stand weit vor. Das Gesicht trug eine wettergebräunte Farbe und war schmal. Der ganze, ziemlich lange Mann trug fast kein Fleisch auf dem Leibe, er hing ordentlich in seinen grünen Kleidern. Es war der gothaische Revierförster Stotz, ein sehr gefürchteter Mann.

Wie schon bemerkt, nahm er seinen Platz neben dem Vogelsteller. Zu dessen anderer Seite saß ein kleiner, buckliger Mann mit schalkhaftem und doch zugleich überaus gutmüthigem Gesichte, der Meerschaumschneider König.

„Martin, wie hat's heut' gegangen?" redete der Förster den Vogelsteller an. „Habt Ihr brav eingefangen? He, Finken, wie viel Finken?"

„Ach Du lieber Gott," lautete die Antwort, die des tiefen Seufzers halber von einem Gichtbrüchigen zu kommen schien. „Heut zu Tag' hat sich's was mit den Finken. Was giebt's noch? Gar nichts. Läßt sich denn noch ein gescheider Fink hören? Bettelzeug, nichts wie Bettelzeug. Man möcht' vor lauter Aerger gar keine Leimruthe mehr anfassen."

„Es heißt's Euch ja kein Mensch, Gevatter," warf der Pfeifenschneider König dazwischen, worüber ihn der Förster einen strafenden Blick zuwarf, der ihn jedoch durchaus nicht incommodirte.

Der Vogelsteller schien derartige Redensarten gewohnt zu sein. Er begnügte sich daher mit der Entgegnung.

„Gevatter König, wenn Ihr nicht so gar dumm und einfältig wär't, so nähm' ich Euch Euer Gered' übel. Ihr habt Euer Lebtag noch keinen Finken gehabt, da wiß't Ihr so ein Thier auch nicht zu schätzen. Herr Gott! Wenn ich nur noch an meinen seligen Vater seinen Weingeh (wird gleich erklärt werden) denke, was war das für ein Vogel! So 'was ist aber vorbei."

Die Augen Martin's leuchteten dabei, wie ein paar glühende Kohlen.

„Ja, es ist meiner Seel' wahr," bestätigte ein am Tische

sitzender Messerschmied, „die Finkenzeit ist vorbei, wir in der Gegend haben auch kein gescheid Vögelchen mehr. Es ist grad so, als ob uns die Finken mit Fleiß vermieden.“

„Da haben sie auch recht, daß sie nicht mehr kommen, das nehm' ich ihnen gar nicht übel, daß sie sich nicht von jedem Lump, von jedem hergelaufenen Kerl fangen lassen. Das verstehe die Thierche so gut wie wir, die sind gescheider, wie mancher Mensch, — ein stechender Blick fiel auf seinen Gevattersmann — Wer muß aber darunter leiden, wir die rechtschaffenen Leut', die klugen Leut'.“

„Die klugen Leut' bleiben zu Hauſ' und arbeiten lieber,“ bemerkte König, „als daß sie den armen Thierchen nachstellen und sie hernach in einem kleinen Häusche zu todt quälen. Da bringen sie's auch weiter und haben, wenn das Jahr um ist keinen Aerger und ein paar Thaler in der Kommode. Wenigstens mach' ich's so. Ich arbeit' meine Zeit durch und laß die Finken Finken sein. Hast Du mich verstanden, Martin? Mach's g'rad' so!“

Bei diesen im ernsthaften Tone gesprochenen Worten schaute sich der Martin mit dem Blicke eines Märtyrers im Kreise seiner Bekannten um, er appellirte stillschweigend an deren bessere Ueberzeugung, wo ihm dann ein großer Triumph nicht ermangelte.

Der Förster zuckte die Achseln ob des Meerschaumschneiders Dummheit, den Uebrigen aber genügte eine solche lautlose Demonstration keineswegs. Es fielen Redensarten, wie: „Du Ochs, wovon Du nichts verstehst, halt Dein Maul,“ oder: „Du hast das liebe Jahr durch einen Vogelkäfig auf dem Buckel und willst über Leut' schimpfen, die Vögel halten,“ oder „wenn Ihr nur Euern Schnaps habt, weiter braucht Ihr nichts!“ u. s. w. Der Meerschaumschneider aber lächelte ruhig zu den Vorwürfen und erwiderte blos:

„Die Vögelche sind dazu da, um in der Freiheit 'rum zu fliegen und nicht, daß man sie in den kleinen Häuschen einsperrt.“

„O Du Narr," schrie der Martin, „was schwatzst Du wieder einmal für gar einfältig Zeug. Wo singt denn der Fink besser, im Häusche oder in der Freiheit? Nicht wahr, im Käfig und Du willst doch reden, sie gehörten in die freie Luft. Geh' mir weg."

„Wenn sie in die Häuschen gehörten, da hätt' sie der liebe Herrgott schon 'nein gethan," versetzte der Bucklige. „So aber hat er ihnen die Flügel gegeben, daß sie 'rum fliegen."

„Und den Schnabel zum Singen," fiel der Förster dazwischen. „König, Ihr haltet das Maul. Wenn jeder Fink einen Buckel hätt' wie Ihr, und der wär' von Meerschaum, da fingt Ihr die Finken auch. So versteht Ihr aber nichts vom Finkenschlag und wovon man nichts versteht, da hält man sein Maul."

Der Pfeifenschneider schwieg, doch sprach sich in seinen Zügen ein offenbares Bedauern aus. Man kehrte sich nichts mehr an ihn. Der Förster Stotz hub an:

„Martin, Ihr wißt, ich bin noch nicht lang' hierher versetzt worden. Ich bin aus Bischleben an der Gera gebürtig, wo man von den Finken gar nichts kennt. Ihr seid also so gut und theilt mir einmal mit, wie sich ein guter Finke von einem schlechten unterscheidet und was es mit dem Schlag für eine Bewandtniß hat. Ihr seid ja weit und breit als Vogeltobias bekannt."

Sichtlich geschmeichelt rückte der Vogelsteller etwas näher an den Förster, nahm einen Schluck Schnaps zu sich, räusperte sich und wollte eben beginnen, als ihn der Förster unterbrach:

„Martin raucht Ihr denn nicht."

„Nein, Herr Förster, ich rauch' nicht, ich schnupf' nicht, ich glaub' ich könnt' auch Essen und Trinken entbehren, wenn dem Engelmann, dem Schnittwaarenhändler, sein Doppelschläger mein wär', der ist noch von gutem Korn, es ist ein Reitzug, ein richtiger Harzer Doppelschläger. Mein bester Fink ist nur ein lumpiger Weingesang."

„Was schwatzt Ihr da von Reitzug und Weingesang? Ich meint', Ihr wär't nicht bei Trost," sprach der Förster.

Die ganze Gesellschaft blickte ihn an, als ob er dem Irrenhause entsprungen sei. Endlich machte sich das allgemeine Erstaunen in den Worten Martin's Luft.

„Sie sind Förster, herzoglicher Förster, sie kriechen den ganzen Tag im Wald' 'rum und wissen nicht, was ein Weingesang ist? Mit dem Reitzug will ich's gar nicht so genau nehmen. Aber geh'n Sie weg, Sie spaßen. Nein, es ist wahrlich zum Lachen, wenn ein Mensch den Weingesang nicht kennen thät', noch dazu wenn er auf der Schul' war, wie der Herr Förster."

„Schwatzt nicht soviel, alter Gährmichel," rief der Förster ärgerlich aus, „sondern steht mir lieber Rede und erklärt mir die verschiedene Arten, wie die Finken singen."

„Der Fink singt nicht," ließ sich eine Stimme am Tische vernehmen, „wenn ein Vogel in seinem Lied ordentlich spricht, wie ein Mensch, so nennt man's Schlagen. Der Fink schlägt, die Nachtigall auch, was aber so ein Rothkehlche oder ein Stieglitz ist, das Gezeug singt."

„So," sprach der Förster Stotz gedehnt; „ich danke für die gütige Belehrung."

„Auf dem Dorf kann man auch noch 'was lernen, ja, ja!" war des Ersteren kurze Antwort.

Stotz strafte den frechen Menschen mit Verachtung und gab dem Vogelsteller mit dem Kopfe ein Zeichen, er möge beginnen. Der Martin sah die Verlegenheit des Forstmannes und hub an.

„Wie die Finken aussehen, das brauch' ich nicht zu sagen, das weiß wahrlich jeder Mensch auf der Welt, sogar ein Kind von einem Vierteljahr —"

„Wie ein Fink aussieht, das weißt Du, Gevatter," warf der Meerschaumschneider König dazwischen, „was aber zu einer Kuh, oder einen Ochsen gehört, kennst Du nicht."

„Ein Ochs sieht grad' aus wie Du und ein Kameel auch," rief der ärgerlich gemachte Vogelsteller aus.

„König," sprach der Förster strenge, „wenn Ihr Euer ungewaschenes Maul nicht haltet, so steche ich Euch ein paar Ohrfeigen, daß Euch der Kopf brummt. Martin, fangt endlich einmal an."

Der Gerufene fuhr fort:

„Den Unterschied giebt's aber noch unter den Finken. Nach der Mauser sind die Farben immer heller, das Roth an der Brust wird fleischfarben und sie kriegen Grauköpf'. Sieht man aber so einen Graukopf im Frühjahr, so ist es ein Männche im zweiten Jahr, die lernen noch gar gut von einem Stubenvogel."

„Wie alt wird denn so ein Thierchen?" fragte der Förster.

„Wie alt die Finken im Freien werden, weiß ich gerad' nicht. Ich hab' aber einen Hochzeitbier drei und zwanzig Jahr und sieben Monat im Häusche."

„Wie alt ist denn Dein Christian oder Dein Bernhard? Weißt Du das auch so genau?" fragte König spöttisch.

Der Gevatter würdigte ihn aber gar keiner Antwort, sondern fuhr fort:

„Im Freien werden sie jedenfalls noch älter. Ueber eins wunder' ich mich aber noch alle Tag'. So ein Vögelche ist in ein paar Wochen ausgewachsen — aber nicht wie der König da — und lebt so vierundzwanzig, dreißig Jahr. Ein haarig Thier, so ein Hund oder was es ist, braucht viel länger Zeit, bis es vollkommen ist und wird nicht halb so alt."

„Die hält man auch nicht so wie die Vögel, die den Kindern vorgehen," schaltete der Pfeifenschneider flugs ein. „Für die Kinder wird das ganze Jahr kein Groschen Schulgeld bezahlt, bei so einem lumpigen Vogel geht's aber gleich um die Carlin. (Carolin = 11 Gulden)."

„Für Euch giebt freilich Niemand einen Silbergroschen," versetzte der rohe Förster, „als vielleicht ein Professor, daß er Euch in Spiritus setzt, Kobold."

„Sie setzt freilich Niemand 'nein," entgegnete der Pfeifenschneider so ruhig als wie sonst. „Sie tränken den Schnaps leer und lachten sich nachher einen Buckel."

„Ihr habt Euch Euren Tornister wohl auch angelacht?" fragte der gereizte Jäger.

„Nein, ich trage Ihren Bauch auf den Buckel, d'rum ist er so hoch. Gucken Sie sich nur einmal an."

Ein lautes Gelächter folgte seinen Worten. Der Förster aber knöpfte seinen Rock instinktmäßig zu, was ihm eben nicht durch zu große Körperfülle erschwert wurde.

„Ich wollt', ich hätt' die Hasen, die ihn so feist gemacht haben," schrie ein weimarischer Ruhlaer, der sich den Teufel um den Gothaer Förster kehrte.

„Ich wollt', ich hätt' das Geld für die Hasen," rief ein Anderer, dem der Förster ein Dorn im Auge war.

„Die Förstershasen kosten nichts, weißt Du das noch nicht?" versetzte der erstere wieder unter dem lauten Gelächter der Gesellschaft, „die Hasen, die der Hund fängt, die braucht er nicht abzuliefern und da fängt sie sein Hund halt alle."

„Das ist die Möglichkeit, es geht doch nichts über einen gescheiden Hund. Nun ist mir's auch klar, warum der Tiger so dürr ist. Erst glaubt' ich immer, er bekäm' Kostgeld und müßt sich die Kost selber stellen."

„Wie, selber stehlen? Drück Dich doch deutlicher aus."

„Das ist dem Hund seine Sach'."

Der Förster legte die Ohren an den Hals und that, als ob er nichts hörte. Mit einem spielenden Blicke merkte er sich die Lästerer aber recht gut. Sein höchster Wunsch war, dieselben einmal beim Holzen im gothaer Revier zu erwischen, er wollte ihnen da sowohl den Bauch, als auch die Hasen und den Hund anstreichen.

Der Vogelsteller suchte den Förster durch Weitererzählen aus der Verlegenheit zu reißen.

„Der Schlag von den Finken ist sehr verschieden, Herr

Förster," hob er an, „oder es war vielmehr so, denn gute Finken giebt es gar nimmer. So oft sich einer nur hören läßt, der halbwegs ein Bische schlägt und 'was Gutes zu werden verspricht, wups, so sind schon an die zwanzig, dreißig unverständige Leut' da und fangen den Vogel weg, eh' unsereins seine Leimruthen stellt. Nun bitt' ich Jemanden, wo soll da noch ein junger Vogel was lernen! Der richtige Finkenschlag stirbt bei uns noch aus."

„Gevatter, Du siehst wieder einmal den Splitter und vergißt den Balken."

„Ich hab' ein Recht dazu, daß ich Vögel fang, König."

„Wahrscheinlich hast Du eine Concession, gelt? Laß Du Deine Vogelstellerei vor's Oberamt kommen, so werden sie Dir Dein Recht schon erklären."

„Ach was, ich versteh' etwas vom Finkenschlag, also darf ich auch fangen. Ueberdies kaufen die meisten Herrn vom Amt ihre Vögel bei mir."

Der Meerschaumschneider schüttelte mit dem Kopfe, als ob ihn die Logik seines Gevatters nicht ganz überzeugt hätte, dahingegen dieser weiter zum Förster redete:

„Auf dem Harz geht es noch, daß man bisweilen gute Vögel fängt, weil die Leut sich dort nicht so hungrig stellen als wie hierum. Dafür sind auch die Harzer Doppelschläger die besten auf der Welt und dem Herrgott seine in dem Himmel müssen's nicht besser können. Ach Du lieber Jesus, wenn ich's erlebt, daß ich einmal so einen richtigen Weingeh fing, ich wollt' mir ein paar Finger von jeder Hand hacken, ich thät' auf der Welt nichts mehr, daß ich ihn wartete und ihm zuguckte; ich glaub', ich stäch ihm auch die Augen mit einem glühenden Draht aus, damit er blos an seine Strophen dächt' und den ganzen Tag und die ganze Nacht schlüg'. Aber unsereins hat kein Glück auf dieser Welt."

„Der richtige Härzer Doppelschlag, Herr Förster, oder der Weingeh, der muß aus fünf verschiedenen Strophen bestehen,

aus fünf Liedchen, die der Vogel nach einander schlägt, die letzte Strophe endigt sich mit einem lauten gezogenen „Weingeh, Weingeh.“ Nach jeder Strophe setzt der Vogel ein Bische ab. Unübertrefflich ist er aber, wenn er in jeder Pause sein Amen spricht.“

„Was ist das: sein Amen?“ fragte der aufmerksam lauschende Förster Stotz.

„Amen ist das „Pink“ was er ruft. Sehen Sie, Herr Förster, mit einem guten Finken redet unsereins, weil er grade so spricht, wie wir. Einen guten Weingeh hört man fast nie im Freien, die werden alle in der Stube gezogen, aber ein Königsvogel gehört halt immer dazu, der jung gefangen wird, gescheid ist und nichts vergißt.“

„Nach dem Weingeh kommt der Reitzug, der singt blos vier und zwar kleinere Strophen, aber das ist schön, daß er hoch anfängt und immer tiefer herunter klingelt. Die letzte Strophe wird mit einem Triller geendigt, dann wird das Wort Reitzug deutlich ausgesprochen und dann schließt er mit einem „Schnap.“ So einen hat mein Prinzipal, der Händler Engelmann; er weiß aber auch, was er hat, denn stolzer ist kein Kaiser, wie der.“

„Nun kommt erst der Weingesang, der gute schlägt vier Strophen, daß sie ein Oboist nicht besser bläst und zum Schluß ruft er „Weingieh“ (in der dortigen Sprache „Weingehn“): der wird schon in der Stube gezogen und zwar vom schlechten Weingesang, den man im Frühjahr sticht, (stechen eine Fangmethode, die im Verlaufe der Erzählung erörtert werden wird.) Der schlechte Weingesang, wie ich einen besitz’, schlägt drei Strophen, wovon die vorletzte fünf mal „Zap“ halten muß, sonst ist der Vogel nicht gut. Mit den andern ist es allen nicht weit her, sie singen wohl ganz gut, aber es ist halt doch nichts, wenn man einen besseren gehört hat. Da ist der „Fritz, Fritz, willst Du mit zum Wein gehn!“ oder „Fink, Fink, Fink, Fink, willst Du denn mit dem Bräutigam zieren!“ Der Schmal-

kälder Doppelschlag gefällt mir auch nicht. Was hab' ich denn an dem sogenannten scharfen Ruhlaer und gar an dem bische Thüringer: Finkferlink finkfink zisschpeuzia, pink; parverlalala-zischkutschia. Da ist mir der Tambacher Doppelschlag noch lieber, den schlagen aber auch blos Stubenfinken so tief, daß man es gar nicht meint. Erst fängt der Kerl ganz leis an, dann schnarrt er fünfmal, worauf er drei bis fünfmal paff ruft und mit dem Wort „Rüdidia" schließt. Nicht ganz übel sind die „Gutjahr". Davon unterscheidet man unsere und den Härzer. Der Gutjahr singt zwei Strophen, in der zweiten wirbelt er fünfmal, ehe es sein Gutjahr bringt. Der Härzer ist aber wieder besser, als wie unserer, Ihr wißt ja, warum? Nun giebt es noch eine Menge anderer Schläg', die sind aber für die blinden Hessen gut und für die dummen Leut' in der Stadt, die man anführen muß, wo man nur kann. Da ist der Waizenbier, der Trewithia, der Wurzgebühr, der Gerichtsgebühr, der Hochzeitsgebühr, der Gikgaak und wie sie alle heißen, unsereins nennt sie Alle mit einander „Putzscheer", weil er keinen Gefallen d'ran hat. So ein Weingesang, wie meiner ist, der kost' seine sechs, auch sieben Laubthaler, ein Reitzug ein paar Carlin, ein Weingeh ist aber heut zu Tag gar nicht mehr zu bezahlen."

„Nun, nun, macht's nur nicht gleich gar zu arg, so schlimm ist's noch nicht," lächelte der Förster und brüstete sich. „Da giebt's schon noch Leute, die haben Geld, wenn Ihr auch keins habt, Martin."

„Wenn ich einen Weingeh hätt', Herr Förster, nicht um eine Million Dukaten thät ich ihn her, meiner Seel," betheuerte der Vogelsteller.

„Aber um fünf Carlin," spöttelte der Meerschaumschneider. Jetzt traf ihn aber ein fast vernichtender Blick von Seiten des Gevattermannes, der alsdann mit der Miene eines heiligen Märtyrers sein Gläschen Schnaps austrank, um es sich durch das hübsche Grethchen wieder füllen zu lassen.

„Wie ist denn die Geschichte mit dem Stechen der Finken?“ fragte der wißbegierige Förster wieder.

„Geht Morgen einmal mit, vielleicht ist 'was mit Finken zu machen, außerdem fangen wir Crinitzen und Rothkehlche, meinethalben auch ein paar Grasmückche und Drosseln.“

„Nicht wahr die werden alle auf der Lock (durch Anlocken) gefangen?“

„Nein, die Crinitzen, die Dompfaffen und hauptsächlich den Finken fängt man auf der Lock, die Rothkehlchen und Lerchen treibt man, die Grasmücken und die anderen fängt man mit Ködern. Aber das sollt Ihr Morgen schon Alles seh'n.“

„Besonders auf die Lock bin ich neugierig. Habt Ihr denn einen guten Lockfinken, Martin?“

„Und was für einen!“ rief dieser mit leuchtenden Augen. Erst ruft er sein „Trief, Trief“ so zärtlich, bis sich ein Vogel beimacht und nun läßt er sein lautes „Hack, Hack“ erschallen, so tapfer, daß gleich jeder Fink auf ihn sticht. Das „Fink, Fink“, was sie manchmal rufen, nutzt zu nichts. Aber nun muß ich heim, um drei Uhr muß ich wieder auf, da ruf' ich Sie, Herr Förster, wir gehen in das Büchigt nach dem Meiningischen zu, dort ist eine Blöße, ob da nichts zu machen ist. Gut' Nacht zusammen.“

„Gut' Nacht Martin,“ rief der Haufe dem Weggehenden nach, der ein ganz angesehener Mann im Dorfe war, bei dem sich jeder Finkenfreund Rath holte, denn der Martin war als Vogeldoctor weit und breit berühmt. Freilich gewann sein Hauswesen wenig bei seiner Liebhaberei, die sich auch auf seine Kinder vererbt hatte. Wir wollen ihm in seine Behausung folgen.

Sein Haus liegt ziemlich am Ende des Dorfes und nicht mit Unrecht, denn es trägt weder durch seine Größe, noch durch seine Neuheit Etwas zu dessen Verschönerung bei. Im hellen Mondenschein nimmt es sich immer noch besser aus, als im Tageslichte. Schon in einiger Entfernung davon hört man ein

ziemlich lautes Klopfen. Es ist Martins fleißiger, zweiter Sohn Christian, der noch arbeitet. Wenn wir mit dem Alten in das Häuschen eintreten, finden wir eine Stube, ein Kämmerlein und einen Bodenraum. Dahinter befindet sich ein Schuppen mit einer Kuh. In der Stube sitzen zwei weibliche Personen beim Spinnrad. Es sind dies seine Frau Luise, deren Züge auf eine frühere, große Schönheit schließen lassen und seine Tochter Grethchen, ein siebenzehnjähriges Mädchen von tadellosem Wuchse und feiner Gesichtsbildung. Gekleidet waren sie beide in blaugedruckten Kattun. Drei Knaben von neun bis vierzehn Jahren hockten auf einer Bank, während ein vierjähriges Mädchen dem schnurrenden Rädchen seiner Mutter zuguckte. Im Kämmerchen daneben, wo des Vaters und des Sohnes Werkstätte war, hämmerte der zweite Sohn Christian. Der älteste Sohn Georg war Meerschaumschneider und arbeitete auf eigne Faust in Steinbach, wo er verheirathet war. Anna, die älteste Tochter, diente in Eisenach bei einem Professor.

Im Zimmer standen zwei Betten. Das eine ist für die Eltern bestimmt. Im zweiten schläft das Grethchen mit dem Schwesterchen Tienchen. Christian und die Knaben Bernhard, Adam und Fritz haben ihre Schlafstelle auf dem Boden, wo sie sich im Winter über allzu große Hitze eben nicht beklagen können.

Da uns die mattbrennende, aber sehr reingescheuerten Oellampe ein helles Licht nicht gewährt, so wollen wir uns mit der Umsicht in der Stube gedulden, bis die Sonne die freundliche Vermittlerin spielt. Um aber den aufmerksamen Leser in Etwas zu entschädigen, wollen wir ihm die Gespräche mittheilen, die vor der Ankunft des Vaters im Zimmer fielen.

„Grethche," redete die Mutter ihre Tochter an, „zu Ostern kommt nun der Bernhard aus der Schul', die Feiertag' sind vor der Thür', ob nur der Vater Anstalten träf', ihm was auf dem Leib zu schaffen, aber da wird das Bische Geld für Vögel und Futter 'naus geworfen und wenn er einen Finken sieht, der

ihm gefällt und sie gefallen ihm ja alle, so muß auch die Familie noch hungern."

„Mutter, wenn er nur heuer endlich einmal einen Weingeh fing, daß er dem Engelmann seinen Reitzug aus dem Kopf brächt'. Paß' auf, wir verfeinden uns noch mit den Leuten."

„Rath kann's schon werden, das thät aber nichts. So viel wie er für unsere Arbeit giebt, bezahlt uns jeder. Aber ich weiß schon, Mädche, was Du meinst, Du glaubst dem Engelmann sein Emil wird auch bös mit uns oder mit Dir."

„Mutter!" rief das feuerroth werdende Mädchen aus.

„Sei mir still, Mädche, ich weiß, was ich weiß. Ich hätt' auch gar nichts dagegen, wenn nur halbwegs Aussicht wär', daß er Dich einmal freien thät."

„Mutter, der Emil ist gut," entgegnete die Tochter mit niedergeschlagenen Augen.

„Der Emil ist gut, jawohl, was soll denn das nützen? Glaubst Du denn, daß der alte Engelmann, der 'Graf, je einmal seine Einwilligung gäb', wenn sein Herr Sohn ein arm' Mädche nehmen wollt'. Es kommt aber erst noch d'rauf, ob's der Emil ehrlich meint und Dir keine Narrenspossen weiß macht'. Mädche, Mädche," warnte die Mutter mit eindringlichem Tone, „nimm Dich in Acht, die reichen Leut' sind heut zu Tag' gar schlimm, nimm Dich in Acht, eh's zu spät ist und der Emil Dich anführt."

Das Grethchen senkte die Augen, die Mutter schwieg, beide spannen ernsthaft weiter.

Das kleine Mädchen war auf der Bank zur Seite der Mutter unterdeß eingeschlafen.

Die drei Knaben, welche sich mit dem Lesen des Katechismus beschäftigen sollten, vertrieben sich ihre Zeit auf eine, wenn auch nicht nützlichere, so doch angenehmere Weise.

„Bernhard, ich weiß was," sprach der zwölfjährige Adam mit geheimnißvoller Miene.

„Du wirst auch was rechts wissen," antwortete der Angeredete geringschätzig.

„Weiß Gott, es ist was Ordentliches, ich weiß ein Crinitzennest."

„Wo, wo, sind schon junge Crinitzerche drin?" fragte Bernhard mit vor Begierde leuchtenden Augen.

„Nehmt mich auch mit, wenn's ausgenommen wird," schrie der sechsjährige Fritz, „nehmt mich auch mit, Ihr kriegt auch Morgen früh mein Brod."

„Hältst Du gleich Dein Maul, Schreihals!" raunte Adam dem Kleinen zu und stieß ihn mit dem Elnbogen in die Rippen, daß ihm der Odem schier ausging.

„Laß Du's nur der Mutter oder dem Grethche hören, die werden Dir's schon weisen," versetzte der angehende Confirmant mit strafendem Blick. „Aber, wo ist denn das Nest, Adam. Wenn Du mir's sagst, nehm' ich Dich Morgen auch mit auf die Rothkehlchesjagd. Im Bäcker Sturm seinen Garten sind zwei Männche im Zaun, ach so schön, so schön wie dem Vater seine."

„Ich will auch mit, ich treib' ganz ruhig und sprech' kein Wörtche dazu," schlürfte der kleine Fritz und sah seine älteren Brüder mit flehenden Blicke an.

„Wenn Du Dein Maul hältst und sagst dem Vater nicht, daß ich von seinen Leimruthen nehm', da darfst Du mit," ergriff der Aelteste das Wort. „Wenn ich die Leimrütherche auf den Stock gesteckt habe und der im Zaun ist, so treibt Ihr zwei vom Sturm seinem Haus auf mich und ich von der anderen Ecke auf Euch zu, da haben wir die Rothkehlche gleich. Die Art Vögel setzt sich immer auf die äußersten Zweigelche und guckt nach Würmern, die fliegt gleich auf die Leimruthen."

„Wenn ich ein Rothkehlche wär'," sprach der kleine Fritz, mit vor Vergnügen leuchtenden Augen, „ich wär' gescheider, ich flög' nicht auf die klebrigen Ruthen."

„Wenn man Dich Schaf fangen wollt', braucht man blos

ein Butterbrödche aufzustecken, Dich fing man auf der Stell’,“ erwiderte der altkluge Bernhard.

„Wenn im Mai die Vögelche bauen, da nehm’ ich brav Nester aus,“ antwortete der kleine Bursche zu seinen Brüdern gewandt, die einen solchen Wunsch ganz in der Ordnung fanden, da sie es nicht anders machten.

„Nun will ich Euch auch sagen, wo mein Crinitzennest ist,“ hob Adam mit leiser Stimme an und schaute mit ängstlichen Blicken nach seiner Mutter, um sich zu versichern, daß sie nichts von seinen Heimlichkeiten vernehme. „Gleich an der Grenz’ im Meiningischen, wenn man auf Steinbach zugeht, steh’n so heidengroße Kiefern. Ganz oben im Gipfel ist ein Nestchen von grünen Tannen= und Fichtenreischen. Da hab’ ich denn zugeseh’n, wie die Alten gefüttert haben. Die Jungen holen wir und verkaufen sie nach Steinbach. Für das Geld kriegen wir hernach schon ein Schlaggärnche wie dem Vater seins.“

Der Gedanke an den Besitz eines solchen Kleinodes genügte schon allein, um die Wangen der Knaben freuderoth zu färben.

„Haben denn die Crinitzen jetzt schon Junge?“ fragte das Fritzchen, „die anderen Vögel paaren sich doch erst später.“

„Der Crinitz heckt vom Januar an bis zum April,“ entgegnete Bernhard in der Weise eines Schulmeisters. Plötzlich schrak er etwas zusammen und horchte aufmerksam.

„Der Vater kommt,“ raunte er seinen Brüdern; „laßt Euch nichts anmerken, sonst geht’s uns schlecht.“

Der Martin trat mit ärgerlichem Gesicht in das Zimmer.

„Was klopft denn der Christian noch so spät,“ rief er aufgebracht aus. „Sollen denn meine Finken in der Kammer gar keine Ruh’ haben?“

„Ja wohl, immer nur die Finken und die Finken wieder!“ entgegnete ihm sein Weib, wobei sich unverkennbarer Schmerz in ihren Worten ausdrückte, „erst kommen die Vögel, die Menschen sind Nebensach’. Die zwei Dutzend Federmesser für den

Engelmann müssen fertig werden. Woher sollen wir Brot nehmen für die nächste Woche. Die Kuh hat auch kein Futter mehr, Gras giebt's noch nicht, wo soll das 'naus, Martin."

„Der Christian kann des Morgens ein Bische früher aufsteh'n, da braucht er meine Finken nicht im Schlaf zu stören. So ein Thierche schläft blos des Nachts, da will es aber auch seine Ruh' haben."

„Der Christian steht schon früh genug auf und wenn er bis in die späte Nacht hinein arbeitet, so ist er ein guter Sohn. Er weiß, was der Familie zukommt. So gern wie er mit auf den Vogelherd geht, macht er doch lieber erst seine Messer fertig, daran solltest Du Dir ein Beispiel nehmen. Wie steht es denn mit dem Bernhard seiner Confirmation? Da ist noch kein Heller dafür im Haus und die Feiertag' sind vor der Thür. Martin, Martin, Du bringst's noch so weit, daß ich einmal die Fenster aufmach' und jag' die Vögel mit einander 'naus."

„Weib, das wär' Deine letzt' Stund'!" rief der Vogelsteller mit drohendgehobener Rechte. „Christian, jetzt hörst Du mir auf der Stell' auf zu pochen. Grethche, thu' die Suppe 'rein."

Alles gehorchte dem dictatorischem Befehle des Vaters. Man verzehrte lautlos eine große Schüssel Kartoffelsuppe. Teller brauchte die Familie nicht. Sie war so sehr von der Zweckmäßigkeit der tiefen Suppenteller überzeugt, daß sie sich eines recht großen, tiefen bedienten, der Schüssel selbst.

Nachdem die Abendmahlzeit genossen, legte man sich allseits schlafen mit Ausnahme Christian's, der einen Gang angeblich in Geschäftsangelegenheiten zu thun hatte. Er bestand aber darin, daß er die Magd des Pfarrers, seinen Schatz, besuchte.

Mit dem Schlage drei erhob sich der alte Martin am anderen Morgen. Sein erster Gang war in seine Kammer, wo seine Finken in hübschen, niedrigen Bauern hingen. Seine Lieblinge, ungefähr zwölf an der Zahl, saßen alle noch auf dem

Stängelchen, hatten die Köpfchen unter den Flügelchen und schliefen noch. Am längsten ruhte sein wahrhaft zärtlicher Blick auf einem kleinen, sehr sauber gehaltenen Käfig, der barg gewiß den Weingesang.

Nachdem er sie lange gemustert, that er in jedes Tröglein, das er zuvor vorsichtig herausgenommen und sorgsam gereinigt, eingequellten Rübsamen, nur einer erhielt etwas gequetschten Hanf, eine Leckerei für Finken, der Weingesang. Als dies geschehen, lief der Martin mit einem Topfe an den Brunnen um die Finken mit frischem Wasser zu versehen.

Dies geschah Alles so behutsam, daß auch nicht ein einziger erwachte. Um die in der Stube sich befindlichen zahllosen Vögel bekümmerte er sich höchstens in Krankheitsfällen. Doch kannte er sie alle und wehe dem, der es gewagt hätte einen zu entfremden. Unter Tausenden erkannte der Martin die Vögel wieder, die er schon einmal besessen. Ihre Wartung lag dem Sohne Christian, der Frau und dem Grethchen ob, die Kinder aber, worunter die kleinen verstanden wurden, erlitten schwere Züchtigungen, wenn sie sich Scherze mit ihnen erlaubten.

Von diesen Vögeln waren schon einige munter. Schon am frühsten Morgen führten zwei graue Bachstelzenmännchen unter großem Gezeter einen erbitterten Kampf gegen einander, obgleich sie sich kaum sehen konnten. Drei Wachteln scharrten unter dem Ofen im Sande und ließen von Zeit ein zufriedenes Schnurren hören. Es dauerte aber nicht lange, so weckte die eine, während die beiden anderen die Stube im Trabe durchliefen, mit einem leisen „Wärra, Wärra" und dann einem lautem zehnmal repetirten „Pickwerwick" die noch übrigen Schläfer.

Kaum war dies geschehen, so wimmelte es auch in der Stube wie ein Ameisenhaufen und die Wände regten ungeheure Schwingen. Die Bäume hinter dem Ofen und zwischen den beiden Betten wurden lebendig, ein Vogel nach dem andern begann sein Morgenlied, bald schrie und schlug Alles durch einander, daß dem Fremden Hören und Sehen vergangen wäre.

Nach dem Finkenschlage, war dies aber dem Martin die liebste Musik. Er schaute einige Augenblicke mit befriedigtem Gefühle in das Gewimmel, das mit neugierigen Blicken in die Freßgeschirre guckte.

Doch nun war es Zeit, das Martin ging. Er schnitt sich ein Stück Brod ab, nahm drei bis vier kleine Käfige mit Insassen unter den Arm, erwischte ein Bündel Leimruthen und einige Gärnchen, worauf er seinen Lieblingen ein freundliches Lebewohl zu winkte und alsdann ging.

Wir wollen ihn in der Dämmerung dahinschreiten lassen und noch einige Augenblicke unter der kleinen Welt verweilen. So wie es vollkommen zu tagen begann, erhob sich das Grethchen und kleidete sich rasch an. Kaum war dies geschehen, so trat auch schon der Christian, das Schurzfell umgethan, in das Zimmer.

„Guten Morgen, Grethchen."

„Guten Morgen, Christian. Schon ausgeschlafen?"

„Freilich, ist der Vater wieder fort?"

„Wie kannst Du nur fragen, der wird wohl einmal zu Hauſ' bleiben."

„Ja, s'ist wahrlich wahr, er läuft immer 'naus und ich muß zu Haus' hocken. Wenn aber die Woche 'rum ist und meine Messer abgeliefert sind, da halten mich keine zehn Pferd', ich geh' auf den Herd und in die Tränk."

Das Grethchen schüttelte halb ärgerlich, halb wehmüthig das schöne Köpfchen.

Sie machten sich sofort daran, die Thierchen mit Futter zu versehen. Einige, altbackene Semmeln wurden eingeweicht, dann ausgedrückt und mit einer Quantität Weizengries und einigen Tropfen Milch zu einem äußerst zähen, oder vielmehr brockbaren Teig angemacht, den man in verschiedene große thönerne Tröge füllte. Christian leerte die ganz gleichen Wassergefäße und füllte sie mit klaren Brunnenwasser. Alsdann verstreute man einige Hanfkörner in die Stube und warf etwas Rübsamen unter den Ofen und die Betten.

Das Futter stand kaum auf dem Erdboden, so konnte man ein possierliches Gewühl erblicken. Jeder Vogel beeilte sich zuerst zum Troge zu kommen und doch hatte kaum der zehnte Theil Platz daran. Die hinteren suchten die vorderen zu verdrängen. Diese machten theilweise Kehrt, theilweise sprangen sie gar in den Trog, wo dann Alles über die Unverschämten herfiel. Wenn einer sich gesättigt, so schlich er sich davon. Der Kampf um die Leibesnahrung dauerte fort. Als die unverträglichsten und bissigsten zeichneten sich drei grüne Zeisige und zwei Meerzeisige aus, welche zusammen hielten. Ein rother, alter Hänfling führte zwei Stieglitzen, zwei Dompfaffen und sechs große, aber etwas sehr verzagte Feldlerchen gegen sie, sie errangen aber nicht den mindesten Erfolg. Was aber das Geschrei anbelangte, so konnte man darüber, als über ein zu geringes nicht eben klagen. Pfiffige Meisen jeder Gattung, behende Rothkehlchen, kühne Bachstelzen, heimtückische Zerten u. s. w., betheiligten sich nicht an dem Kampfe, benutzten jedoch jede Lücke, um sich schnell einen Schnabel voll Futter zu holen und alsdann zu entfliehen. Ein großer Staar mit ausgerupftem Schwanze ging wie ein Polizeidiener im Haufen herum und biß und raufte die ihm nicht gewachsenen Vögel, wozu er mörderisch schrie. Seine Kraft reichte jedoch nicht immer aus. Als ihm einige vereinte Bachstelzen herzhaft zusetzten und ein Tags vorher von ihm übel zerzauster Dompfaffe sich seinen Feinden anschloß und sie zum hartnäckigen Kampfe anfeuerte, hatte er schnell etwas unter dem Bette zu suchen. Seine Feinde folgten ihm jedoch auch hierin. Um sich zu retten, schrie er mit kreischender Stimme: „Martin, Martin,“ als ob ihm der Vogelsteller zu Hülfe kommen solle. Wenn dies nun auch nicht geschah, so erwachte das kleine Mädchen doch von dem Spektakel und jagte zur großen Freude Christian's und Grethchen's die Unfriede aus einander, so daß sogar der Freßtrog auf einige Augenblicke leer wurde, welche die drei Wachteln die bisher sich bescheiden im Hintergrunde gehalten hatten, benutzten, um einige Bissen zu verschlingen. Nach und nach sät-

tigte sich Alles, sogar die Unzahl von Lerchen. Jetzt badeten sich die Rothkehlchen, die Meisen, die Bachstelzen und die Hänflinge. Sodann verfügte sich die ganze Gesellschaft mit Ausnahme der Wachteln, der Lerchen und der Bachstelzen auf die Bäume, um zu concertiren.

Jetzt erst, wo es uns der minder belebte Fußboden erlaubt, ohne Gefahr, in jedem Augenblicke einen Vogel zu ertreten, das Zimmer zu passiren, wollen wir dies thun, um beim hellen Morgenlichte die Wohnung des Vogelstellers zu untersuchen.

Ob sie tapeziert oder geweißt ist, vermögen wir nicht anzugeben, so hängen alle Wände voll großer und kleiner Käfige.

Die eine Wand ist von nichts eingenommen als von lauter Grasmücken nnd Sprossern, wohl sechsunddreißig an der Zahl. Die daran stoßende größere Wand ist mit Käfigen besä't, worin sich vielerlei Arten Lerchen, Rothkehlchen, Drosseln und Amseln befinden, wohl über sechszig. Die dritte Wand, woran die Betten stehen ist mit kleinen, meist blos aus Draht bestehenden Käfigen behängt. Darin wohnen die hartes Futter fressenden Vögel, die Crinitze, sowohl rothe, als grüne und graue, Stieglitzen, rothe und graue Hänflinge, Dompfaffen und Kernbeißer. Eine gute Stunde zum Mindesten brauchten die beiden jungen Leute dazu, um alle Vögel zu füttern und sie sputeten sich ordentlich. Die Grasmücken und Sprosser erhielten das Futter, welches die Vögel auf dem Fußboden erhielten, nebst etwas geriebenen, gelben Rüben, Ameiseneiern und jedes einen Mehlwurm aus einem großen, mit einem leinenen Lappen verschlossenem Topfe unter dem Ofen. Die Rothkehlchen, Lerchen Amseln und Drosseln bekamen mit Ausnahme der Mehlwürmer und Ameiseneier das Gleiche. Dafür mußten ihnen die Jungen des Tages über Regenwürmer liefern. Die Vögel mit hartem Futter erhielten nur Rübsamen, manche mit etwas Hanf vermischt. Frisches Wasser erhielt jeder.

Mittlerweile war die ganze Familie erwacht und noch

während der Christian auf einem Stuhle stand und den Vögeln das Futter verabfolgte, was ihm das Grethchen zulangte, kochte Martin's Frau einen Kaffee, dessen Stärke jedoch für das Blut keine Gefahr befürchten ließ. Außer den Vogelbauern besaß die Stube wenig Reichthümer. Die beiden Betten, ein großer Tisch, zwei hölzerne Bänke, vier bis fünf unförmliche Stühle von gleichem Material, eine große Lade, ein Stiefelknecht, ein Kalender und einige Schüsseln, Teller und Töpfe bildeten den ganzen Hausrath.

Als man den Kaffee getrunken, ging das Grethchen in den Stall, um die Kuh zu melken, die sie schon am frühsten Morgen gefüttert und gewartet hatte. Der Christian begab sich in die Kammer und setzte sich an den Ambos. Die Kinder mußten sich waschen und sollten alsdann ihre Lection lernen. Ersteres thaten sie, letzteres aber nicht. Die Wuth, Vögel zu fangen, ließ sie für alles Andere unempfänglich, es waren die faulsten, unwissendsten Kinder in der Schule, aber stets voran, wenn es galt, einen bösen Streich auszuüben.

Unterdessen befand sich der Vater mit dem Förster Stotz im Meiningischen auf dem Vogelherde. Sie waren an einem Kopfe emporgestiegen, der einige hundert Fuß hoch und oben holzfrei war. Rechts davon fand sich an der Seite ein Kiefernschlag von geringer Höhe, links ein dichtes Buchengestrüpp. Der Schnabel (Bezeichnung für derartige Oertlichkeiten, wenn sich ein Kopf in die Länge zieht und den Abfall für ein kleines Plateau bildet) bot, da sich nur sehr wenig vereinzelte Bäume und zwar in ziemlicher Entfernung vom Vogelsteller darauf befanden einen ganz geeigneten Ort zu einer Locke. Dieser Schnabel war besonders als Reiseroute der Strichvögel bekannt.

Mit seinem scharfen Messer schnitt Martin, als sie an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt waren, einige etwas über Mannshohe Buchenstämmchen ab, an denen sich noch das vorjährige, gelbe Laub befand. Diese schnettelte (Ausdruck für das Abschneiden der Aeste) er aus und ließ blos ein kleines Krönchen

von ein und ein halb Fuß Höhe an der Spitze, ritzte die oben etwas abgekippten Zweige auf und steckte seine Leimruthen in dieselben. Die so erhaltenen sogenannten Lockbüsche rammte man in einiger Entfernung von einander in die Erde.

Sodann nahm man vorerst den mitgebrachten Lockfinken und setzte den Käfig so ziemlich in die Mitte der Lockbüsche und bedeckte ihn mit Tannenreißig, um einestheils zu verhüten, daß der Lockfinke die streichenden sehe, anderentheils damit er von diesen nicht erblickt werde.

Der Förster mit seinem Geiergesichte widmete dem Geschäfte eine Aufmerksamkeit, die vermuthen ließ, er werde in nicht zu langer Zeit ein derartiges Unternehmen auf eigne Faust vornehmen.

„Nimmt man als Locker einen alten oder einen jungen Finken, Martin?“ fragte er endlich den Vogelsteller, indem er sich emsigst seine zweite Pfeife stopfte — Stotz hielt es nämlich für Sünde, die Pfeife außer beim Essen und beim Schlafen ausgehen zu lassen — Feuer schlug und anzündete.

„Der Locker,“ versetzte der Vogelsteller, ohne von seiner Arbeit aufzublicken, „muß allweg ein Wildfang sein.“

„Nun weiß ich wieder so viel wie erst auch. Was ist denn ein Wildfang?“

„Herr Förster, nehmen Sie mir es nicht übel, vom Forstfach müssen Sie aber nicht viel verstehen. Ein Wildfang ist ein in der Freiheit gefangener Vogel. Wenn man einen Stubenvogel zum Locken nehmen wollt', das wär' eine schöne Geschichte. Der versteht erstens einmal die Rufe der streichenden Finken nicht, sodann aber hat er noch kein Weibche gehabt, er fühlt keine so große Sehnsucht, wie ein Wildfang und lockt also auch nicht so gut. Aufgepaßt, mein Vogel lockt schon, ja, das ist ein Mordbürschche. Wir wollen uns in die Kiefern stellen.“

Obgleich sich der Förster weidlich darüber ärgerte, seine Kenntnisse von Martin in Zweifel gezogen zu sehen, so versparte er es in seinem Eifer, dem Finkenfange beizuwohnen, doch, dem

Vogelsteller den Unterschied zwischen einem Ornithologen und einem Forstmanne klar zu machen.

Die beiden alten Vogelfänger suchten sich ein dichtes Versteck in dem Kieferschlage, wohin sie auch die übrigen Lockvögel mitnahmen und unter ein Tuch steckten.

Martin hatte nicht gelogen, wenn er seinen Wildfang als einen ausgezeichneten rühmte. Während die beiden Fänger fast ohne Odem im Gebüsche standen, rief er bald sein zärtliches „Trief, Trief", bald sein herausforderndes „Hack, Hack." Aber vergeblich, es war von Finken nichts zu hören und zu sehen.

Sie mochten so zwei Stunden in banger Erwartung zugebracht haben, als der Jäger halb ungeduldig, halb ärgerlich anfing:

„Martin, ich meint', Euer Fink taugte doch nichts."

„Hätten Sie nur so einen Vogel," ereiferte sich der Vogelsteller, „so könnten Sie sich gratuliren. Der Fink ist ganz gut, an 'was Anderem aber liegt die Schuld. Lassen Sie nicht jeden Strolch, jeden Tagdieb im Holz 'rum streichen und Vögel fangen. Da gäb's erstens einmal bessere Schläger so gut als wie auf dem Harz und mehr. Blos an den Jägersleuten liegt's, ja wohl."

Eine solche Unverschämtheit ärgerte den Förster aber doch.

„Martin," versetzte er im verweisenden Tone, „Ihr seid ein Narr. Und wenn in jedem Schlag ein Jäger ständ', der auf die Vogelsteller aufpaßte, so brächte man doch so lang keinen Finken fort, als Ihr Euer Wesen treibt. Euer Gevatter König hat gestern wahrlich nicht so unrecht gehabt, wenn er Euch finkentoll nennt."

„Sie sehen ja," gegenredete Martin bissig, „wie viel Schaden ich thu'. Ich hab' schon ein ganz Häusche voll gefangen."

„An Euch liegt's bei Gott nicht, wenn Ihr nichts fangt. Man sieht Euch auch Aerger genug an."

„Soll man sich denn nicht kränken, wenn's einem so geht? Man möcht' gar nimmer auf der Welt sein, wenn die Mißge=

burten alle vogelstellen. Mit den Finken ist's heut' nichts, wir wollen ein Stückche weiter 'nein in's Meiningische und einmal sehen, wie's mit Crinitzen und Zeisigen aussieht."

„Ich dächt', wir hätten für heut' genug gefangen, geschickter Martin," höhnte der Förster.

„Crinitzen und Zeisig fangen wir, sag' ich," versetzte der Verspottete zuverlässig und schickte sich an, die Lockbüsche aus der Erde zu nehmen, wobei ihn der Förster getreulich unterstützte.

„Da bitte ich mir aber ein paar hübsche Kreuzschnäbel aus, wo möglich einige rothe und zwei bis drei recht gelbe Zeisige."

„Wünschen Sie sich nur gleich tüchtig, ich färb' die Vögel wahrscheinlich. Uebrigens heißt's Crinitz und nicht Kreuzschnabel, die dummen, unwissenden Leut' in der Stadt sagen Kreuzschnäbel, der Mann vom Fach aber Crinitz."

„Martin, wenn Ihr mir einen Gefallen erzeigen wollt, laßt Euer einfältiges Geschwätz. Mit Euern paar Vögeln thut Ihr doch gleich so gescheid wie kein Professor. Seht lieber zu, daß Ihr einen fangt, Pfiffikus, alter."

„Ich kenn' meine Sach'," antwortete der beleidigte Gelehrte, „und weiß, was ich sprech'. Ich dräng' mich Niemanden auf und wenn Jemand mein Geschwätz einfältig find', so kann er machen, was er will."

„Daß fehlte nur noch, daß Ihr empfindlich werdet, alter Esel. Jetzt rasch das Zeug zusammengepackt und vorwärts, es geht meiner Seel' schon auf sechs."

Sie huckten die Geräthschaften auf und gingen ungefähr eine Viertelstunde weiter, bis sie an einen dem ersten ähnlichen Platz gelangten.

„Wenn wir nur brav Männche fingen und gar keine Weibche," ließ sich Stotz unterwegs vernehmen, welche Bemerkung den Martin veranlaßte, still zu stehen und dem Wünschenden einen sehr geringschätzigen Blick zuzuwerfen.

„Der Herr Förster weiß wohl auch nicht," begann er spitzig,

„daß die Männche immer drei, vier, ja auch acht Tag' eher kommen und die Weibche erst nachher!"

„Die Möglichkeit!" rief der erstaunte Förster, „das ist meiner Seel' merkwürdig."

„Ist das auch einfältig Geschwätz?" fragte der in seiner Eitelkeit verletzte, jetzt aber vollständig zufriedengestellte Martin, „wenn wir heut' ein Weibche fangen, sollen Sie sich meinen besten Vogel zu Haus 'raus suchen und wenn's der Weingesang wär'. Vor dem Sonntag kommt kein Weibche."

„Wir werden kein Weibche, aber auch kein Männche fangen," ließ sich der Förster wieder vernehmen. „Seitdem ich in dem Donnerwetternest bin, hat mich die Vögelwuth befallen wie den dümmsten Jungen."

„Nur nicht ängstlich, Herr Förster, jetzt sind wir am Platz. Hören Sie? Gip, gip, gip! Meiner Seel' sie sind schon da, Herr Förster, sie sind da, sie sind da. Aber jetzt schnell."

Eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich des Vogelstellers, die der Förster in gleichem Maaße theilte. Mit zitternden Händen rammten sie die Lockbüsche ein, setzten den Wildfang auf seinen Platz und bedeckten ihn mit Tannenreißig.

„Das ist den Crinitzen ihr Weg, daher reisen sie alle Jahr," rief der vergnügte Martin, als sie sich versteckten, und schlug dem Jäger dergestalt mit flacher Hand auf den Rücken, daß ihm schier die Luft ausging. „Nun aufgepaßt, Herr Förster, aufgepaßt. Der Wildfang ist gar nicht mit Geld zu bezahlen."

Wenn der Martin behauptete, sein Lockvogel sei gut, so hatte er recht. Kaum vernahm er den Ruf seiner ziehenden Brüder, als er sein lautes „Gip, Gip" ertönen ließ. Wie auf den Befehl eines Vorgesetzten näherten sich die Kreuzschnäbel in raschem Fluge. In die Nähe des Wildfangs gerathen, erblickten sie die Lockbüsche und ließen sich vertrauensvoll auf den verrätherischen Aestchen nieder. Als der erste Vogel an der Leimruthe hing und herunter stürzte, wobei er sich durch eifriges Flattern zu befreien suchte, wollte der gierige Förster sofort aus

dem Dickicht hervorbrechen, um den Gefangenen zu holen. Martin mußte seine ganzen Kräfte aufbieten, um ihn zurück zu halten.

„Donnerwetter, Martin, laßt mich los, laßt mich los!“ schrie er mit unterdrückter Stimme.

„Sind Sie verrückt, Förster, Sie wollen wohl den ganzen Fang verderben!“ antwortete der Vogelsteller in gleicher Weise.

„Aber es ist ein rother, es ist ein rother.“

„Und wenn, Sie bleiben hier innen, sonst gehen alle übrigen zum Teufel.“

„Martin, Martin,“ keuchte der Förster, „da purzelt meiner Seel' wieder einer, ein rother wieder, nun hilft aber Alles in der Welt nichts.“

Der Vogelsteller hielt ihn jedoch wie in einem eisernen Schraubstock' fest.

„Nichts da, Förster, hier geblieben! Sie wären mir mein Vogelfänger!“

„Martin, paßt auf, sie reißen sich los, sie fliegen fort.“

„Das wären die ersten, die von meinen Leimruthen loskämen. Aufgepaßt, jetzt fällt der ganze Flug ein. Hurrah, das ist ein Gewimmel, jetzt 'naus, Förster, der Fang ist gerad' keiner von den schlechtsten.“

Der Förster sprang wie ein Teufel hinaus und suchte unter den armen aufflatternden Thierchen die rothen aus, es waren ihrer sechse. Nahe an die dreißig grüne, gefleckte und graue leisteten ihnen Gesellschaft.

„Förster, jetzt Obacht gegeben, Sie dürfen die Vögel nicht von den Leimruthen herunter reißen, sondern Sie entfernen sie sorgsam davon. Gucken Sie, so.“

Hierbei nahm er ein Kreuzschnabel mit großer Geschicklichkeit und ohne daß er ihn eines Federchens beraubte, von der Ruthe. Diesen Kunstgriff hatte Stotz schnell los. Die dreißig und noch mehr Vögel waren im Nu von ihren Fesseln befreit und in den eigens dazu mitgebrachten Käfig gesteckt.

„Die rothen Crinitzen sind mein," sprach Stotz, als ob sich das von selbst verstände.

„Oder auch nicht," wandt' der Vogelsteller ruhig ein.

„Die rothen nehm' ich, Martin, Ihr habt daheim Vögel genug, sie fressen Euch ja sonst noch arm, bedenkt das doch," begann der gleisnerische Förster von Neuem, während seine grauen Katzenaugen begierig funkelten.

„Sie sind ein närrischer Kerl, Herr Förster," sagte Martin lachend. „Was wollen Sie denn mit so viel rothen Crinitzen anfangen? Das sind einjährige Männche, die über's Jahr alle grün werden. Was haben Sie hernach? Nichts. Suchen Sie sich ein paar schöne 'raus, die andern verkauf' ich an die dummen Leut' in der Stadt, die das nicht kennen. Die bezahlen für so einen Kerl einen halben Thaler, manche auch einen ganzen. Ich möcht' nur wissen, wie man so ein Narr sein kann, der auf einen Vogel versessen ist."

Der Förster unterdrückte eine Bemerkung, die er auf der Zunge hatte und las sich zwei schöne, große, rothe und einen hübschen grüngelben Kreuzschnabel aus, die er sofort vorsorglich in sein Taschentuch band.

„In die Zeisige gehen wir aber auch noch?" fragte er mit lauernden Blicken, womit er den Vogelsteller verschlang, als fürchte er, ein „nein" zu vernehmen.

„Nun, das ist doch gewiß, Förster, wir werden wohl ohne Zeisig nach Hauf' gehen. Der Eisenacher Vogelhändler hat zwanzig Stück bestellt, das Stück zu einen Silbergroschen, der macht Geschäfte, er verkauft sie wieder zu fünf. Die Leut' in der Stadt sind halt gar zu dumm. Aber recht ist's immer nicht von dem Händler. Unsereins hat eben sein Lebtag kein Glück, zu uns kommt Niemand und bietet fünf Groschen auf einen Zeisig und die Gelegenheit in der Stadt kennt man nicht."

Der Förster mochte vermuthen, die Sache mit dem Eisenacher Händler sei ersonnen, um ihm keine Zeisige geben zu müssen. Mißtrauischen Auges sprach er:

„Hoffentlich komm' ich eher, Martin, als der Eisenacher. Erst erhalte ich meine Zeisige, damit es nicht heißt, wenn ihrer nicht genug gefangen sind, die müßte der Händler kriegen."

„Herr, haben Sie keine Sorge. Zeisig fangen wir so viel als wir nur wollen. Die Zeisig und die Seidenschwänz' sind die dümmsten Vögel, die's giebt."

„Seidenschwänze fängt man auch? Was macht man mit?"

„Nichts macht man mit. Trotz ihrer Schönheit sind sie die Säu' unter den Vögeln, die grad' so viel den Tag über fressen, als sie wiegen. Die verdauen so schnell, daß sie dasselbe Wachholderkorn den Tag dreimal fressen."

„Du Wetter! Aber Zeisige kriegen wir genug, meint Ihr?"

„Mehr als wie wir brauchen. Aber da oben ist nun nichts mehr zu machen, wir geh'n zu den Erlen am kalten Brunn und stellen dort auf."

„Ihr meint also wirklich, daß ich so drei, vier Zeisig bekommen könnte?"

„Zehn, wenn Sie wollen, Herr Förster. Das ist ja Ungeziefer, die fängt man heuer mehr als wie Mäus'."

„Nun, nun, nur nicht gleich zu toll, Martin."

„Das weiß ich und nun marsch!"

So gingen denn die beiden Männer an den kalten Brunnen, ein kleines, rechts und links mit Erlen eingefaßtes Forellenbächelchen, wo sie ihr Maneuvre mit gutem Erfolge wiederholten. Stotz ging in fröhlicher Laune mit drei Kreuzschnäbeln und sechs Zeisigen nach Haus. Martin war mißgestimmt, er hatte auch nicht einen einzigen Finken gefangen, für welchen er, wenn er auch noch so gering gewesen wäre, den ganzen übrigen Fang dahin gegeben hätte.

Je weiter er an der Seite des Försters dahinschritt, um so mehr reifte der Entschluß in ihm, den er schon oft gefaßt und wieder aufgegeben, den Reitzug Engelmann's zu acquiriren, sei die Forderung dafür auch noch so hoch. Mit seiner

Frau wurde er deshalb fertig, an der Noth der Familie lag ihm gar nichts. — Eines der schönsten Häuser in der Hauptstraße Ruhla's gehört dem Kaufmann Engelmann, dem Prinzipale oder vielmehr Arbeitgeber Martin's. Während der Händler im oberen Stocke wohnte, befanden sich im ersten seine Niederlagen, sein Verkaufsgeschäft und sein an letzteres stoßendes und mit ihm durch eine offene Thüre verbundenes Büreau. Engelmann handelte mit Colonialwaaren und machte Engrosgeschäfte mit Eisen- und Meerschaumwaaren.

Sein Sohn Emil, ein junger Mann von wenn auch nicht schönem, doch gefälligem Aeußeren besonders hübschen Schnurr- und Knebelbarte saß an seinem Schreibpulte hinter seinen Büchern, in die er ganz vertieft zu sein schien. Es war eine treuherzige, mitleidige Seele. Jetzt ging die Thüre auf, es trat ein um einen Kopf kleinerer Mann als Emil ein, mit einem aufgeblasenem, rothem Pausbackgesicht, dickem Bauche und brutalem Wesen. Gekleidet ging er in einen langen, rothgeblümten Damastschlafrock, aus welchem oben eine Idee von Hals und unten ein paar dünne, mit wollenen Unterhosen, gleichen Strümpfen und grünen Saffianschuhen bekleidete Beinchen hervorguckten. Der kleine Mann rauchte aus einer langen Pfeife und blies Wolken daraus hervor, hinter welchen er sich verstecken konnte. Es war der Kaufmann Friedrich Engelmann, Emil's Vater.

Mit großen Schritten und der Würde eines Pascha's durchmaß er das Zimmer mehrmals. Endlich blieb er vor seinem Sohne stehen, blickte mit einem unverschämten Gesichte in dessen Bücher, als ob er im Voraus überzeugt sei, er finde etwas zu tadeln. Das war nun freilich nicht der Fall, er beabsichtigte dies auch gar nicht, sondern wollte durch dies Maneuvre nur seinen Mangel an ordentlicher Buchführung verdecken, wobei er aber einen großen Mondenschein auf dem Haupte sehen ließ.

„Wenn Schröder und Sohn in Eisenach bis Samstag

Abends die hundert und funfzig Thaler nicht einschicken, werden sie Sonntags verklagt," schrie der alte Engelmann mehr als er sprach. Alsdann schritt er wieder einmal gravitätisch wie ein Storch aber mit dem Aussehen eines Frosches durch das Zimmer. Als er wieder vor seinem Sohne stand, begann er von Neuem:

„Der Schneider war heut hier, hat er das Geld gebracht?"

„Noch nicht, er hat mich gebeten, wir sollten noch bis Pfingsten warten, woselbst er die Hälfte baar bezahlen will, die andere Hälfte will er abarbeiten. Ich hab' dem armen Schlucker halb und halb zugesagt."

„Du hast gar nichts zuzusagen, verstehst Du mich? Ich befehle hier im Hause. Der Schneider wird morgen mit verklagt."

„Aber Vater, der Schneider hat jetzt kein Geld, sonst bezahlt er gern, nun muß er auch noch unnöthige Kosten tragen. Wir brauchen ja das Geld nicht gleich, Du stürzest die Leute nur leichtsinnig in Unglück und Noth. Bedenke doch, daß wir schon in fünfundzwanzig Processe verwickelt sind!"

„Junge, ich glaub' gar, Du willst Deinen Vater reprimandiren! Ich sage Dir, Du hältst Dein dummes Maul, oder ich weise Dir, so groß und lümmelhaft Du bist, daß Du mir noch nicht über den Kopf gewachsen bist, Du Naseweiß, Du. Der Schneider wird verklagt. Wenn der Martin bis zum Samstag die Federmesser nicht bringt, werden sie nicht genommen, eben so die Meerschaumköpfe von seinem unnützen Jungen, dem Georg in Steinbach. Und noch eins muß ich Dir einschärfen, Herr Jees, der Reitzug schlägt, ich muß 'nauf in die Stube, ich muß 'nauf."

Fort eilte er und warf seine kleinen Beinchen aus, als ob es hinter ihm brannte.

Der Sohn blieb allein und seinen Gedanken überlassen, er legte die Stahlfeder bei Seite, stieg von seinen Schraubsessel herab, seufzte einmal tief auf und sprach alsdann halbleise vor sich hin:

„So ist der Vater nun, eines geringen Vögelchens halber, dem man seinen natürlichen Gesang entfremdete und einen künstlichen aufzwang, vergißt er seines Sohnes und Geschäftes. Wenn es aber nur dies allein wär', ich glaube, ich werde mich bald über noch andere Eigenschaften beklagen müssen, welche an Stärke seiner Finkenliebhaberei, seiner Barschheit und Rücksichtslosigkeit wohl nichts nachgeben werden. Aber noch heute mache ich ihn mit meiner Absicht bekannt, das Grethchen zu heirathen, mag es nun kommen, wie es will."

Letzte Worte waren in entschiedenem Tone gesprochen. Es schien aber auch, als ob sie sein Herz erleichtert hätten. Er ergriff seine Feder wieder, nahm einige lithographirte Zettel aus einem Fache und sprach, sie mürrisch vor sich werfend:

„Ich will nur einmal ein Facit ziehen über alle diese unnützen Gerichtssporteln, die der Vater zum Fenster hinaus wirft. Wer einmal vergißt, die Kappe vor ihm zu ziehen, der kann sich darauf gefaßt machen, sobald als möglich in einen Proceß verwickelt zu werden. Ich sollte aber meinen, er wär' oft genug gescheid' gemacht worden. Also wieder — zwei und zwanzig Thaler zehn Groschen. Wenn er hierauf noch einen Thaler legte, könnte er dem armen Schneider quittiren. Eher hackt der sich aber einen Finger von der Hand, ehe er so was thut: Horch, er kommt wieder, der Reitzug geruht wahrscheinlich, nicht mehr zu schlagen. Obgleich das Thierchen nichts dafür kann, bin ich ihm doch sehr gram."

Der Frosch erschien wieder, dicht hinter ihm kam ein Briefträger, welcher zwei bis drei Briefe und ein Handelsblatt an die Firma Engelmann abgab. Ehe sie der Alte eröffnete, warf er einen strengen Blick auf seinen Sohn und sprach:

„Emil, Du sollst gestern wieder bis um halb zwölfe im Elephanten gekartet haben. Ist das auch eine Aufführung für einen Kaufmann?"

„Vater," entgegnete der junge Mann etwas bitter, „ich bin selbstständig und weiß, was mir zukommt. Wenn ich fast

auf keinen Tanz gehe, sondern das ganze Jahr zu Haus bleibe, wenn ich weder rauche, noch mir theure Vögel halte, so dürfte es meiner Ueberzeugung nach verzeihlich sein, wenn ich einmal eine halbe Stunde oder eine Stunde länger spiele, zumal wir uns blos heitere Gesellschaftsspiele erlauben."

„Ei was, es paßt sich für einen soliden Geschäftsmann nicht, wenn er sich bis Mitternacht in Wirthshäusern herumtreibt und kartet. Die öffentliche Meinung, auf der sein ganzes Geschäft beruht, verurtheilt ihn."

„Der Ruf des Geschäfts beruht auf seiner Reellität," begnügte sich der Sohn zu erwidern.

Herr Engelmann erbrach die Briefe und durchlas sie, anstatt eine Antwort zu geben. Die Lectüre befriedigte ihn sichtlich.

„Emil," begann er urplötzlich sehr freundlich werdend, „da lies einmal, Sandel in Carlshaven bestellt fünfhundert Rasirmesser, fünfhundert Papierscheeren und tausend Meerschaumköpfe zweiter Qualität. Ich hätte mir nun und nimmermehr träumen lassen, daß der Ruf meiner Firma so weit bekannt ist. Siehst Du, das kommt von einem ordentlichem Leben und solidem Geschäftsbetrieb. Trage die Bestellungen ein, sie müssen schleunigst ausgeführt werden. Nein, so eine Ehre!"

„Vater, für die Ehre brauchst Du Dich nicht so sehr zu bedanken. An Deiner Stelle würde ich sie sogar ablehnen."

„Mensch, sprichst Du im Wachen oder im Traum? Diese Bestellungen ablehnen, wo ein Heidengeld verdient wird!"

„Du wirst schon sehen, was Du bei diesem Geschäft profitirst," gegenredete der Sohn nachdrücklich, so daß der Vater stutzte, der, wenn er auch immer die Geschäftsthätigkeit seines Sohnes tadelte, dieselbe doch recht gut zu würdigen wußte.

„Was schwatzest Du denn schon wieder für albernes Zeug, Emil?" war seine indirecte Aufforderung an den Sohn, er möge ihm seine Befürchtungen mittheilen.

„Vater, warum bezieht denn Sandel seine Eisenwaaren

nicht aus Barmen, aus Solingen, oder aus Remscheid? Warum seine Meerschaumköpfe nicht aus Lemgo?"

„Das will ich Dir ganz einfach sagen, Emil," versetzte der alte Herr Engelmann schon etwas minder bestimmt, „weil die bestellten Gegenstände bei uns bei gleicher Qualität billiger sind."

„Vater, glaubt doch so was nicht. Wie kann denn Ruhla mit dem Wupperthale concurriren! Den besten Beweis liefern die befahrenen Straßen."

„Es muß aber doch so sein."

„Meinthalben soll es so sein, dann verliert aber Herr Sandel den etwaigen gewiß ganz geringen Profit wieder durch die größere Fracht. Vater, glaube mir, wenn der Besteller gute Briefe hätte, würde er sich in die näher gelegenen Städte Solingen u. s. w. und nach Lemgo wenden. Sein Geschäft hat aber einen faulen Fleck, verlaß' Dich darauf."

Herr Engelmann **senior** erkannte die Gründe seines Sohnes für genügend und begann allmählig seine Befürchtungen zu theilen. Plötzlich lebte aber das Gefühl des Stolzes oder vielmehr des Dünkels mit aller Macht in ihm auf. Der Sohn sollte ihn an Scharfblick und Geschäftstüchtigkeit übertreffen? Nimmermehr!

„Emil, trag' die Bestellungen ein," sprach er mit dem Tone, in welchem ein Gensd'arm zu einem Vagabunden redet, „das Haus ist gut, die Firma ist mir schon gar lange bekannt."

Von der Erfolglosigkeit eines Widerspruchs im Voraus überzeugt, vollführte Emil den Auftrag oder vielmehr den Befehl seines Vaters.

„Die Verantwortung ist Dein, Vater," war seine einzige Bemerkung.

„Nun eine frohe Angelegenheit geordnet, die Dich anbelangt," begann Herr Engelmann **senior**, einen zweiten Brief in die Höhe haltend, er betrifft Deine Verheirathung, Emil."

„So?" versetzte dieser gedehnt.

„Ich habe bei meinem Freunde, den Kaufmann Pichler in Eisenach, um seine Tochter Rosalie für Dich angehalten. Er schreibt mir eben, daß Eurer Verheirathung nichts im Wege steht. Ich denke, wir setzen die Verlobung auf den nächsten Sonntag an."

„Ich denke nicht," sprach der Sohn trocken.

„Wie? Was? Warum?" stotterte der Alte, der seinen Ohren nicht traute.

„Ganz einfach deshalb, weil ich das Mädchen, so schön und gut es auch ist, niemals heirathen werde."

„Aber Herr Sohn, wenn ich nun will."

„Das Dispositionsrecht über Deine Waaren steht Dir zu. Da ich meine Person aber nicht darunter zähle, so werde ich allein über letztere verfügen, besonders da es eine Angelegenheit betrifft, von der mein Glück und meine Ruhe in der Zukunft abhängt."

Sprachlos schaute der Vater den Sohn an. Sein ohnedies rascher Kopf wurde vor Zorn fast blau.

„Bürschche," polterte er endlich heraus, „ich weiß jetzt, was Dich plagt, Du hast eine Liebschaft hinter meinem Rücken angezettelt, Du mißrathener Junge."

„Du hast ganz recht gerathen, Vater," antwortete Emil mit einer grenzenlosen Ruhe. „Wenn ich einmal heirathe, so nehm' ich das Mädchen, welches ich will, denn ich vereheliche mich. Das Mädchen, welches ich gern habe, ist schön, fleißig und haushälterisch."

„Wie heißt die Person."

„Einmal mußt Du es doch wissen, es ist des Martin's Grethche."

„Was, die Bettelmannsbrut!" brüllte der Kaufmann und wollte eben an zu donnern fangen, als die mächtige Stimme des Doppelschlägers in den unteren Stock drang. Ohne seine Rede zu beendigen, sprang der kleine, aufgebrachte Mann, so rasch er es vermochte, in das obere Zimmer, um daselbst mit

angehaltenem Odem voller Entzücken auf den göttlichen Schlag zu lauschen.

„Finkche," sprach traurig der junge Engelmann, „ich wollte, ich würde so berücksichtigt, als wie Du. Für jetzt bin ich Dir jedoch viel Dank schuldig. Du hast einen heftigen Ausbruch abgelenkt. Ich will gehen und den Vater für heute über die Sache gründlich nachdenken lassen. Wenn ich des Tages über ausbleibe, wird er schon zur Besinnung kommen. Die ersten Ausbrüche seiner Hitze mag er an den vier Wänden ausüben. Ach, wenn ich doch nur eine Mutter hätte! So weiß ich auch gar nicht, wem ich mein Leid klage. Wenn ich mein herziges Grethche nicht hätte, so ständ' ich recht allein und freudenlos auf der Welt. Ehe ich das Mädche aber laß', welches mir meine trüben Stunden versüßte, eher verlaß ich Haus und Hof."

Er zog seinen blauen Rock an, nahm seine Mütze und ging. Er mochte kaum einige Minuten weg sein, als der Förster Stotz und der Vogelsteller Martin die Straße herab kamen. Gerade als sie am Hause Engelmann's vorüber schritten, erhob der Vogel (wenn das Wort Vogel gebraucht wird, so wird in Ruhla nur Finke darunter verstanden) seine melodische Stimme. Voller Entzücken blieb der Martin stehen und lauschte, wobei er nichts als ein öfteres, aus tiefer Brust kommendes „Ach, ach!" ausstoßen konnte.

Plötzlich stellte er die gefangenen Vögel in die Hausflur und rannte wie ein Besessener die Treppe hinan, so daß ihm der Förster mit Kopfschütteln nachsah.

Athemlos langte er in dem Zimmer Engelmann's an, woselbst er den dicken Kaufmann in einem Wonneschauer fand. So vollkommen wie der Finke dieses Jahr schlug, hatte er sich noch nie hören lassen. Die erste Strophe hoch anfangend, fiel die folgende immer um einen bis anderthalb Töne, dazwischen rief er das Amen, sein Fink, mit großer Stärke. Nach der vierten Strophe schlug er einen mächtigen Triller und sprach

endigend die Worte „Reitzug, Schnap!“ Engelmann blähte sich vor Stolz und Freude auf, daß er fast platzte, sein Auge glänzte im Triumphe, der seine Brust erfüllte. Der Martin anfangs vor Entzücken keines Wortes fähig, sagte dann sich selbst, sein Weingesang sei ein Betteljunge gegen den Reitzug des Kaufmanns.

„Martin, wenn das kein Capitalvogel ist, giebt's keinen mehr auf der Welt!“ schrie der freudetrunkene Engelmann den finkentollen Vogelsteller an.

„Herr Engelmann, der Vogel ist gut, meiner Seel, er ist ganz gut. Wissen Sie was? Sie wollten vergangenen Herbst meine Kuh, den Scheck, kaufen; geben Sie mir das Vögelche, die Kuh ist Ihnen.“ *)

„Ja, das glaub' ich,“ lachte der geschmeichelte Engelmann. „Solcher Narren giebt es mehr. Martin, der Vogel ist mir nicht feil. Wenn ich eine Kuh brauch', die kauf' ich mir für alles Geld kriegt man aber keinen solchen Vogel.“

Dem Messerschmied entfuhr ein tiefer Seufzer, er brach bei der bestimmten Antwort fast zusammen. Das hatte er nicht geglaubt, daß ihm der Fink vorenthalten würde, wenn er sein ganzes Besitzthum, die Hauptnahrungsquelle seiner Familie, als Gegenobjekt anbot.

„Herr Engelmann, seien Sie barmherzig, geben Sie mir das Vögelche, mein Leben hängt d'ran. Ich arbeit' Ihnen auch noch ein Vierteljahr lang Tag und Nacht umsonst. Sie sollen gewiß zufrieden sein.“

Diese Anerkennung seines Vogels ließ den Händler Alles vergessen.

„Ja, Martin, sucht einmal weit und breit so einen Vogel, ob Ihr einen findet. Und wenn Ihr mir auf der Stelle zwanzig Carlin her legt, ich lach' Euch aus.“

---

*) Ist in Ruhla und Wallendorf öfters vorgekommen daß ein Doppelschläger gegen eine Kuh vertauscht wurde.

Der Vogelsteller mußte sich an einen Stuhl anhalten, um einen Stützpunkt zu haben.

Wie eine Katze an einer gefangenen Maus, so weidete sich der Kaufmann an der Verzweiflung des Messerschmieds, welcher jede Hoffnung auf Habhaftwerdung des Vogels aufgab.

Rasch entschlossen warf er sich endlich dem Händler zu Füßen und rief:

„Herr Engelmann, wenn Sie den Vogel nicht hergeben können, so haben Sie wenigstens die Barmherzigkeit und lassen Sie einen von meinen jungen, nur einen allereinzigen bei Ihrem lernen. Ich geb' dafür, was es kost'. Herr Engelmann, um Alles in der Welt, nur einen einzigen. Ich hab' keine Freud' da unten auf der Erde, ich bin ein armer geplagter Mann, der sich schinden und quälen muß und sich oft nicht satt essen kann. Wenn ich aber so einen Vogel hätt', ich wünscht' mir in meinem ganzen Leben nichts mehr. Herr Engelmann, darf ich einen jungen Finken bringen? Nicht wahr, sie schlagen einem armen, elenden Mann seine einzige Bitt' nicht ab?“

Bei letzteren Worten liefen ihm helle Zähren über die gefurchten Wangen.

Das Verlangen des Vogelstellers, einen jungen Finken bei seinem Doppelschläger lernen zu lassen, erinnerten den bei dem Gesange seines Vogels für Alles todt gewesenen Kaufmann an die vor wenig Augenblicken mit seinem Sohne gehabte Scene und daß die Tochter des Vogelstellers die Veranlassung zur Mißstimmung zwischen Vater und Sohn sei. Heller Zorn funkelte dabei in seinen kleinen, boshaften Augen:

„Martin,“ sprach er und fuhr in kurzen Worten fort, „wenn ich einen Reitzug hab', so ist der für mich allein bestimmt und Niemand im Dorf soll einen zweiten besitzen, weil der meinige sonst an Werth verliert. Kommt mir also mit keinem Vogel, das will ich Euch gesagt haben. Wißt Ihr, was Ihr seid, Martin? Ihr seid ein miserabler Kerl, ein Lump! Wenn Ihr kein Geld habt, so haltet Euch keine theuren

Vögel. Daß Ihr aber Eure Familie um eines Finken wegen um ihre Kuh, ihr einzig Bische, bringen wollt, ist schuftig und Ihr verdient, daß man einen Stecken nimmt und haut Euch windelweich. Jetzt packt Euch aus meiner Stube, Eurem nichtsnutzigen Mädche, dem Grethche, sagt aber, wenn sie noch fortfahren thät, meinen Sohn zu verführen, so sollt sie sehen, was passirt. Hör' ich noch ein Wort davon, daß die Person mit meinem Emil geht, so habt Ihr am Längsten für mich gearbeitet. Jetzt marsch, packt Euch, sonst schmeiß' ich Euch die Stiege 'nunter, daß Ihr Hals und Bein' brecht, Tagdieb!"

Tiefe Betrübniß und einen nagenden Wurm im Herzen entfernte sich der Vogelsteller. Die Beleidigung seiner Tochter schmerzte ihn nicht; die Drohung, daß ihm die Arbeit entzogen werden sollte, kümmerte ihn nicht, die gemeinen Schimpf- und Schmähreden des Händlers berührten sein Ehrgefühl nicht: er hatte keine Hoffnung mehr, den Finken zu erlangen, auch nicht einmal die, einen jungen nach ihm ziehen zu dürfen, woran er sicher geglaubt. Er begab sich anstatt in seine Wohnung in die Schenke, woselbst er den ganzen Tag sitzen blieb und sein herbes Leid in Schnaps zu ertränken versuchte.

Die Hartnäckigkeit des Händlers hatte ihn schwer getroffen, er bedachte aber nicht, daß er an Engelmann's Stelle in einem ähnlichen Falle ganz gleich gehandelt haben würde.

Während das Familienhaupt eine schmähliche Niederlage erlitten, erfreuten sich seine drei ungerathenen Knaben gerade auch keines absonderlichen Glückes bei ihren heutigen Unternehmungen. Man beschloß, Vormittags die Rothkehlchen zu fangen, Nachmittags aber die Kreuzschnäbel auszunehmen. Zu diesem Ende schlich man sich an den Garten des Bäckers Sturm. Rasch wie der geschickteste Vogelfänger stellte der Bernhard seinen Stock mit Leimruthen durch den Zaun und vertheilte die Kräfte zum Treiben der Rothkehlchen dergestalt, daß er seinen jüngeren Brüdern großmüthig die an das Bäckerhaus stoßende Seite überließ, dahingegen er sich mit der ent-

legenen Außenseite begnügte. Der Adam schien jedoch mit seiner Stellung nicht ganz einverstanden zu sein, denn er bat seinen Bruder inständigst, die Rollen zu tauschen und seinen Platz in der Nähe des Hauses zu übernehmen.

„Du Narr," entgegnete ihm der Bernhard, „wenn Du vom Haus aus treibst, siehst Du die Rothkehlerche gleich, wenn sie sich fangen und thust sie schnell runter. Das Fritzche kriegt durch den Zaun und treibt drinnen im Garten. Gelte, Fritzche?"

„Ja, ja," schrie der kleine Bursche, den die Begierde schon erzittern machte. „Ich treib' im Garten, ich weiß schon, wie ich's mach', ich hab' schon bei dem Schmied seinen Jungen zugeseh'n; ich geh' ganz langsam und klopf manchmal so ein Bische an die Büsch'. Und wenn sich ein Rothkehlche fängt, nehm' ich's geschwind ab." Vor Freude klatschte er in die Hände.

„Du, Bernhard," versetzte der schlaue Adam, „das ist schon wahr, ich seh' die Rothkehlerche besser vom Haus aus, dafür seh' ich aber auch den Sturm nicht wenn er kommt."

„Du dummer Jung', der Bäcker wird nicht gleich kommen."

„Da kannst Du ja auch hingehen, Du kannst so besser springen, als wie wir zwei, wenn's zum Ausreißen kommt."

„Wenn Ihr Schaafköpf' nicht vom Haus aus treiben wollt, so zieh' ich meinen Stecken gleich wieder aus dem Zaun. Mit Euch ärger' ich mich gar nicht lang'."

Als er scheinbar Anstalten traf, seine Worte zu bewahrheiten und der Fritz den widerspänstigen Adam mit den flehentlichsten Bitten überhäufte, gab letzterer nach, welcher die Schlauheit seines Bruders, sich immer den Rücken frei zu halten, gar wohl kannte. Während sich der Bernhard an die äußerste Zaunecke begab, nachdem ihm von seinem jüngeren Bruder strenge eingeschärft worden war, sofort zu pfeifen, falls der Bäcker oder einer seiner Leute sich nahe; kroch der kleine Fritz wie ein Wiesel durch den Zaun in den Garten, der bedächtige Adam aber schaute sich wohl noch zehn mal um, ehe er sich an seinen Platz begab.

Die Rothkehlchenjagd begann. Die Kinder hatten ja Zeit dazu, weil sie den Besuch der Schule am heutigen Tag' für gänzlich unnöthig hielten und nie ausführten, was überflüssig war.

Mit einem viel größeren Eifer, als sie hinter ihren Catechismen bewiesen, gaben sie sich der Jagd hin. Sie klopften in gewissen Zwischenräumen leise an das laubfreie Gebüsch, wobei sie ihre Personen soviel als möglich vor dem aufzujagenden Rothkehlchen zu verbergen suchten.

Der kleine Fritz war der erste, dessen begieriges Auge ein jagdbares Thierchen erblickte.

„Adamche, Adamche," raunte er seinem außerhalb des Zaunes treibenden Bruder zu.

„Hältst Du Dein Maul, Dickkopf!" war der im gleichen Tone gegebene Verweis.

„Aber ich seh' ein Rothkehlche, es ist ein Männche, das rothe Brüstche geht bis über die Augen."

„Ich schmeiß' Dir gleich ein Aug' 'nein," knirschte der Adam zornig draußen. „Du wirst so lang' blöken, bis es durchbrennt. Daß Du's aber weißt, heut' bist Du zum letzten Mal dabei gewesen."

„Adamche, ich halt' schon das Maul, nehm' mich aber wieder mit, ich bin Dir wahrlich ruhig."

„Schweigst Du gleich, ich bring' Dich auf der Stell' um. Da hängt's, da hängt's."

„Wo? Wo? Laß mich's runter machen?" schrie der kleine Fritz und sprang vorwärts, während sich die beiden älteren wie Wüthende auf das an der Leimruthe flatternde Rothkehlchen stürzten, um es herabzunehmen.

„Es ist mein, ich hab's zuerst gesehen!" rief der Adam.

„Du Schaaf, wem gehören denn die Leimruthen?" höhnte der Aelteste.

„Wenn's nicht mit mein ist, sag' ich's meinem Vater, da kriegt Ihr alle zwei Hieb'," ließ sich das Fritzchen hinter dem Zaun' vernehmen.

„Wenn Du ein Wörtche fallen läßt, schlag' ich Dir Deine krumme Bein' entzwei," hub endlich der älteste an. „Das Rothkehlche gehört uns drei zusammen."

Eben wollten sie sich in dieser Weise verständigen als ein garstiger Störenfried den Einigungsbestrebungen ein Ende machte. Es war der Bäcker Sturm, der etwas Langes hinter seinem einen Beine verbarg. Rasch ergriff er dem Adam beim Jackenkragen und gebot dem Bernhard zu bleiben, welchem Gebote letzterer gerade nicht auf das pünklichste nachkam, sondern davon lief wie ein Besessener. Inzwischen brachte eine stämmige Bauernmagd das sich heftig sträubende Fritzchen aus dem Garten herbei.

Wenn man auch nicht auf die nun folgende Procedur sah, so konnte man zur Genüge aus dem sie begleitenden Geräusch darauf schließen. Man hörte nämlich nicht ganz undeutlich einen festen Körper in ziemlich raschen Zwischenräumen auf einen Gegenstand wie einen Mehlsack fallen, dazu ein mörderisches Geschrei und öftere sehr lebhafte Rufe; „ich will es nicht wieder thun", welcher Ausruf der feinen Stimme nach dem Fritzchen anzugehören schien. Schließlich rannten alle beide wie zwei abgeschossene Pfeile davon, um ihren Bruder, welcher das Rothkehlchen keineswegs im Stiche gelassen hatte, einzuholen. Um dies zu vollbringen brauchten sie sich nicht sehr anzustrengen. Das schadenfrohe Gesicht Bernhard's schaute hinter einer benachbarten Scheune hervor, von welchem Standpunkte aus er die ganze Execution mit angesehen hatte.

Das Fritzchen stieß noch immer unartikulirte Töne aus rieb sich denjenigen Theil seines Körpers der sich jetzt eigentlich in der Schule auf der Bank befinden sollte.

„Wo bleibt Ihr denn so lang', Ihr Jungen?" redete sie der Bernhard, unverkennbaren Hohn im Gesichte, an. „Ich ruf' und ruf', da haben sie aber immer nothwendiger beim Bäcker zu thun, als wo anders. Gewiß hat er wieder einmal mit Euch gespaßt, der närrische Kerl und Ihr seid so dumm und

glaubt, es wär' Ernst. Herrjes, wie die zwei gelacht haben, das Wasser läuft ihnen nur so die Backen 'runter und das Fritzche hält sich den Bauch."

„Ja, Du Dückmäuser, Du brauchst auch noch zu utzen!" schrieen die beiden erbos'ten jüngeren Knaben und fuhren wie die Kampfhähne auf den älteren Bruder los, der sich ihrer unter lautem Lachen erwehrte. „Du bist ein schlechter Kerl, Du hast den Bäcker gesehen und uns nichts davon gesagt!"

„Das war ja auch gar nicht nothwendig," spottete der ältere. „Ihr habt's ja so noch bald genug gemerkt."

„Du mußt das Rothkehlche herthun," blökte das echauffirte Fritzchen, „wir haben unsere Hieb' dafür gekriegt."

„Ihr seid doch habgierige Jungen. Sind sie doch nicht zufrieden, daß sie Hieb' haben, wollen sie auch noch Rothkehlerche."

„Wenn Du's nicht her giebst, dreh' ich ihm den Hals um." rief der erbitterte Adam.

„Wenn Du Dich unterstehst, sag' ich's wahrlich dem Vater und wenn ich einen Buckel voll Schläg' kriegt'. Aber wie Dir's hernach geht, das weißt Du, Dich schmeißt er vier Wochen lang in einem fort. Aber damit Fried' gemacht wird, es gehört uns zusammen, ich hatt' Euch blos ein Bische gespaßt."

Kaum war der Friede auf diese Weise vermittelt worden, als sich schon ein neues Ungewitter über den Häuptern der drei Taugenichtse entlud. Einige Schulkinder aus ihrer Altersklasse kamen athemlos gelaufen und riefen schon von Weitem:

„Martin, Ihr werdet schön ankommen, Ihr sollt alle drei gleich zum Herrn Schullehrer kommen."

„Sagt, Ihr hättet uns nicht geseh'n, ich geb' Euch auch einmal was," entgegnete der vorsichtige Bernhard.

„Das wär' das erstemal das Du uns was gäb'st, Du Lügensack. Versprechen thust Du freilich immer. Wo ist denn meine Blaumeise, die Du mir schon seit sechs Wochen versprochen hast, he?" sprach eins der größeren Schulkinder.

„Und meine gelbe Bachstelze," rief ein untersetzter Junge

und trat kampfbereit mit geballten Fäusten vor den ältesten Martin.

„Wenn krieg' ich meinen Crinitz?"

„Und ich meine Lüdellerche?"

„Lügner, Lügensack, schlechter Kerl, Vögelschinder," ging es im Chorus.

„Wart', komm nur zum Herrn Lehrer, der hält besser Wort als Du; er hat gesagt, er wollt' Euch ledergar wammsen."

„Ihr Jungen," hob der pfiffige Bernhard wieder an. „Ihr kriegt Eure Vögel alle noch in der Woche, Ihr dürft aber nicht zum Schulmeister sagen, daß Ihr mich getroffen hättet, morgen lüg' ich mich schon 'raus."

„Da wird nichts d'raus, heut' kriegst Du Deine Hieb', Bernhardche und Deine Brüderche auch," bemerkte ein Knabe, der, was freilich eine große Seltenheit war, vom älteren Martin noch nichts versprochen bekommen hatte. Um ihn zu begütigen, sicherte ihm der Bedrängte einen Dompfaffen erster Qualität.

Damit war nun wieder ein Knabe nicht zufrieden, der für ein großes Butterbrod eine Blaumeise sowie ein anderer, welcher für ein Stück Wurst eine Lüdellerche versprochen bekommen hatte. Um diesen den Mund zu stopfen, sicherte er jedem eine graue Bachstelze zu. Das in seiner Tasche befindliche Rothkehlchen wegzugeben, fiel ihm nicht ein. Das Geschäft war eben mit großen Versprechungen abgemacht, als eine mißmuthige Stimme ausrief:

„Ach was, der Lügner giebt uns doch nichts. Jetzt muß er mit, sonst zeig' ich Euch und die Martin'sjungen beim Herrn Schullehrer an. Vergebens verschwendete Bernhard und Adam Martin ihre ganze Beredtsamkeit an dem Trotzkopf, umsonst sprachen die Schulkinder, welche bestimmt hofften, der Bernhard werde ein in so feierlicher Stunde gegebenes Versprechen nicht unerfüllt lassen; vergebens jammerte das Fritzchen, daß sich ein Stein erbarmt hätte. Es half Alles nichts, die Caravane mußte

ihren Weg zur Schule antreten, wobei die Martin'skinder einen Schritt annahmen, gegen welchen das Hinken einer gichtbrüchigen, alten Frau noch Galopp ist. Geduld überwindet jedoch Alles. In Gesellschaft eines von Augenblick zu Augenblick mehr anwachsenden Haufens von Schulkindern langten die drei Schnellläufer endlich an der Schule an. Ein etwas herrischer Wink des Schulmeisters ließ sie ihren Schneckengang beschleunigen.

„Viel Vergnügen!" rief eine höfliche Mädchenstimme.

Die theilnehmenden Schulkinder pflanzten sich auf der breiten Schultreppe auf und stellten Conjekturen darüber an, wer von den Dreien wohl die besten Prügel erhalten würde. Während sich der eine Theil dahin erklärte, die saftigsten gebührten dem klügeren Bernhard, behauptete ein anderer, das Fritzchen müßte am besten geprügelt werden, weil an dem allein vielleicht noch etwas zu bessern sei.

Schon begannen die Partheien laut zu werden, als ein in solchen Sachen erfahrenes Mädchen die übrigen bedeutete, sie möchten doch ruhig sein, die Bank würde eben zurecht gerückt, es bekämen alle drei Hiebe genug.

Mit dieser Erklärung begnügten sich sämmtliche Partheien. Gleich darauf hörte man rasche Hiebe fallen und ein halb unterdrücktes Grunzen.

„Der Bernhard ist der erste," hob ein Kind an.

„Der Schulmeister spielt im Sechsachteltact."

„Er ist mordsicher."

„Wenn der Bernhard seine Stimme ausbilden thät, könnte was aus ihm werden."

„Der Unterricht wird ihm nur nicht gefallen."

„Aha, jetzt kommt der Adam d'ran, das Fritzche schreit auch schon mit, das kann die Zeit gar nicht erwarten."

So gingen die Gespräche fort, bis die drei armen Sünder wieder erschienen. Während der Adam und das Fritzchen die Hände vor die verweinten, rothen Augen hielten, blickte der

unverbesserliche Bernhard so frei und fröhlich in die Welt, als ob er ein Stück Kuchen bekommen sollte.

„Ihr war't wieder einmal recht grob gegen den Schulmeister," höhnte ein Schulkind.

Die Martins eilten so schnell als möglich davon, um die Spottreden nicht zu hören. Als sie allein waren und das Fritzchen immer noch schluchzete, fragte ihn der Bernhard theilnehmend:

„Nun, Fritzche, wer hat Dir denn besser gefallen, der Bäcker oder der Schulmeister."

„Der Bäcker," schluchzte der kleine Wurm aus tiefster Brust, „da ist doch wenigstens das Rothkehlche her." Der tückische Frager sollte aber in der Kürze ganz genau erfahren, wonach er gefragt. Zu Hause angekommen erhielt er von seiner Mutter drei Silbergroschen mit der bestimmten Weisung, sofort ein Brod dafür beim Bäcker Sturm zu holen.

Vergebens blickte er sich nach einem Knaben um, der ihm den Auftrag besorgte. Der Geprügelte erfuhr nur Schmähreden von denen er jedoch keine vergaß, vergebens suchte er den Adam und das Fritzchen zu bereden, sie möchten den Einkauf besorgen, indem sie nichts zu besorgen hätten, weil sie ihre Strafe schon erlitten. Bei dem Namen Sturm griff jeder von beiden immer an den Theil seines Körpers, der mit dem Bäcker in eine so unangenehme Berührung gekommen war und lehnte den Vorschlag entschieden ab. Es half ihm auch nicht, daß er, um den Hieben zu entgehen, sein kleines Schwesterchen welches eben vom Gevatter König kam, auf den Rücken nahm. Im Bäckershaus angekommen, setzte der handfeste Sturm das Mädchen auf die Erde und gab ihm, um es zu beruhigen, einen mürben Zwieback. Den Bernhard führte er aber in den Hof, nahm ihm das Rothkehlchen ab, welches er immer noch in der Tasche trug und auch eine Zeit lang, aber erfolglos verleugnete und that es in seine Stube. Alsdann erwischte er das hanfene Tragband zu einem Schiebekarren und walkte ihn dergestalt durch daß ihm die Hiebe des Schulmeisters wie Schmeicheleien vorkamen. Stöh-

nend verließ er, ein Laibchen Brod unter dem Arm, das Haus. Diesmal trug er das Mädchen nicht auf dem Rücken, denn er war wund und voll Striemen. Etwas Hohn im Blick empfingen ihn die beiden jüngeren Brüder.

„Was hat Dir denn der Bäcker gethan?“ fragte das Fritzchen neugierig.

„Nichts,“ versetzte der in jeder Beziehung des Wortes sehr niedergeschlagene Bernhard, „ich mußt' blos das Rothkehlche herthun und er hat gesagt, wenn ich's mich noch einmal unterstünd' und thät' Rothkehlche fangen, wollt er's dem Vater sagen.“

Dies schien dem Adam nicht recht einzuleuchten. Pfiffig mit dem Kopfe nickend, sprach er:

„Du, Bernhard, ich glaub' Du hast auch was Warmes gekriegt. Der Sturm ist mordfreigebig.“

„Halt Dein Maul!“ war die mürrische Antwort Bernhard's, welche Adam die Versicherung gab, daß er richtig gerathen.

Beim Mittagsessen, bestehend aus Kartoffelsuppe, fehlte der alte Martin, was weiter nicht auffiel. Die drei Jungen verabredeten mit einander, daß sie am Nachmittag das Crinitzennest ausnehmen wollten. Man kann daraus ersehen, wie verderblich die Leidenschaft eines Vaters auf seine Kinder wirkt und daß ein gutes Beispiel stets das beste Erziehungsmittel ist. „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen,“ gilt nicht nur bei den Vögeln, sondern auch bei den Vogelstellern.

Nach dem Mittagessen ging das Grethchen in das Holz um frisch aufgeschossene Morgeln zu suchen, die zu dieser Jahreszeit sehr theuer bezahlt werden.

Als sie das Dorf im Rücken hatte, sah sie den Sohn Engelmann's, ihren Geliebten langsam an dem Saume des Waldes dahinschreiten. Sie eilte ihm rasch nach und rief ihn endlich zu sich. Die beiden jungen Leute begrüßten sich herzlich. Das scharfe Auge der Liebe erkannte sofort, daß bei Emil etwas vorgegangen war.

„Schatz,“ sprach das Grethchen im besorgten Tone, „bist Du vielleicht krank? Warum läufst Du jetzt hier außen 'rum oder ist vielleicht was passirt?“

„Du hast's errathen, Grethche, ich hab' mich mit meinem Alten gezankt. Denkt Dir nur einmal an, der freit für mich, ohne daß ich ein Sterbenswörtche davon weiß. Ich hab' ihm aber meine Meinung zu verstehen gegeben. Nun kann er's halten, wie er will.“

„Emil, wenn Du meinethalben Kummer und Leid im Haus hast, so sag's. Ich geh' hernach gleich in die Stadt und seh' mich nach einem Dienst um.“

„Mädche, mach' mich nicht noch ärgerlicher, als ich schon bin. Ich habe meinem Alten gesagt, wie ich mit Dir stehe und daß ich, wenn ich Dich nicht kriege, gar niemals frei.“

„Emil, das hast Du wirklich gethan,“ rief das Mädchen entzückt aus, als sie die Heftigkeit seiner Liebe aus diesen Worten erkannte. Sie schaute ihm mit einem überaus zärtlichen Blick in das Gesicht und sprach in einem Tone, von welchem man gleich abnehmen konnte, daß er nicht ernstlich gemeint sei.

„Das hast Du gethan, Emil? Wirklich? Ich will Dir was sagen. Ich glaub' nicht, daß wir einmal Mann und Frau werden, das thut aber nichts, ich will Dich immer so lieb und gern haben, wie jetzt und wenn Du Dir einmal eine Frau nimmst, so wünsch' ich Dir von ganzem Herzen, daß sie Dich gerad' so lieb hat, wie ich Dich, denn lieber kann Dich gar kein Mensch haben. Du aber, Emil, denkst manchmal an das arme Grethche, das hernach 'naus in die Fremd' zieht.“

„Sei mir ruhig mit Deinem Geschwätz', Grethche. Wenn ich einmal sag', nur Du oder Niemand wird meine Frau, so ist's abgemacht. Aber jetzt schweig' mir von der Geschichte, für heute ist sie zu Ende, morgen ist wieder ein Tag. Sage einmal, Grethche, wo wollt'st Du denn eigentlich hin?“

„Ich wollt' in den Kiefernschlag, dort giebt's Morgeln, die

trägt die Mutter am Samstag nach Eisenach, dafür kann sie schon ein hübsch Stückche Fleisch kriegen."

„Das ist recht, ich helf' Dir suchen, ich hab' heut' schon bald Feierabend gemacht. Willst Du mich mitnehmen, Grethche, ja?"

„Wenn Du mir versprichst, daß Du mir alle Morgeln schenk'st, die Du find'st."

„Wenn ich für jede einen Kuß krieg', Schätzche?"

„Ach, geh doch," antwortete das verschämte Mädchen hoch erröthend und ihr Köpfchen wegwendend.

„Stell' Dich doch nicht so einfältig. Hast Du mich nicht schon oft genug geküßt."

„Aber immer, wenn's dunkel war," versetzte das Mädchen schüchtern mit niedergeschlagenen Augen.

„Das ist ganz einerlei, ob es Nacht ist oder nicht. Kuß ist Kuß."

„Wenn's Jemand säh', Emil, daß Du mich küßt'st, ich schämt' mich wahrlich zu todt', ich ließ mich vor Niemand wieder seh'n."

Sie hatte kaum ausgesprochen, so fühlte sie Emil's Arm um ihre Taille und einen Kuß auf ihren Lippen. Dies erzürnte sie aber ernstlich.

„Schäm' Dich, Emil," sprach sie in verweisendem Tone, wobei ihr die Thränen aus den Augen hervorbrachen. „Daß Du mich so wenig acht'st. Was sollen die Leut' sagen, wenn's sie's geseh'n hätten. Ich lauf' mit dem reichen Kaufmannssohn in das Holz und schon unterwegs laß' ich mich küssen. Du weißt, wie groß die Klatscherei in unserem Ort' ist und daß ich besonders bei den jungen Leuten schlecht angeschrieben bin, weil ich mich wenig mit ihnen abgeb', sondern immer zu Haus bleib'. Mit Fingern deuteten sie auf mich und machten mich schlecht. Ich hätt' geglaubt, Du hielt'st mehr auf mich."

„Grethche, Grethche, verzeih' mir, es hat ja Niemand zugeguckt. Ich will's ja auch gewiß nicht wieder thun."

„Sei mir still, Emil. Seh' doch nur einmal, im Haus geht's wegen dem Vater seiner Finkennarrheit immer mehr retour, ich hab' d'rin und außen keine Freud', Du bist mein Trost allein gewesen, nun machst Du solche Sachen!" Ein heftiges Schluchzen unterbrach das Mädchen.

„Grethche, sei mir wieder gut, Du sollst Dich auch nie wieder über mich beklagen. Grethche, Grethche, sag' einmal, Du hätt'st mich lieb. Nein, Du hast mich nimmer gern?"

„Ach freilich, Schatz," seufzte sie und reichte dem jungen Manne die Hand, die dieser herzhaft drückte. „Wenn Du mir aber nicht versprichst, ganz artig zu sein, so nehm' ich Dich nicht mit, sondern geh' lieber selber nach Haus."

Emil versprach heilig und theuer Alles was man von ihm verlangte. Gehalten muß er es wohl haben, denn als es gegen sechs Uhr dämmerig wurde, kamen sie beide seelenvergnügt aus dem Walde gezogen und der Kaufmannssohn trug ein tüchtiges Körbchen voll Morgeln in der Hand. Dicht vor dem Dorfe trennten sie sich, nachdem sie sich eine Bestellung auf den andern Tag, aber so leis zugeflüstert, daß sie außer ihnen Niemand hören konnte. Singend zog das Mädchen durch das Dorf, dahingegen Emil einen Freund besuchte.

Der alte Vogelsteller Martin saß noch vom frühen Morgen an in der Ecke der Schenke an einem Tische. Das Haupt auf die aufgestemmten Arme gestützt, stierte er mit großen, gläsernen Augen vor sich hin. Er war für Alles todt und wußte nicht, was um ihn herum vorging.

Mit einbrechender Dunkelheit stellte sich ein Bauer nach dem anderen ein und nahm Platz an dem Tische. Wie die Kleidung auswies, mußten es wohlhabende Leute sein. Es waren kräftige Gestalten, mit gesunden, wettergebräunten Gesichtern.

Lange Zeit saßen sie einander schweigend gegenüber. Selten fiel eine Frage, der gewöhnlich eine lakonische Antwort auf der Stelle folgte. Nach und nach war der ganze Tisch besetzt.

Der Gevatter König hatte sich auch eingefunden und neben einem ziemlich bejahrten Manne Platz genommen, auf dessen Antlitz man die Spuren der Zeit genau wahrnehmen konnte. Trotzdem er eine sehr gebückte Haltung besaß, so daß es schien, er befände sich stets hinter dem Pfluge, so blitzte doch ein Klugheit und Energie verrathendes Feuer in seinen grauen Augen.

Sowie er sich setzte, that er einen langen Zug aus seiner kurzen, schmierigen Holzpfeife, warf einen stechenden Blick auf einen ihm schräge gegenüber sitzenden Bauern, den dieser in gleicher Weise erwiderte und sprach mit vor Aerger bebender Stimme:

„Trautwein, Ihr seid mir vorig' Jahr über meinen bestellten Acker am Steinweg gefahren und ich hab's Euch verwehrt, heut habt Ihr wieder zwei Fuder Mist über den gepflügten Acker geschafft. Glaubt nur ja nicht, daß ich mich utzen laß."

„Wenn ich auf meinen Acker muß," entgegnete der Angeredete im groben Tone, „so bleibt kein anderer Weg, als daß ich über Euern fahr'. So lang' kein Zaun d'rum ist, so lang' geht's d'rüber weg und wenn Ihr Euch auf den Kopf stellt und mit den Beinen wundert. Laßt Euch einen Zaun d'rum machen, so bleib' ich davon, Köhler."

„Ihr bleibt auch so davon," bemerkte dieser nachdrücklich.

„Nun und nimmermehr, das Recht ist auf meiner Seite. Ich muß meinen Acker düngen und über Euern geht der Weg. So war's und so bleibt's."

„Mit nichten bleibt's so. Euren Acker müßt Ihr düngen, das ist richtig und daß Ihr über meinen müßt, ist wieder wahr. Ihr habt aber im Herbst oder bald im Frühjahr drüber zu fahren, wenn er nicht brach liegt, denn ich bestell' mein Zeug nicht, daß Ihr's wieder umbringt."

„Bestellt Euren Lumpenacker nicht eher, als bis ich gedüngt hab'. Ich weiß recht gut, Köhler, daß Ihr mir's zum Possen thut und so bald ackert. Ich zeig' Euch aber, daß Ihr

an mir an den unrechten Mann gekommen seid. Wollt Ihr dickköpfig sein, bin ich's auch."

„Trautwein, Ihr bildet Euch doch nicht ein, ich kümmert mich um Euch? Da seid Ihr mir viel zu gering dazu. Ich bestell' meine Aecker, wenn ich muß, das heißt, wenn mir's gefällig ist und nicht erst, wenn's Euch einfällt, Euer Aeckerche zu düngen."

„Accurat so ist's mit mir, ich düng', wenn ich will."

„Da hat auch Niemand was dawider, fahrt nur nicht über meinen Acker."

„Ich nehm' mir einen Luftballon und schaff' den Mist 'naus, nicht wahr?"

„Das macht wie Ihr wollt. Soviel sag' ich Euch aber, morgen mit dem frühsten geht's nach Waltershausen, dort nehm' ich mir einen Advokaten an. Ich denk' das Gericht soll Euch Eure Dummheit schon vertreiben."

„Schämt Euch, Ihr Leut," hob der Meerschaumschneider König an, „und streitet Euch nicht wegen so einer Kleinigkeit. Köhler, Deinen Acker wird er nicht gleich zu Schanden fahren und die paar Silbergroschen Schaden wirst Du auch verschmerzen können. Du aber, Trautwein, kannst Düngen wenn's Zeit ist. Muthwilliger Weis' macht man seinem Nächsten nichts kaput."

„Ich brauch' kein Kameel zum Friedensrichter," war die rohe Antwort Trautwein's.

„König, geb' Dir doch keine Mühe," sprach Köhler und zündete sich seine im Eifer des Gespräches ausgegangene Pfeife an, „an dem Trautwein ist Hopfen und Malz verloren. Ich treib' ihm aber seine Tück' aus dem Schädel oder ich heiß' nicht Köhler."

„Prozessir' nur nicht schon wieder, Köhler," sprach König eindringlich; „Du kömmst ja gar nicht aus dem Amt. Denk' doch nur, ein einziger Termin kostet ja mehr, als Dir der Trautwein sein Lebtag zusammenfährt."

„Das ist mir ganz egal. Was dumm ist, muß geprügelt werden und mein Recht such' ich und sollten ein paar Küh' d'rauf gehen. Es wären die ersten nicht."

„Und ich laß nicht locker, Köhler, es giebt mehr als einen Advokaten in der Stadt. Mit Euch wird man, Gott sei Dank! noch fertig."

„Aber wie?" höhnte dieser.

„Das werdet Ihr schon sehen! Euch geht's wie dem Müller voriges Jahr mit seinem Rain."

„Das Ruhla ist eine Goldgrube für die Advokaten," sprach der bucklige Meerschaumschneider mit tiefem Bedauern. „Ehe so ein Bauer Vernunft annimmt und sein Geld zu was Nützlichem ausgiebt, kriegen es lieber die Rechtsverdreher, die sich in's Fäustche lachen."

„Wovon Du nichts verstehst, König, da halt' Dein Maul. Wenn Du die Welt anders machen willst, so fang' bei Deinem Gevattersmann an. Da sitzt der wieder und glotzt wie ein Maikäfer."

„Wie Ihr proceßtoll seid, ist der finkentoll. Sein Bische Hab und Gut wird noch d'rauf gehen, hernach geht er betteln. Ich hab' ihm schon genug zu Gewissen geredet, es hilft aber Alles nichts. Denkt Euch, Ihr Leut, da hat mir der Engelmann heut gesagt, wie ich ihm die Köpf bring', daß er ihm seinen Scheck für den Finken geboten hat! Als ob ihm die Kuh gehört und nicht seiner Frau! Nun schlag' einer die Händ' über den Kopf zusammen. Er soll aber nur heimkommen, seine Frau wird ihm leuchten, ich hab's ihr gesagt, was er für ein Prische ist. Da sitzt er nun und hat sich vor Aerger betrunken, daß er nicht hört und sieht, was um ihn vorgeht. Es thät' wahrlich Noth, man stellt den Lump unter Vormundschaft."

„Herr Jes, was ist denn das nun weiter," ließen sich fast sämmtliche Gäste vernehmen. „Dem Engelmann sein Vogel ist auch eine Kuh werth."

„Wenn man viele hat," bemerkte der Meerschaumschneider

spitzig, „eine Familie mit sieben Köpfen wird aber nicht von einem Doppelschläger satt und wenn er noch so gut schlägt."

Das Wort „Doppelschläger" ließ den Martin etwas auflauschen.

„Seine Jungen sind ein paar schöne Früchtche," ließ sich der Bäcker Sturm vernehmen, „gehen die Racker heut' in meinen Garten und fangen Rothkehlche. Ich hab' sie aber —"

Der kräftige Sprecher spie sich dabei in die Hand und machte dabei eine Bewegung, die unmöglich mißverstanden werden konnte.

„Mein Jung' hat mir gesagt, sie hätten heut' Morgen die Schul' geschwänzt und dafür vom Herrn Lehrer Prügel gekriegt."

„So, die Schul' schwänzen sie und fangen Vögel! Nun, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

„Komm ich nur Morgen in das Martin'shaus, ich will die Bursche walken, daß ihnen die Mehlwürmer unter das Fell hecken," sprach der grimmige König.

„Laßt den Kindern doch auch ihren Spaß," rief eine Stimme, die ziemlich viel Anklang fand.

Die Ankunft eines Mannes, der mit dem Grusse: „Guten Abend zusammen!" erschien, erregte allgemeine Aufmerksamkeit.

„Guten Abend, Schmidt," tönte es aus aller Mund.

Der späte Gast war allem Anscheine nach ein Hausirer. Auf dem Kopfe, dessen Gesicht einer Fuchsschnauze auffallend glich, saß eine Mütze von Seehundsfell. Rock und Hose waren von braunem, groben Tuche. Eine Weste konnte man nicht sehen, weil der Rock zugeknöpft war. Die Hosen steckten in langen, schmutzigen Stiefeln. Auf dem Buckel trug er eine große, ganz mit Dachsfell beschlagene Hucke, in der er jetzt Garn, Zwirn, Knöpfe, Bleistifte u. s. w. trug, was er im Orte verkaufte, um die Hucke mit Ruhlaer Waaren zu füllen. Als sich der Hausirer seines Gepäckes entledigt, reichte er so ziemlich Jedermann in der Stube die Hand und ließ sich alsdann schwerfällig an dem Tische nieder, wo man ihm bereitwillig

Platz machte. Sofort brachte ihm die Wirthstochter einen mächtigen Schnaps.

„Grethche,“ sprach der Händler und kniff das Mädchen in die rothen Wangen. „Dir hab ich für dasmal was Schönes, was Feines mitgebracht, nun rath' einmal, aber ich will Dir's lieber gleich holen, Du Sappermentsmädche Du.“

Dabei ging er an seinen großen Kasten und nahm eine Spieldose mit Schildkrotplatten heraus, die er einem Handwerksburschen um wenige Silbergroschen abgekauft hatte. Er zog sie auf, stellte sie auf ein großes, leeres Bierglas, so daß sich der Klang verstärkte. Zum großen Erstaunen der Bauern, denen ein derartiges Instrument wohl noch nicht vorgekommen sein mochte, spielte die Dose nun „Schier dreißig Jahre bist Du alt.“ Sämmtliche Zuhörer rissen den Mund bis an die Ohren auf, nur der Vogelsteller Martin stierte theilnahmelos vor sich hin.

„Nicht wahr, Grethche,“ rief der Hausirer, als das Stück zu Ende war, wobei er sich triumphirend umschaute. „Das läßt Du Dir gefallen! Aber das Beste kommt noch, aufgepaßt, Ihr Leut'.“

Wiederum hatte er die Dose aufgezogen und eingestellt. Jetzt spielte sie einen hübschen Walzer, wozu das Grethchen vor Vergnügen tanzte. Als zum Beschluß die Zauberdose noch einen lustigen Schottisch spielte, brach ein donnerndes Beifallsgeschrei aus.

„Schmidtche, Schmidtche,“ rief die entzückte Wirthstochter. „Das Dösche soll mein. Macht keine Späß, bestes Schmidtche, im Ernst, soll das Dingche mein?“

„Freilich, mein Mädche, ich hab' das Dösche extra für Dich gekauft, siehst Du, da hast Du's.“

Mit diesen Worten legte er ihr die Dose in die Hand und blickte sich in der Stube um, ob auch Jedermann seine unerhörte Freigebigkeit bemerkt. Die Bauern verwunderten sich fast zu todt über den Knauser, der gewöhnlich eher ein Loch in das Knie bohrte, ehe er, sei es auch eine noch so geringe Klei-

nigkeit umsonst weggab. Es hatte aber seine gute Bewandtniß So oft er in die Ruhla kam, brachte der pfiffige Hausirer Schmidt dem hübschen Wirthsgrethche eine Kleinigkeit mit, mochte es nun ein seidenes Band, ein buntes Kopftüchelchen oder sonst so etwas sein. Er wußte, es trug gute Zinsen. Die Rechnung im Wirthshaus betrug gewöhnlich gar nichts oder war nicht der Rede werth. Da er sich für diesmal vierzehn Tage im Orte aufhalten wollte oder mußte, hatte er die Spieldose, die ihm ohnedies fast nichts kostete, als Zahlungsgegenstand ausersehen. Um aber auch noch den Noblen vor den Bauern zu spielen, hatte er dem Mädchen das Kleinod öffentlich geschenkt.

„Aber Schmidtche, bestes Goldschmidtche,“ lachte das Grethche und sprang vor Freude in die Höhe, „nun zeigt mir noch, wie man's macht, daß das Dings da geht.“

Der Hausirer unterrichtete das Mädchen schnell in der Art und Weise des Aufziehens. Das Grethchen begriff dies im Nu und ließ die Dose ununterbrochen spielen, nachdem sie dem freigiebigen Hausirer ein kräftiges Abendbrod vorgesetzt, in welches derselbe dergestalt einhieb, daß das Abspülen der Teller unnöthig wurde.

Als sich der Händler gelabt, begab er sich in den Kreis der Bauern zurück.

„Schmidt, wie geh'n die Geschäfte?“ fragte der kleine König.

„Schlecht, König, schlecht. Das Geld wird alle Tag rarer und Alles theurer, nur unser Zeug fällt. Du lieber Gott, wenn die Wirthschaft noch lang so fort geht, nimmt man den Bettelstab in die Hand.“

„Nun, nun, so los wird's doch nicht sein, Schmidt. Ihr seht ja gesund und frisch aus und Noth merkt man Euch auch nicht an,“ bemerkte der Bauer Köhler. „Was die Handelsleut das ganze Jahr durch schimpfen, das ist d'rüber 'naus und grad sie machen die besten Geschäfte.“

„Wer macht die besten Geschäfte, die Handelsleut'?“ rief

der Hausirer mit einem erzwungenen Lachen. „Ich will's Euch besser sagen, die Bauersleut' sind's. Die schmeißen im Frühjahr ihr Bische Saamen 'naus, hernach setzen sie sich hinter den Ofen und in's Wirthshaus. Im August oder wenn's ist, ärndten sie ein, dreschen und fahren das Getreid' in die Stadt. Dort verlangen sie ein Sündengeld dafür, daß man Blut weinen möcht', aber es hilft einem halt nichts. Wenn man's im Herbst nicht kauft, muß man es im Frühjahr nehmen und dann noch theurer. O, Ihr Leutschinder, Hungerleider, uns armen Schluckern nehmt Ihr das Bische Geld ab und werft's den Advokaten in die Rippen. Ihr dummen Kerl', wenn Ihr's doch wenigstens selber behieltet! Bei unsereins geht es aber anders. Im Schweiß unseres Angesichts müssen wir unsere Hucke 'rumschleppen, bei Hitze und Frost, bei Sturm und Regen. Jede Nacht müssen wir in einem Wirthshaus liegen und unser gutes Geld verzehren. Und was machen wir für Geschäfte? Hat man ein Messerche für vier Groschen, so bietet uns so ein miserabler Bauersknüppel zwei d'rauf, hat man ein Scheerche, ein Meerschaumköpfche oder sonst etwas und bietet es noch so billig an, immer wollen sie's um die Hälft'. Ei so krieg' die Kränk' Offenbach und Darmstadt! Und wenn man wild wird und schimpft, so lachen sie einen noch obendrein aus und sagen: Behalt' Dein Lumpenzeug, wir brauchen's ja nicht. Um zu leben, muß man's endlich weit unter dem Preis' losschlagen. Nun rechnet noch das Hausirpatent in jedem Staat dazu, was man an Stiefeln und Kleidern 'runter reißt, so kommt man auf die rechte Höh'. Ja wenn meine Waaren Korn wären, was die Leut nothwendig brauchen, so ließ sich eher was machen. So aber, Du lieber Gott, man möcht' heulen, so schlecht geht's einem. Wenn man baar Geld zusetzen muß, da hört doch die Gerechtigkeit auf."

„Da würd' ich an Eurer Stell'," hob der Bauer Trautwein an, „den Handel ganz aufgeben, wenn ich zusetzt und verschenkt auch kein Spieldösche."

„Wenn ich nicht ein paar alte Kundleut' hätt', die alle Jahr bestimmt auf mich rechnen thäten, ich ließ, hol' mich der Kuckuck, den Handel Handel sein. Das Dösche aber hab' ich mir am Mund abgespart und hab's dem Grethche geschenkt, weil ich's einmal schon von seiner frühen Jugend an gut leiden kann. Und wenn ich einmal vergessen hätt', ihm was mitzubringen, so wändt' ich wieder um, sogar wenn ich schon in der Hausthür' ständ', und ging nach Eisenach und kauft ihm was. So hab' ich's immer gehalten und dabei bleibt's. Und da reut mich auch kein Thaler und kein Groschen."

Die letzten Worte hatte der Hausirer so laut gesprochen, daß sie zu Grethchen's Ohren dringen mußten. Das Mädchen erröthete und nahm sich vor, dem Händler seine Dankbarkeit bestens und in noch umfangreicherer Weise, als wie früher zu beweisen. Dies war es aber hauptsächlich, was der politische Hausirer bezweckt.

„Wo kommt Ihr denn dasmal her, Schmidt, wo seid Ihr denn gewesen. Wohl in Böhmen oder im Ungernland?" fragte der Bauer Köhler.

„Ungerland, Böhmen? Das wär' so 'was, da käm' ein Handelsmann an, wenn er in's Oesterreichische ging. Dort nimmt die Mauth das Bische Profit noch weg, was ein armer Händler hat."

„Ich denk' Ihr müßt d'rauf legen, Schmidt! In dem Fall wär' es das Beste, Ihr trügt Euren Packen auf die österreichische Mauth und gäbt ihn dort ganz ab, so behieltet Ihr wenigstens das Geld, was Ihr d'rauf legt."

„Wenn Ihr mir den Weg bezahlt und Kleider und Zehrung, so hab' ich nichts dagegen."

„Spaß bei Seite, wo seid Ihr gewesen?"

„Für dasmal nicht weit, im Hannöverischen hab' ich mich 'rum getrieben, auf dem Harz und bin bis Wernigerode gekommen. Geh' aber nicht wieder hin, armseliges Volk dort, die Bergleut', nichts zu verdienen, Lumperei hinten und vornen."

„Was schwatzt Ihr wieder für Lügen, Schmidt," fiel ihm der Bäcker in das Wort, „wie kann's auf dem Harz lumpig hergehen und sind die Heidendoppelschläger dort."

„Das ist wahr, gute Finken giebt's allweg dort und was das schönste ist, Canarienvögel, Canarienvögel sag' ich, quittengelb und der Schlag! Respect, das lautet, als ob man eine Nachtigall hört. Das nützt unser einem aber nichts. Die filzigen Bergleut' hungern drei Tag' in der Woche und die andern vier essen sie nichts, blos um das Geld für solche Vögel 'naus zu werfen. Da ist's freilich kein Wunder, wenn unser eins keine Geschäfte macht."

Der Vogelsteller Martin erhob sein schweres Haupt etwas vom Tische und lauschte ein Wenig, sein Instinkt sagte ihm sogar in seiner schweren Trunkenheit, daß über sein Lieblingsthema verhandelt werde.

„Nachtigall, das geht noch an, aber seid mir mit Euren Canariesvögel ruhig oder wie sie heißen. Solche gelbe Racker thun ja weiter gar nichts, als daß sie uns das liebe Jahr lang die Ohren vollschreien. Dumme Vögel sind das —"

„Schreihäls!" stammelte der Vogelsteller Martin, das erste Wort außer Schnaps, welches er heut' den ganzen Tag über gesprochen. Die Unterhaltung über ihn und seine mißrathenen kleinen Kinder hatten ihn nicht erwecken können, das Wort „Doppelschläger" aber übte eine Zaubermacht über ihn aus. Aehnlich wie auf das Wörtchen „Sesam, thu' Dich auf" öffneten sich die Thüren zu seinem Verstande wieder, die Nebel der Trunkenheit wichen den Strahlen der Vernunft, der Vogelsteller ernüchterte sich zusehends.

„Auf dem Harz schlagen die Vögel alle noch rein und schön, Schmidt?" fragte der herzutretende, robuste Wirth, ein großer Finkenliebhaber, der vor seiner Frage sogar den gebräuchlichen Gruß vergaß.

„Das will ich meinen, jeder Bergmann und jeder Bauer hat aber auch seinen Capitalvogel im Käfig. Ihr Leut', ich

versteh' nicht viel vom Finkenschlag, aber so habt Ihr keinen Vogel hier, als wie sie dort Mode sind. Vor so einem Härzer Doppelschläger muß ein Ruhlaer das Maul halten und die Kappe 'runter thun."

„Werft das Beil nur nicht gleich gar zu weit, Schmidt, Ihr könnt's sonst am End' nicht wieder holen," sagte der Wirth Zobel, während seine Frau Elise ein noch ganz hübsches Weib, die seine Liebhaberei für gute Vögel theilte, laut schnatterte:

„Schmidt, schwatzt nicht so gar dumm und einfältig. Was versteht Ihr denn, frag' ich Jemanden, von einem guten Finken! Geht einmal weit und breit 'rum und seht zu, ob Ihr einen Finken hört, wie dem Engelmann seinen Reitzug, oder unseren Weingesang und unseren Bräutigam, vom Schmalkalder gar nicht zu reden. Fragt einmal, was dem Martin sein Weingesang werth ist und hernach schwatzt gescheider."

„Hört auf, Frau Zobeln, hört auf, Ihr schwatzt mich ja todt."

„Ja, schwatzt mich todt! Alter Schwiddenmacher. Es ist nur merkwürdig daß sich die Balken von Euren Lügen nicht gebogen haben. Ein Wunder wär's nicht."

„Auf dem Harz schlagen die Vögel gut, das ist gar keine Frag'," schlichtete der Martin als von Allen anerkannte Autorität, den Streit, „sie schlagen bei Weitem besser als wie bei uns, d'rum heißen die guten Doppelschläger auch die Harzer Doppelschläger. Aber das bin ich überzeugt, die Vögel im Freien sind eben nicht besser als wie unsere."

„Ihr kommt mir schön an. Vögel, wie man sie auf dem Harz im Freien hört, habt Ihr hier gar nicht in der Stube."

„Schmidt, nun seid aber ganz ruhig, wenn Ihr noch nicht wißt, daß ein Vogel erst im Zimmer gut wird," schrie die ganze, aufgebrachte Ruhlaer Einwohnerschaft.

„Ich hab' ja gleich gesagt," belferte die Wirthin; „der dumme Kerl versteht nichts, als zu lügen. Das kann er aber auch aus dem ff."

„Ihr Leut', macht mich nicht wild', das sag' ich Euch, sonst nehm' ich meinen Packen und geh' in ein ander Wirthshaus. Ich bin nicht hergekommen, um mich zu ärgern und mir sagen zu lassen, ich wär' ein Lügner."

„Wenn Ihr aber sprecht, die Vögel sängen auf dem Harz im Freien besser, als hier in den Bauern, so ist das keine Lüge," geiferte die Wirthsfrau.

„Was wißt Ihr denn, Zobeln, wenn ich was sag', so ist's immer wahr und wenn Ihr's nicht glaubt, so geht einmal auf den Harz und horcht."

„Das brauch' ich nicht zu thun," lachte die Frau in ihrem Aerger, „ich bleib' hier und glaub's nicht."

„Ihr übertreibt, so arg ist's nicht," versicherte der Martin dem aufgebrachten Hausirer.

„Nun paßt auf, Ihr Leut, ich will Euch 'was mittheilen. Zwischen Harzgerode und Goslar liegt der Brocken, das ist der größte Berg oder der Blocksberg."

„Dort tanzen die Hexen in der Nacht vom letzten April zum ersten Mai, aber keine Finken schlagen dort nicht," unterbrach ihn die Wirthin.

„Halt Euer ungewaschen Maul, Zobeln, ich sag's Euch noch ein Mal."

„In meinen vier Pfählen hat mir Niemand das Maul zu verbieten. Wißt Ihr das, Schmidt."

„Frau, so laß' ihn aber auch ausreden," gebot der Wirth.

„In der Richtung vom Blocksberg nach Ilsenburg liegt ein kleines Bergche, ungefähr fünfviertelstund' vom Blocksberg, und heißt der Mönch. Da hab' ich einen Finken gehört, der schlug fünf Strophen, es ist wahrlich nicht gelogen, setzt nach jeder ab und schreit „Fink" und ruft zuletzt ein lautes, deutliches „Weingeh!" Aber vor dem Vogel seiner Stimm' hab' ich Respekt, der schrie so laut wie drei andere."

„Ei, so lügt, daß Ihr d'ran erstickt," riefen einige aufge-

brachte Bauern und Arbeiter, „im Freien giebt's gar keine Weingeh."

„Wenn's keine giebt, hätt' ich auch keine gehört."

„Wir wollen von 'was anderem sprechen," fing der Wirth an.

„Thut das, Ihr Leut', ich leg' mich aber in mein Nest, ich bin müd'," sprach der Hausirer und erhob sich.

Der Martin hatte während der kurzen Erzählung des Händlers wie ein Träumender dagesessen. Die Beschreibung des Gesanges, der Name Weingeh hatte auch den letzten Branntweindunst aus dem Kopfe gejagt. Er folgte dem Hausirer auf dem Fuße, ohne daß sein Weggehen auffiel.

Als er in das Zimmer des Hausirers trat, schloß er die Thüre hinter sich ab. Schmidt war eben im Entkleiden begriffen. Der Anblick des geisterbleichen, verstörten Vogelstellers erweckte eine gewisse sich nicht zu verbergende Furcht in ihm. Sein Instinkt raunte ihm zu, der heruntergekommene Vogelfänger wolle ihn entweder berauben oder von ihm borgen. Beides sagte ihm nun durchaus nicht zu, woraus sich mit ziemlicher Sicherheit schließen läßt, daß seine vorhinnigen Lamentationen über schlechte Geschäfte eines genügenden Grundes ermangelten.

„Schmidt," hob der Martin mit rauher Stimme an, „ich hab' ein paar Wörtche mit Euch zu reden, ich hoff', daß Ihr die Wahrheit sprechen werdet, sonst —"

Der Vogelsteller hob bei diesen Worten drohend die Rechte, wodurch die Befürchtungen des Hausirers gerade nicht zerstreut wurden.

„Martin," versetzte er ängstlich und schaute sich um, unschlüssig, ob er nach Hülfe rufen solle oder nicht. „Martin, was wollt Ihr? Ich weiß gar nicht, was das sein soll, Ihr dringt da mitten in der Nacht in meine Stube ein und ich möcht' doch allein sein und schlafen."

„Ach was schlafen," fuhr der Eindringling grob auf, „jetzt

sind wichtigere Sachen zu bereden, wovon mein Wohl und Wehe abhängt und Ihr habt es in der Hand."

Der Hausirer erschrak jetzt denn doch, das aufgeregte Gesicht des Vogelstellers verrieth ihm wenig Gutes.

Er schloß nun mit Bestimmtheit, jener werde ein, wenn auch gerade nicht auf die feinste Weise angetragenes Bittgesuch vorbringen und eine Summe leihen wollen, was in Anbetracht der schlimmen Verhältnisse, in denen Martin lebte, einem Raube nicht unähnlich sah.

Als dieser das ängstliche Zaudern des Hausirers bemerkte, rief er mit drohender Stimme:

„Schmidt, wenn Ihr mir helfen könnt und thut es nicht, so passirt ein Unglück. Das sag' ich Euch."

„Aber, Martin, so sei doch vernünftig, ich hab' ja schon unten erzählt, was ich für Geschäft' gemacht hab', ich hab' keinen Groschen übrig, ich muß doch meine vorjährigen Waaren auch bezahlen, wenn ich frische will."

„Ich pfeif' Euch in Euer Geld und Eure Waar'," unterbrach ihn der ungeduldige Vogelsteller, „was thu' ich mit der Lumperei. Ich will nur wissen, ob Ihr vorhin die Wahrheit gesprochen habt, wie Ihr von dem guten Doppelschläger erzählt habt."

„Ah," hob der Hausirer an, dem ein Stein vom Herzen fiel. „Der Doppelschläger ist gemeint —"

„Nicht wahr, Ihr habt keinen solchen gehört, Lügenhund, so einen Vogel giebt's gar nicht."

„Martin," sprach der Händler, dem es allmählig im Kopfe zu tagen begann, „der Vogel lebt wirklich und steht am Mönch. Am Harz strichen die Finken früher und der ist schon ein Standvogel."

„Schmidt, könnt Ihr das bei Gott dem Allmächtigen beschwören?" rief der Martin mit Flammenblicken.

„Ich schwör's bei meiner Seelen Seligkeit," schwur der Hausirer ernst.

Er hatte kaum das letzte Wort gesprochen, so warf sich ihm der Vogelsteller zu Füßen, umfaßte seine Kniee und rief mit leidenschaftlicher Stimme:

„Schmidt, habt Erbarmen mit mir und meiner Familie, wenn Euch etwas an meinem Leben liegt, so sagt mir, wo der Fink steht, es ist ein Weingeh, es ist ein Weingeh. Euch nützt er ja doch nichts, Ihr macht Euch ja nichts aus einem Finken. Ich werd' aber dadurch der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden und bleib' Euch dankbar so lang' wie ich leb'."

„Wenn Ihr weiter nichts wollt, Martin, das will ich Euch gern sagen. Die Hauptsach' ist nur, daß Ihr den Ort findet, denn er ist gut vierzig Stunden von hier."

„Wenn ich nur an den Berg komm', wo der Weingeh steht, so find ich ihn gleich auf der Stell', das weiß ich, und hernach ist er auch mein. Schmidt, Schmidt, sagt mir schnell, wo steht der Vogel. Aber o weh! wenn er so gut schlägt, wie Ihr sagt, so ist er schon lang gestochen." (Fangart, die noch beschrieben wird.)

„Deshalben braucht Ihr keine Angst zu haben. Auf den Mönch kommt kein Vogelsteller, die haben andere Plätz'. Wenn Ihr den Ort findet, so stecht Ihr den Finken, das weiß ich."

„Goldener Schmidt, meint Ihr wirklich?"

„Ihr fangt ihn," antwortete dieser entschieden, „aber jetzt nehmt ein Stückche Papier und schreibt auf, ich will Euch den Weg angeben."

„Ich brauch' kein Papier, ich merk's."

„Das geht nicht, Ihr lauft mir fehl und ich trag' die Schuld nachher."

„Ich merk' den Weg, Schmidt, ich merk' ihn," sprach der Vogelsteller nachdrücklich.

„Mir auch recht. Findet Ihr aber den Mönch nicht, nachher kommt nicht zu mir und lamentirt, das will ich Euch gesagt haben."

„Macht keine langen Umständ', schwatzt nicht so viel, sondern

fangt lieber an," rief der vor fieberhafter Ungeduld zitternde Martin, dessen Augen wie bei einer wilden Katze funkelten.

„Damit Ihr nicht gleich im Anfang' an irr' lauft," begann der Hausirer, „so geht Ihr über Eisenach nach Kassel — war't Ihr schon einmal in Kassel?"

„Noch nicht."

„Da lauft Ihr nicht fehl, nur immer schön den Chausseen nachgegangen. Von Kassel geht's nach Göttingen, von da nach Osterrode. Habt Ihr das gemerkt?"

„Ja wohl, Eisenach, Kassel, Göttingen und Osterrode. Schmidt, kann man das in einem Tag gehen?"

„Ochs, das sind gut sechs und dreißig Stund'."

„Da werden wohl drei Tag' d'raus werden. Ist's von Osterrode noch weit bis zum Vogel?"

„Nein, ein Paar Stunden. Nun paßt aber auf, jetzt kommt's genauer. Von Osterrode geht ein langer Weg, der sogenannte Fastweg bis nach Torfschoppen, den müßt Ihr gehen, weil Ihr dadurch den großen Umweg über Clausthal erspart. Also Torfschoppen, dort kommt Ihr wieder auf die Chaussee und geht bis Oderbrück. Von da ist's nur noch ein Katzensprung bis zum Mönch, aber jetzt giebt's blos noch Waldweg, darum die Ohren gespitzt. Von Oderbrück geht Ihr früh am Morgen weg durch einen großen, schwarzen Tannenwald, der heißt die „nüsterne Tanne," so kommt Ihr auf einen langen Kamm, die „Sandbrink," die überschreitet Ihr und kommt wieder an einem Kamm, der ist aber noch viel höher und heißt der Königsberg. Ueber den müßt Ihr auch weg, dann kommt Ihr an die Schluft, ein kleines Flüßche. Solltet Ihr nun ja ein Bische fehl gegangen sein, so geht nur so lang am Ufer hin, bis Ihr den Steg findet. Ueber den müßt Ihr weg und der Weg, auf den Ihr kommt, führt Euch direkt durch den finsteren Wald auf eine schöne Chaussee. Nun müßt Ihr Euch rechts halten, denn links geht's auf den Blocksberg. So marschirt Ihr fort bis sich die Chaussee theilt. Das kümmert Euch aber nichts,

Ihr geht das schmale Fußpfädche in der Mitte, was Euch zu einem kleinen Berg hinauf führt an den Mönch, dort ist ein einzelnes Haus, wo Ihr meinethalben ein Gläsche Branntwein trinken könnt. Aber jetzt heißt's Obacht gegeben. Auf dem Mönch erkundigt Ihr Euch auf den Weg nach der Kapelle — es geht nach Elbingrode 'naus — der ist schmal, da geht Ihr ungefähr eine halbe Stunde fort. Jetzt gelangt Ihr an einen Birkenschlag, wo Ihr knapp daran hingeht. Ist er zu End' so kommt eine Blöße, wo ein paar einzelne Buchen stehen. Ganz hinten, wo die Blöße aufhört und die Birken und Fichten zusammen stoßen, befindet sich noch eine einzelne große Buche, darauf steht der Doppelschläger."

Der Vogelsteller hatte bis jetzt athemlos gelauscht. Als der Hausirer geendigt, blickte er ihn achtungsvoll an und sprach:

„Aber, Schmidt, wie kommt's denn, daß Ihr den Weg so gar genau kennt? Habt Ihr ihn Euch denn extra gemerkt."

„Ich dächt' gar. Wenn man aber soviel in den Wäldern 'rum läuf't wie ich, merkt man Alles. Jeden Weg, den ich schon einmal gemacht habe, finde ich mit verbundenen Augen wieder. Jetzt will ich Euch den Weg eintrichtern, bis Ihr ihn kennt, hernach packt Ihr Euch und macht was Ihr wollt."

„Euer Wort d'rauf, Schmidt, daß Ihr keinen Menschen ein Wörtche von der Geschichte sagt."

„Kein Sterbenswörtche, auf Ehr'. Aber nun will ich Euch erst den Weg einprägen."

Dies kostete dem Hausirer keine große Anstrengung. Schon beim zweiten Male Erzählen kannte der Martin den Weg gerade so gut, als wie sein Lehrer und entfernte sich unter den Versicherungen seines tiefen Dankes. Der Hausirer legte sich nieder, Gott dankend, so leichten Kauses davon gekommen zu sein.

Als der Vogelsteller das Haus verließ, spielte die Dose Grethchen's einen lustigen Walzer, er tanzte daher im Takte zu demselben heim.

Wie zu erwarten stand, waren die Frau Martin's und das Grethchen noch munter. Die Armen arbeiteten bis in die späte

Nacht, um den großen Haushalt nur nothdürftig durchzubringen. Die Mutter flickte die Hose Adam's, welche derselbe heute beim Baumsteigen zerrissen; das Grethchen arbeitete an dem Confirmationshemde Bernhard's.

Der Empfang des Vogelstellers war ein sehr kühler. Seit des Morgens um drei Uhr fort, kam er erst des Nachts um neun Uhr heim. Die Frau sprach kein Wort, das Grethchen aber holte ihm die warm gestellte Kartoffelsuppe bei und setzte sie ihm auf den Tisch. Martin aß mit gutem Appetit und ließ nichts Erwähnenswerthes übrig.

Kaum hatte das Mädchen abgetragen, als die Frau eine eindringliche Rede vernehmen ließ, nachdem das Gretchen die Stube verlassen.

„Martin," sprach sie, „schämst Du Dich denn gar nicht. Heut' Früh mit dem Frühsten gehst Du fort, beinah' um Mitternacht kommst Du wieder. Was hast Du verdient? Nichts, nicht einmal ein paar Vögelche hast Du mit heim gebracht —"

„Sie stehen noch im Wirthshaus," bemerkte Martin ziemlich kleinlaut.

„Ich wollt', Du hätt'st gar keine gefangen. Wenn die Thierche auch noch so wenig fressen, so fressen sie doch immer und wir haben nicht genug für uns! Also verdient hast Du nichts, Du hast blos verzehrt, was die Familie sauer erworben hat, Deine Kleider und Schuh' reißest Du 'runter und Deine Kundschaft verlierst Du. Das möcht' aber Alles noch sein. Du schlechter Vater, Du willst aber Deine Familie um Alles bringen," brach sie in lautes Weinen aus. „Unsere Kuh, das Scheckche, willst Du weggeben, meine einzige Freud' und ohne die wir verhungern. Nicht genug, daß Du das Kalb, was sie noch gar nicht hat, schon verschenkt hast für einen elenden Vogel, willst Du auch noch die Kuh für einen Finken weggeben. Lump, schämst Du Dich der Sünde nicht! Deine Kinder verderben und werden Galgenvögel, weil Dich der Finkensatan beherrscht. Du aber siehst ihre Schand' gar nicht. Unser Häusche

ist verschuld't, kein Brod da und das Bische Verdienst wird für Vogelfutter 'nausgeworfen, die Menschen können verderben. Oh, oh."

Lautes Schluchzen unterbrach sie. Der Vogelsteller war sichtlich erschüttert.

„Luise," sprach er, „mit der Kuh hab' ich blos gespaßt. Dem Engelmann seinen Reitzug mag ich nicht geschenkt. Aber recht hast Du, es muß anders werden. Weißt Du was, wir wollen alle Vögel abschaffen, bis auf die paar Finken. Ich muß auf acht Tag' fort, da verkauf' Du nur flott d'rauf los, der Christian weiß ja, was jeder werth ist. Immer fortgeschafft, wenn ich wieder komm', laß ich die übrigen zum Fenster 'naus."

„Martin, ist das Dein Ernst?" fragte die ob der unerhörten Nachgiebigkeit gerührte Frau.

„Mein vollkommener Ernst, Luise," antwortete er, drückte sie an seine Brust und küßte sie, welche Zärtlichkeit ihr seit langen, langen Jahren nicht widerfahren war. „Morgen früh muß ich bald weg und Du verkaufst nach Herzenslust. Für das Geld kauf' dem Bernhard ein ordentlich Hösche und ein Jäckche und was Du sonst noch brauchst, es ist Alles Dein. Mach' Dir auch einmal einen guten Tag mit den Kindern, Luise, ich bin so vergnügt, ich möcht' laut aufschreien."

Die Frau drückte ihm dankbar die Hand und fragte mit Freudenthränen in den Augen:

„Martin, wo willst Du denn morgen hin, daß Du so lang' ausbleibst?"

„Kind, frag' mich nicht vorher, wenn ich wieder komm', erzähl' ich Dir Alles. Paß' aber auf, ich bring' Glück in's Haus."

„Noth thät's," lächelte die zufriedene Luise. Die Thüre öffnete sich, das ob des Anblicks ganz verwunderte Grethchen erschien.

„Grethche," sprach der erweichte Vogelsteller, „spring' geschwind noch einmal in's Wirthshaus und hol' meine Vogel-

bauer. Zum Wirth sag', wenn ich wieder käm', wollt' ich meinen Schnaps bezahlen, ich hätt's heut' vergessen."

Leicht wie ein Vogel flog das schöne Kind davon, überglücklich, seine Eltern einmal einig und zufrieden zu sehen. Als sie fort war, sprach der Vater:

„Mutter, hat denn das Grethche was mit dem Engelmann seinem Emil?"

Die Frau erröthete, als ob sie auf einer bösen That ertappt worden sei und stotterte:

„Ich weiß nicht, — ja — ich glaub', die beiden jungen Leutche sind sich einander gut. Was soll's aber damit."

„Der alte Engelmann hat heidenmäßig darüber geschimpft. Paß' aber auf, wenn ich in acht Tagen wieder komm', ist er froh, wenn das Grethche seinen Jung' noch anguckt!"

„Martin, was hast Du denn nur vor? Hebst Du vielleicht eine große Erbschaft? So sag's doch nur!" peinigte ihn die neugierige Frau.

„Erbschaft! Erbschaft!" versetzte der Vogelsteller in wegwerfenden Tone, „wenn's weiter nichts wär'! Aber geduld' Dich nur, in acht Tagen erfährst Du Alles."

Das Grethchen kam wieder und hing die Käfige an den Nagel.

„Gute Nacht," sprach der Vogelfänger und löschte die Oellampe aus. „Gute Nacht, Grethche, träume nicht zuviel von Deinem Schatz."

Erröthend und sich höchlichst verwundernd legte sich das Mädchen nieder. Der Vater war ein ganz anderer Mensch geworden. Hoffentlich fiel er ja nicht wieder seinen alten Leidenschaften anheim.

Das Grethchen träumte heute gerade erst recht von seinem Schatze.

Der alte Vogelsteller konnte kein Auge zuthun. Die bange Erwartung, oder vielmehr die Begierde nach dem Königsvogel ließ sein Blut viel lebhafter pulsiren als wie gewöhnlich, so daß

er in eine unnatürliche Aufregung gerieth, der jede Ruhe fremd war, also auch der Schlaf. Er befand sich in einem eigenthümlichen Zustande; die Augen geschlossen, schlief er doch nicht. Ein eigentliches Wachen konnte man es aber auch nicht nennen, es war ein Träumen, ein Phantasiren, der Martin sah die finsteren Tannenwälder des Harzes vor sich, ein schwarzes Ungeheuer, mit den Häuptern verwachsen, das mit tiefer, unverständlicher, drohender Stimme, wozu es den unförmlichen Kopf warnend bewegte, den Menschen von seiner Nähe zurückscheuchte und kaum einem frechen Sonnenstrahle gestattete, sich in seine Tiefe zu stehlen, um sich alsdann schleunigst wieder zu entfernen. Er erblickte im Ausschlagen begriffene Birken, die sich am Saume des Gehölzes ängstlich zusammenschaarten, und durch ein leises Flüstern ihre steigende Angst bekundeten. Er hörte wie die wilden Fichten das blasse Grün und die bleichen, schmächtigen, kraftlosen Stämmchen der Birken höhnend verlachten. Sein Auge gewahrte hin und wieder eine übermächtige Buche, eine alte knorrige Eiche, die mit kräftigen Armen stets kampfbereit waren um etwaigen Feindlichkeiten der gewaltthätigen Fichten ernsthaft zu begegnen. Freilich wagten sie sich nicht in die Tiefe der Schwarzen, wo sie mit Hohnlachen erstickt worden wären, sie hielten sich vorsichtig am Saume, um im Nothfalle eine schleunige Flucht treffen zu können.

Das dräuende Murren der Fichten ob der unebenbürtigen Nachbarschaft wurde immer lauter, man hörte immer deutlicher die Warnungen einiger alten, dem Tode nahen Tannen, welche mit ernster Stimme den fremden Einwanderern zur Rückkehr riethen, um sie von einem schrecklichen Tode zu bewahren, wie er einigen edlen Lerchenbäumen zu Theil geworden.

Der Vogelsteller floh eilenden Fußes diese Gegend; ein rauschendes Bergwasser suchte ihm den Weg abzuschneiden. Mit brausenden Worten, wobei ihm der Schaum vor Wuth auf dem Munde stand, schrie es ihn an, er müsse hier sterben. Glücklicher Weise reichte ihm ein mitleidiger Steg, die rettende

Hand. Auf den jenseitigen Ufer gestaltete sich die Gegend etwas freundlicher. Eitle Birkengesellschaften lobten den Schmuck, den sie auf die Osterfeiertage tragen würden und verhöhnten mächtige Buchen, nachdenkende Ulmen und geschwätzige Pappeln, daß sie, die kleineren, von der Mutter Natur bevorzugt würden, worüber jene verächtlich die Achseln zuckten. Kleine Kiefernbüschchen, Wachholdersträuchchen, weiße Märzenglöckchen, weiße Anemonen, blaue Leberblümchen, rother Seidelbaß und andere Waldblümchen blickten freudig empor und küßten die langen, schmächtigen Sonnenstrahlen, welche sich stets beeilten, mit ihren Siebenmeilenstiefeln der Herrschaft der Waldriesen zu entkommen. Zarte Meischen, mit Hauben und langen Schwänzen, flüsternde Rothkehlchen, pochende Spechte und sich laut unterhaltende Finken hielten gute Nachbarschaft. Sowie der Martin einen Finken hörte, suchte er krampfhaft nach seinen Leimruthen, die Hände waren ihm jedoch gelähmt. Eben wollte er in laute Verwünschungen ausbrechen, als der eine Finke dem anderen zurief, sie müßten Morgen auf den Mönch reisen, woselbst ihr König „Weingeh" eingetroffen sei.

Das Wort „Weingeh" weckte den Vogelsteller aus dem Traume. Mitternacht war vorüber, deshalb erhob er sich. Leise zündete er die Oellampe an und fütterte seine Finken vorsorglich. Zu seiner Ankleidung bedurfte er nicht viel Zeit, seine großen Stiefeln, seine dicke Hose und Weste, seine Friesjacke waren bald an den betreffenden Gliedmaaßen. Sobald seine schweren Stiefel durch das Zimmer tappten, erwachten die Frau und das Grethchen und erhoben sich; letzteres machte Feuer im Ofen an, um dem Vater ein Töpfchen Kaffee vor seiner Abreise zu kochen.

„Luische," sprach der Vogelsteller mit nie gehörter Zärtlichkeit, „hast Du nicht ein paar Silbergröschche im Haus. Ich muß acht Tag' ausbleiben, da ist's immer gut, wenn man was Blankes in der Tasche hat."

„Meiner Seel', Martin, wenn mir der Christian gestern

keine fünf Groschen gegeben hätt', so wär' kein rother Heller im Hauf'."

Der Vogelsteller kratzte sich hinter den Ohren, er hatte das Beste bei seiner Fahrt übersehen, das Geld. Wenn aber ein Weingeh auf dem Spiele steht, so wird wohl ein Ruhlaer keinen Ausweg finden!

„Luische, weißt Du was," sprach er mit schmeichelnder Stimme, „wir wollen dem Adamche und dem Fritzche seine Pathenthaler nehmen, ich geb' ihnen ein paar nagelneue dafür. Gieb mir einmal den Schlüssel zur Lade."

„Martin, Du wirst Dich doch der Sünde schämen? Pathenthaler als Reisegeld? Du kommst nicht gesund wieder heim."

„Grad' die Thaler haben Glück, ich will sie auch blos zur Vorsorg' mitnehmen, daß die Leut' sehen, es ist nicht so lumpig um einen bestellt. Thu' sie nur her."

Durch fortgesetztes Zureden und die bestimmte Versicherung, er bringe die Thaler unversehrt zurück, bethörte er sein Weib endlich und vermochte es zur Herausgabe des Geldes.

Bis das Grethchen mit dem Kaffee kam, wenn das lehmenfarbige Getränke diesen Namen verdient, fühlte der Vogelsteller oft an die Westentasche, und überzeugte sich jedes Mal auf das Angenehmste, daß sich die beiden Pathenthaler wirklich darin befanden. Im Vereine mit den fünf Silbergroschen der Frau und einigen, welche er noch in der Tasche hatte, dünkte es ihm ein nicht zu verwüstendes Reisegeld.

Als er seinen Kaffee getrunken oder vielmehr verschluckt, ging er auf den Boden, wo sich die männliche Nachkommenschaft noch in tiefem Schlafe befand, und suchte eine alte Packhucke, ähnlich wie sie der Hausirer Schmidt gestern trug, band einige schadhafte Stellen mit Schnüren zusammen und steckte, von den beiden Frauenzimmern ungesehen, drei Finken mit ihren kleinen Käfigen hinein, wozu er noch einen leeren Bauer fügte. Die Vogelhäuser bedeckte er, um sie zu verstecken, mit

einer alten Schürze seiner Frau, worauf er die Hucke in den Hausöre stellte.

Auf mehrfaches Befragen erklärte er, etwas darin holen zu wollen. Was aber? brachten die neugierigen Weibsbilder trotz der unerhörtesten Anstrengungen nicht aus ihm heraus.

Schließlich steckte er sein großes Schnappmesser zu sich, bemächtigte sich des noch vorhandenen Brodlaibes, den er sorgsam in seine Hucke packte, drückte alsdann seiner Frau und seiner Tochter die Hand, legte ihnen dringend an das Herz, doch ja für die Finken genügende Sorge zu tragen, ergriff dann den Wanderstab und verschwand, ehe nur noch der Tag richtig zu grauen begann. Er lenkte seine Schritte nach Eisenach zu. Wir wollen ihn marschiren lassen.

Mit dem Schlage der sechsten Morgenstunde saß Emil Engelmann wieder an seinem Bureau, um nachzuholen, was er absichtlich versäumt. Mit seinem Vater hatte er noch kein Wörtchen gesprochen und es bangte ihm doch etwas vor dem väterlichen Zorne, wenn gleich er fest entschlossen war, keinen Schritt von seinem einmal gefaßten Entschluß abzugehen. Wenn er freilich die schöne Erscheinung seines Schatzes gegen den grundlosen Zorn seines Vaters in die Wagschaale legte, so gehörte kein großer Scharfblick dazu, um sagen zu können, nach welcher Seite sich das Zünglein neigen werde.

Gegen sieben Uhr trat sein Vater mit wichtigem Gesichte in das Zimmer, blies Rauchwolken in die Luft, die ein ganzes Regiment verdecken konnten, schritt durch die Stube, wie ein gewöhnlicher Schauspieler, wenn er Kaiser und Könige giebt und sich die Beine verrenken zu müssen glaubt und blies die Backen auf wie ein Posaunenengel, was ihm ein gar wunderliches Aussehen verlieh. Auf das frostige „Guten Morgen" seines Sohnes hielt er einen Gegengruß für überflüssig. Als er jedoch bemerkte, daß sein Auftreten nicht von dem gewünschten Erfolg begleitet war, daß der flammende Blitz seines Auges, sein majestätischer, von Rauch umwallter Schritt den Frevler

nicht gleich zerknirscht und reumüthig vor seine Füße warf, brach er endlich in die Donnerworte aus:

„Emil, wo bist Du gestern den ganzen Tag herum gestrolcht?“

Wer jedoch auf diese flegelhafte Anrede nichts erwiderte, war eben sein Sohn Emil. Er verharrte in tiefem Schweigen, that, als ob er nichts gehört habe und vergrub seine Nase tief in sein Buch, weshalb der Alte vor Zorn und Gift fast erstickte.

Um seinem Grimme freien Lauf zu lassen, versuchte er sich noch einige Zeit in fürstlichen Schritten und qualmte, daß ein Fabrikschlot ein Lehrling gegen ihn war. Sein ohnedies rothes Gesicht wurde violet, es stand ein apoplektischer Anfall in nicht zu ferner Aussicht.

Plötzlich legte Emil, kurz entschlossen, die Feder nieder, erhob sich von seinem Sessel und stellte sich dicht vor seinen darob höchlichst erstaunten Vater.

„Vater,“ sprach er mit nachdrücklicher Stimme, „wenn Du mich nicht als Sohn behandeln willst, so bitte ich, mich doch wenigstens als Commis zu betrachten und auch als einen solchen zu tractiren. Sagt einem ein solcher nicht mehr zu, so giebt man ihm seinen Willen auf irgend eine Weise zu verstehen, aber auf eine manierliche, und schnauzt ihn nicht brutal an, wie ein Bettelvogt einen vagabundirenden Handwerksburschen, bin ich Dir daher nicht recht, so sprich nur ein Wort. Es soll mir nicht schwer fallen, mein Bündel zu schnüren und in die Welt zu ziehen. Im elterlichen Hause lasse ich nichts zurück, was mich fesselt, es fehlt mir sogar die Behandlung, die jeder Mensch zu beanspruchen hat, der eigne Vater setzt mich einem elenden Vogel weit nach und ich ließ noch nie irgend eine Pflicht gegen ihn außer Acht. Eben so gut aber, als ich meine Pflichten gegen ihn stets berücksichtigte, so wenig verkenne ich diejenigen, die ich mir selbst schuldig bin, ich opfere die Ruhe und das Glück meiner Zukunft nicht leichtsinnig einer Laune, die wenig oder gar keine Begründung hat und die nur der Eigensinn

unterstützt. Vater, wenn ich das Martinsgrethche nicht heirathen kann, so frei' ich gar nicht, an eine Ehe mit der Pichler's Rosalie ist gar nicht zu denken. Jetzt kennst Du meine Meinung es hängt also blos noch von Dir ab, ob ich bleibe oder gehe."

„Ob Du gehst oder bleibst, Junge, das hängt von mir ab, verstehst Du?" polterte Herr Engelmann. „Ich will Dir weisen, wer Herr im Haus ist, naseweises Bürschche. Glaubst Du mir wie einem Schulbuben über's Maul fahren zu können? Da mußt Du erst einige Stücken Brod mehr essen. Du bleibst hier, weil ich's so haben will, Du heirathest die Pichler's Rosalie, weil ich's so haben will, verstehst Du, Nichtsnutz."

Statt aller Antwort ging der Sohn an seinen Platz, klappte das Buch zu und sprach im ernsten, traurigen Tone zu seinem Erzeuger:

„Vater, ich seh' ein, es thut nicht gut mit uns Beiden; Du bist barsch, man kann sogar roh sagen, gegen mich, daß ich mich am Ende einmal vergeß' und antwort' in gleicher Manier, was mir hinterher sehr leid thun würde. Ich geh' daher jetzt weg und bleibe acht Tage aus dem Hause, alsdann frage ich wieder vor. Bedenk' in der Zeit, ob Du mich behandeln willst, wie es ein Mensch verdient, der sich selbst achtet. Deine Antwort soll hernach entscheiden, ob ich bleibe oder ob ich gehe. Adieu."

Fort war er und der Alte, der vor Erstaunen die Pfeife zum Mund zu bringen vergaß, schaute ihm verblüfft nach. Es war ihm doch nicht so ganz einerlei, wenn der Sohn ging, dessen Entschluß, das sah er jetzt ein, fest stand. Wer war die erste Hand im Geschäft, wer arbeitete treu und redlich vom Morgen bald bis spät zum Abend? Sein Sohn. Wer sollte sein Nachfolger werden? Kannte er ihn? Konnte er sich auf seine Treue und Brauchbarkeit verlassen. Es war möglich, wenn auch unwahrscheinlich einen gleich guten Ersatzmann, jedoch nicht annehmbar, einen besseren zu finden. Das wollte überlegt sein!

Sollte er, der Vater, sich jedoch vom Sohne tadeln und Vorschriften machen lassen? Er, dem der Sohn das Leben und Alles verdankte, was er besaß! Der Vater sollte sich vom Sohn, der Chef vom Gehülfen gute Lehren zum Nachachten geben lassen? Das wäre weit mit ihm gekommen. Eben wollte er sich so wieder recht von Herzen erboßen, als der Doppelschläger mit seiner Zaubermelodie die erregten, heftigen Gefühle Engelmann's wunderbar niederschlug. Eilig schwang er seine Bachstelzenbeinchen und stürmte in den oberen Stock, nicht bedenkend, daß der Weggang des Sohnes seine Anwesenheit im Verkaufslocale dringend erheische.

Emil verließ das Dorf und suchte, trotzdem es empfindlich kalt war, die Stellen wieder auf, die ihm sein gestriger Spaziergang mit dem Grethchen theuer gemacht hatte.

Gedankenvoll durchschritt er die Kiefernschläge und überlegte sich, ob er doch nicht gegen seinen Vater zu weit gegangen sei. Sein Herz machte ihm jedoch keinen Vorwurf und sein Verstand sprach ihn gänzlich frei und rechtfertigte sein Benehmen als von der Nothwendigkeit gezwungen.

Gegen eilf Uhr des Mittags ging er wieder in den Ort mit dem festen Vorsatz, das Vaterhaus acht Tage lang zu meiden. Aber wohin? In das Wirthshaus mochte er nicht auf so lange Zeit, eben so wenig wollte er die Güte eines Verwandten in Anspruch nehmen. Wenn auch der Vater rücksichtslos gegen ihn gehandelt, so beabsichtigte er doch keineswegs, die zwischen ihnen beiden bestehende Spannung zur Oeffentlichkeit zu bringen. Deßhalb hielt er es für das Beste, einen Jugendfreund im Meiningischen zu besuchen. Den heutigen Tag aber beschloß er seiner Liebe zu weihen. Er konnte es gewiß möglich machen, ein paar Stunden recht traulich mit dem schönen Grethchen zu plaudern, dessen angenehme Erscheinung jede Kummerfalte von seiner Stirne verwischte.

Um die Ursache eines Eintritts in das Haus des Vogelstellers brauchte er nicht verlegen zu sein. Den schönen Doppel-

schläger, den Weingesang zu hören, gab den meisten Leuten Veranlassung zu einem Besuche. Auch nahm sich Emil vor, um allen Flüstereien und Deuteleien vorzubeugen, einen Vogel zu kaufen, einerlei was für einen, sei es auch, um ihn gleich wieder zu verschenken oder in die Freiheit zu lassen.

Zu diesem Behuf ging er um das Dorf herum und trat in die Stube Martin's. Die Unzahl der vorhandenen Vögel, von denen jetzt zur Mittagszeit nur sehr wenige schlugen, da die Hauptsangeszeit von Sonnenaufgang bis so gegen acht oder neun Uhr Morgens ist, war ihm zwar nicht unbekannt, da er den Vogelsteller, respektive seine Tochter schon öfters besucht, so mußte er sich doch gewaltig in Acht nehmen, um kein leichtsinniger Mörder zu werden.

Bei seinem Eintritte in die Stube war nur das kleine Fritzchen anwesend, welches sich in der Abwesenheit des Vaters und der Geschwister damit vergnügte, mit einer an einen Stecken gebundenen Leimruthe die Vögel von den verschiedenen Bäumchen herunter zu langen, sie von der Ruthe abzunehmen, mit dem Kopfe in das Wassertrögelchen zu tauchen und sie alsdann wieder entfliehen zu lassen, um sich an dem Kopfschütteln der gequälten Thierchen zu weiden, denen das Wasser in die Nasenlöcher gedrungen. Der Eintritt des jungen Mannes ließ ihn merklich zusammenschrecken, doch freute sich der kleine Bursche sichtlich, als er bemerkte, daß ihn kein Glied seiner Familie gestört hatte. Soeben ließ er eine graue männliche Bachstelze entfliehen, welche waidlich über die erlittenen Mißhandlungen schimpfte.

„Ich hab' den Vögeln nichts gethan, Engelmann's Emil," war sein erster Ausruf. „Du brauchst meinen Leuten nichts zu sagen."

„Du hast die armen Thierche schön 'rumgeschächt, Du böser Jung'. Guck' nur einmal, wie sie keuchen. Na, laß' Du Deinen Vater kommen, der wird Dir das Hösche 'nauf ziehen. Wo sind denn Deine Leut'?"

„Die Jungen sind mit dem Gärnche fort, die Mutter ist im Stall und füttert die Kuh, der Christian ist beim buckligen König und borgt Geld, das Grethche ist in der Küche und kocht uns Milchsuppe."

„Wo ist denn Dein Vater hin, Fritzche."

„Der ist weit, weit fort und holt eine große Hucke voll lauter Silbergroschen, ich krieg' auch einen davon. In acht Tagen kommt er wieder, er ist wahrscheinlich nach Amerika. Die Vögel sollen wir auch verkaufen, daß wir Geld kriegen."

Der Eintritt Grethchen's, welches die Stimme ihres Geliebten erkannt hatte, unterbrach die Beichte des kleinen Bruders.

„Fritzche," sprach das Mädchen, nachdem es Emil erröthend gegrüßt, „geh 'naus und paß' auf, daß die Milch nicht überläuft. Wenn sie anfängt und steigt, so rufst Du mich. Wenn Du aber davon nasch'st, schlag' ich Dich tüchtig auf das Maul und Du kriegst nichts zu Mittag."

„Weiß Gott im Himmel, ich freß' nichts davon," betheuerte der kleine Lügner, dessen erstes Geschäft in der Küche gleich war, sich eines blechernen Löffels zu bemächtigen und durch zeitgemässes, öfters zu wiederholendes Abschöpfen ein jähes Ueberlaufen unmöglich zu machen, nur goß er die so erhaltene Milch statt in ein Töpfchen in seinen Magen. Der Kleine war ein recht praktischer Kopf, der ein recht guter Oekonom zu werden versprach, den Ausfall im Topfe deckte er in der Weise, daß er die ausgeschöpften Löffel zählte und durch genau so viel Löffel des besten Brunnenwassers ersetzte.

„Nun, Emilche," hob das Grethchen an, nachdem sich ihr hoffnungsvolles Brüderchen entfernt, „sag' mir einmal, wo kommst Du denn her?"

„Direkt aus dem Wald."

„Direkt aus dem Wald? Bist Du denn närrisch."

„Muß man denn närrisch sein, wenn man in den Wald geht?"

„Du hast gestern gewiß 'was verloren, Schätzche, und hast's heut' gesucht."

„Gott behüte, ich will nur gleich 'raus mit Farb'. Ich hab' meinem Vater acht Tag Bedenkzeit gegeben, ob er mich eine andere Stellung im Geschäft einnehmen läßt — man sieht, er schämte sich, die Rohheit seines Vaters bekannt zu machen und log deshalb lieber — und nichts dagegen hat, wenn ich Dich nähm'. Giebt er das nicht zu, so muß er mir die paar hundert Thaler geben, die von meiner Mutter sind und wir zwei packen auf und gehen nach Amerika, dort ist auch eine Welt. Damit er aber weiß, wie's allein geht und wie's thut, geh' ich ihm acht Tag nicht in's Quartier, sondern nach Liebenstein zu einem guten Bekannten. All' Ding muß sein End' nehmen."

„Du wirst Deinen Vater gewiß noch recht bös' machen, Emilche," flüsterte das Mädchen, schlang ihren runden Arm um den Nacken des Geliebten und schmiegte sich innig an ihn.

„Ich kann ihm nicht helfen, er will's nicht anders haben."

„Deine Eltern werden doch nichts 'nein reden, wenn ich Dich frei' und nehm' Dich mit nach Amerika?"

„Ich glaub' nicht," versetzte das Mädchen und barg ihr rothes Gesichtchen an der Brust des jungen Mannes. Die im Hausöre ertönenden Schritte rissen sie jedoch rasch davon los und einige Schritte aus der Nähe Emil's.

„Guten Tag, Herr Engelmann," sprach die freundliche Luise, welche mit dem unterdeß zurückgekommenen Bernhard in das Zimmer trat, „was bringen Sie Schönes? Sie sind ja gar ein seltener Gast."

„Bringen thu' ich gar nichts. Ich wollt' mir blos einen Vogel holen."

Die Mutter kannte den Vogel jedoch gar gut, dem zu Liebe der Kaufmannssohn erschien. Ihr mütterliches Herz hüpfte vor Freude, als ihr der Gedanke durch den Kopf schoß, ihr ge-

liebtes Grethchen könne an der Seite des jungen Mannes das Glück finden, welches es verdiente.

„Eine Grasmücke kostet zwanzig Silbergroschen, eine Bachstelze zehn, ein Rothkehlchen vom vorigen Jahr fünfzehn, ein heuriges acht, ein Stieglitz fünf, ein Zeisig sechs, die sind jetzt gar rar, eine Lüdellerche zehn, eine andere fünf, ein Dompfaff zehn, ein gelber Bachstelz zwölf, die Meisen fünf," schrie sofort Bernhard mit einer merkwürdigen Zungenfertigkeit, wobei er aber durchaus nicht unterließ, den Preis eines jeden Vögelchens um zwei Silbergroschen aufzuschlagen.

„Du hältst Dein Maul auf der Stell', dummer Jung'," schalt die Mutter, „wenn der Herr Engelmann einen Vogel wünscht, sucht er sich einen 'raus und wir haltens für eine große Ehr', wenn er ihn nur nimmt."

„Von den Finken wird aber keiner weggegeben," versetzte der seines Vaters Passion theilende Junge. Eine nachdrückliche Ohrfeige und der Befehl, sofort die Stube zu verlassen war der Lohn seiner Ungezogenheit. Trotzig gehorchte er und sprach halblaut, als er zur Thür hinaus ging:

„Die Frau ist dumm genug und denkt, daß der Engelmann das Grethche nimmt."

Als die Mutter mit den beiden jungen Leuten allein war, gestand ihr Emil seine Liebe zum Grethchen und setzte ihr die Lage aus einander, so wie den Entschluß, mit dem Grethchen nach Amerika zu gehen, falls sein Vater hartnäckig bleibe, was wohl am Leichtesten anzunehmen war.

Die Mutter redete ihm Muth zu und theilte ihm mit, er möge die acht Tage nach Liebenstein gehen. Ihr Mann habe ein groß' Unternehmen vor, von welchem er sich ungemein Viel verspreche, jedenfalls habe er so etwas wie eine reiche Erbschaft. Gewiß wisse sie zwar nicht, was es sei, sie hielt es aber für nichts Geringes. Man beschloß, die Zeit ruhig abzuwarten und setzte sich, als Christian mit einem Brod erschien, zu Tisch. Emil nahm auf großes Drängen Grethchen's auch Theil an der

Mahlzeit, aber gerade nicht zum großen Vergnügen der kleineren Kinder mit Ausnahme Tienchen's, das beim Gevatter König war.

„Der Hungerleider könnt' auch zu Haus' bleiben!" raunte Adam dem Bernhard zu.

„Den armen Leuten ihr bische Suppe wegfressen kann jeder," war dessen Antwort, die von einem scheelen Blicke auf die in einer irdenen Schüssel befindliche, appetitliche Suppe begleitet war.

„Mutter," quiekte das Fritzchen, „wenn der Engelmann's-emil mit ist, kriegen wir ja nicht satt."

„Der Jung' ist gescheider als wie die Großen," bemerkte Bernhard beifällig.

Das Grethchen wurde blutroth, ebenso der junge Engelmann, welcher sich eine Meile weit hinweg wünschte.

„Christian, steck' einmal die drei ungezogenen Kinder hinaus, sie sollen ihr Essen draußen kriegen."

Der Angeredete, welcher das Verhältniß zwischen seiner Schwester und dem jungen Kaufmanne kannte und billigte, hatte sich nicht weniger über seine Geschwister geärgert. Rasch packte er also den Adam und das Fritzchen beim Jackenkragen und schleppte sie hinaus. Auf sein Machtwort mußte ihm der Bernhard folgen. Wenn die Kinder draußen eine Suppe erhielten, so war es jedenfalls eine andere als die gehoffte. Wenigstens erscholl bald darauf ein mörderisches Concert von drei Kinderkehlen hinter dem Hause und der Christian kam etwas sehr echauffirt an den Tisch zurück, wo man über des Vaters Pläne phantasirte. Inzwischen molk der Bernhard, dessen Suppe seinen Magen nicht befriedigt, die Kuh im Stalle und trank die wenige Milch, die er zur unpassenden Zeit erhielt, mit eben so viel Wonne, als Schadenfreude.

Nach Tisch ging Emil, von Grethchen und seiner Mutter begleitet nach Liebenstein.

Christian blieb daheim und widmete seine Kräfte seinem

Berufe, so wie dem Verkaufe der Vögel, welcher am ersten Tag sehr flau ging. Am nächsten Morgen benutzte er die Abwesenheit des Vaters, um den Platz eines Familienvaters gänzlich einzunehmen, das heißt nicht nur im Hause, sondern auch auf dem Vogelheerde. Seine Mutter, trotzdem sie letzteres sehr ungerne sah, wehrte ihm doch nicht. Christian war ein tüchtiger Arbeiter und guter Sohn, auch betrieb er den Vogelfang nicht mit der Leidenschaft, wie sein Vater, sondern mehr als Erholung, wenn gleich letztere sehr nahe an erstere streifte. Wäre er ein selbstständiger Mann gewesen, so möchte er bei fortgesetztem Vogelfange seinem Vater mit der Zeit nichts nachgegeben haben.

Wenn er auch mit demselben Eifer, wie dieser, seine Vorkehrung traf, so wurde er eben so wenig vom Glücke begünstigt. Zeisige, Rothkehlchen und dergleichen gemeine Vogel fing er zur Genüge, mit Finken sah es aber sehr traurig aus. Zwar gingen einige auf die Leimruthen, allein die gehörten zu der Sorte, die man unter dem Namen „Putzscheer" begreift und die waren noch schlecht genug."

Im Uebrigen befand sich die Familie ganz wohl. Die Hoffnung auf das große Unternehmen des Vaters erhielt alle in fieberhafter Spannung. Gerade eben die Unbekanntschaft mit der Sache, steigerte ihre Hoffnungen bis in's Uebermaaß.

Wem es in diesen acht Tagen am Uebelsten ging und der den ganzen Tag schwitzte, schimpfte und fluchte, das war der Herr Kaufmann Engelmann. Er mußte jetzt den ganzen Tag über im Laden stehen, um das Verkaufsgeschäft zu leiten. Jetzt mußte er Zucker und Kaffee abwiegen, Heringe aus dem Fasse nehmen, Tabak stopfen, Oel und Essig abmessen, kurz lauter Geschäfte verrichten, die dem dicken, stolzen Männchen gar nicht zusagten. Er konnte kaum die Kundleute nothdürftig befriedigen, an eine Buchführung und Correspondenz war gar nicht zu denken. Blos ein Geschäft **en gros** konnte gemacht werden, er versandte die geforderte Waare an den Kaufmann Sandel in Karlshaven.

Herr Engelmann mußte es jetzt aufgeben, im langen Schlafrocke und Unterhosen, die mächtige Pfeife im Munde, im Hause umher zu springen und den Wolkenfabrikanten zu spielen. Das hätte aber Alles gut gethan und er noch obendrein Essen und Trinken entbehrt, wenn nur der Genuß dabei mit verbunden gewesen wäre, den göttlichen Reitzug zu hören. Das Geschäft durfte er aber um keinen Preis verlassen und den Vogel entweder in den Laden oder in das Büreau zu hängen, wagte er nicht, sein Liebling konnte, wenn auch nicht verdorben, doch wenigstens sehr gestört und molestirt werden.

Wie oft wünschte er sich nicht seinen Sohn zurück, er sah ein, er hätte ihn doch etwas schonender behandeln müssen, weil er sich eben selbst davon überzeugte, daß seine Arbeit kein Honiglecken sei. Wäre er jetzt zurückgekehrt, er hätte sich eines freundlichen Empfanges zu erfreuen gehabt. Wie lange die gute Regung bei dem Alten gedauert haben würde, ist eine andere Frage, jedenfalls nicht länger, als dessen Erinnerung an die gehabten Mühseligkeiten.

Wo mochte der Ausreißer wohl stecken? Diese Frage legte sich Herr Engelmann des Tages wohl tausendmal vor. Vom frühen Morgen an bis zum Einbruch der Nacht ließ er nach ihm spioniren, denn er glaubte zuverlässig, er sei in einem Hause des Ortes versteckt. Seine Bemühungen entbehrten jedoch eines günstigen Resultates. In einem einzigen Hause kannte man den Aufenthaltsort Emil's, gerade in dies Haus scheute sich aber der Kaufmann zu schicken, in das Martin'sche. Es widerstrebte seinem Stolze, bei einer Familie, die er nur als Bettelpack ansah, nach seinem Sohn zu suchen.

Alle Mal, wenn ein Tag zu Ende ging und Emil war weder zurückgekommen, noch hatte man eine Spur von ihm entdecken können, geberdete sich der Alte wie ein Wüthender, er brüllte in seinem Zorne, verwünschte sich, seinen Sohn und die ganze Welt und stieß Fluchworte aus, daß, ohne zu übertreiben,

zehn Fuhrleute vom alten Schrot und Korn vierzehn Tage damit ausgelangt und im Nothfalle noch einigen Brauern hätten aushelfen können.

Es wurde immer schlimmer, die Arbeit mehrte sich, denn der ganze, neugierige Ort vermuthete einen Bruch zwischen Vater und Sohn und kam in den Laden, um sich zu vergewissern. Die unendlichen Nachfragen nach seinem Sohne veranlaßte ihn, den ganzen Tag zu lügen; das allgemeine ob der Abwesenheit Emil's laut werdende Bedauern, sowie die Befürchtung Engelmann's, sein Finke litte bei der offenbaren Vernachlässigung, zehrten das dicke Männchen ordentlich ab, es wußte seines Elends keinen Rath.

Als die Ehefrau Martin's eines Morgens in seinen Kaufladen trat, um Kaffee zu holen — das harte Futter für die Vogel bauten sie theilweise selbst, theilweise stahlen es die Kinder von den Feldern — ging ihm urplötzlich ein Licht auf. Er schlug sich vor den Kopf, daß er diesen Gedanken nicht schon längst gefaßt.

„Martine," sprach er ernst, „geht einmal mit 'rein in's Büreau, ich hab' ein Wörtche mit Euch zu reden."

Dabei zog er sein Gesicht in solch' ernste Falten, reckte den Bauch heraus, trug eine Würde zur Schau und ging gravitätisch, daß Phidias olympischer Jupiter bei ihm hätte in den Anstandsunterricht gehen können.

Die Frau des Vogelstellers wußte anfänglich nicht, ob sie seinen Worten Folge leisten solle oder nicht. Sie glaubte nicht mit Unrecht, die Unterredung werde gerade keine angenehme sein, doch siegte die Neugierde, sie hoffte aus dem Munde des Kaufmanns etwas Näheres über das Geschäft ihres Mannes zu erfahren.

Die ersten Worte des Händlers enttäuschten sie jedoch auf der Stelle.

„Martine, ich hab' Euern Mann ein paar Tag lang nicht gesehen. Ist er vielleicht krank?"

„Gott bewahre, er ist verreist, nunmehr muß er bald wiederkommen.“

„So? Wo ist er denn hin, der Schlingel. Arbeiten hat immer Zeit bei ihm.“

„Wo er hin ist? Ja, Herr Engelmann, das kann ich Ihnen auch nicht sagen, ich weiß es halt selber nicht.“

„Schwatzt nicht so dumm, Frau, Ihr werdet wohl nicht wissen, wohin Euer Taugenichts von einem Mann gegangen ist. Vögel verhökt er wahrscheinlich. Was das Pack lügen kann, das übersteigt alle Grenzen! Nun, meinethalben, ich kann auch mit Euch reden, Euer Mann wär' mir aber lieber gewesen. Martine, mein ungerathener Jung' hat sich an Euer Mädche gehängt, wie heißt's doch gleich, das Grethche, und spielt mir in seiner Dummheit einen Schabernack um den andern. So ist er mir jetzt schon seit ein paar Tagen entlaufen und läßt mich allein, daß mich die Geschäfte erdrücken. Schon vorher konnt' ich mit meinen kaum fertig werden, das Briefschreiben den ganzen Tag, die doppelte Buchführung, die Uebersicht der eingegangenen Waaren, die Bestellung von neuen, die Abfertigung von Reisenden, kurz, es ist so schon zum Umkommen und jetzt soll ich dem leichtsinnigen Strick seine Arbeit auch noch mit übernehmen? Da dank' ich schön dafür.“

„Ich bin überzeugt, Martine, wär' Euer Mädche nicht, — es mag ja ganz brav sein, ich kenn' es nicht —“

„Herr Engelmann,“ unterbrach ihn die Frau nachdrücklich, „mein Grethche kann nicht blos brav sein, nein, es ist brav, brav wie kein Mädche im ganzen Ort so ist, verstehen Sie, es ist brav.“

„Schnattert mich nur nicht gleich taub, Martine, ich hab' ja gar nichts dagegen, daß das Grethche brav ist. Meinthalben soll's die Jungfrau Marie selber sein, nur meinen Sohn soll's ungeschoren lassen.“

„Herr Engelmann, mein Grethche wird nicht zuerst Ihrem Sohn nachgelaufen sein, sondern umgekehrt. Und wenn es gut

mit dem jungen Herrn ist, so kann ich nichts dazu, wahrscheinlich verdient er's, denn wär' er so grob und garstig wie Sie, so hätt' ihn Niemand gern."

„Martine, ich verbitt' mir Eure ungezogenen Reden, deswegen hab' ich Euch nicht gerufen, im Gegentheil, ich will Euch einen vernünftigen Vorschlag machen. Was denkt denn Euer Grethche eigentlich? Die Gans bildet sich wohl ein, der Emil thät sie einmal freien? Dumm genug ist sie dazu. So lang ich aber leb', Martine, das schwör' ich Euch, braucht sie nicht d'ran zu denken und eh' ich sterb', will ich auch noch einen ordentlichen Pflock vorsetzen."

„Herr Engelmann, das machen Sie, wie Sie wollen, mich geht es nichts an. Uebrigens weiß ich gar nicht, was ich da steh und schwatz', sprechen Sie doch mit Ihrem Herrn Sohn, der junge Herr wird schon Red' und Antwort stehen."

„Dumme Frau, wenn ich ihn da hätt', braucht' ich Euch nicht dazu," platzte der Kaufmann heraus, „jetzt thut einmal Eure Ohren auf, ich will Euch einmal einen Vorschlag machen. Daß an eine Heirath zwischen meinem Jungen und Euerem Grethche nicht zu denken ist, wißt Ihr. Damit Ihr aber seht, daß ich nicht unbillig bin, will ich dem Grethche hundert Thaler, sage hundert harte Thaler geben. Mit dem Geld findet es hierum anständige Freier genug. Will das Mädche aber lieber nach Amerika, so soll mir's auf das Reisegeld mehr auch nicht ankommen. Dafür muß es aber den Emil aus dem Garn lassen, ein für allemal, es darf ihn nimmer sprechen, noch sehen. Martine, wenn Ihr die Sache zu Weg' bringt, sollen mich ein paar Carolin auch nicht reuen, ich weiß, Ihr braucht sie. Nun sagt einmal selber, kann ich mehr thun? Geht Ihr nicht d'rauf ein, so sind wir geschiedene Leute."

Zum Schlusse seiner Rede blähte sich der Herr Kaufmann Engelmann auf, ähnlich wie selbiger Frosch, der dem Ochsen gleichen wollte und erwartete die Antwort der Mutter. Diese zögerte nicht lange mit der Antwort, sondern entgegnete in derben Worten:

„Herr Engelmann, wenn Sie Ihre Waaren verkaufen, wie und an wem Sie wollen, so ist das Ihnen Ihre Sach'; wenn Sie Ihnen Ihren Sohn wie ein Stückche Vieh behandeln, so geht das wieder blos Sie an und Sie haben's droben einmal zu verantworten: wenn Sie aber einer Mutter zumuthen, sie soll ihr liebes Kind verkaufen, denn das schlagen sie mir vor, so ist das gar schofel, schofel, dreimal schofel. Pfui, schämen Sie sich in Ihr Herz 'nein — sie spie vor ihm aus — Sie wollen ein vornehmer Mann sein? Ein Seelenverkäufer sind Sie, Sie haben einen Stein in der Brust, aber kein Herz! Behalten Sie Ihr Sündengeld nur ruhig, wir wollen es nicht. Wir sind zwar arme Leut', aber redliche und wir wollen lieber Hunger leiden und frieren, als daß wir uns nachsagen lassen, wir hätten unser Mädche verkauft. Der Herrgott droben im Himmel wird es uns einst anrechnen, daß wir der Versuchung getrotzt haben."

Der Ton der Stimme war gesunken und hatte seinen Klang, nicht aber seine Stärke, seine Schärfe verloren, er war der reinste Ausdruck des gereizten Muttergefühls, der tiefsten sittlichen Entrüstung. Die Thüre zuschlagend, daß es dröhnte entfernte sich die muthige Frau.

Herr Engelmann blickte ihr mehr erstaunt, als bewegt nach. Er schüttelte anfänglich den Kopf verwundert, alsdann zuckte er verächtlich mit den Schultern, verzog sein Pausbackgesicht zu einer hochmüthigen Fratze und sprach in geringschätzigem Tone:

„Das Bettelpack, welches keinen Bissen Brod im Magen hat, will von Gefühl, von Liebe reden. Das ist doch zum Lachen! Verstell' Dich aber nur, alte Martine. Wart' nur, bis Dein Herr Gemahl kommt, der wird meine Thaler eher bestens acceptiren, als wie Du, hernach gehst Du doch leer aus. Wenn ich nur wüßte, ob's dem Vogel nichts thät, wenn ich ihn herunter hing."

Das Klingeln der Schelle im Laden endigte seinen von

übergroßer Edelherzigkeit zeugenden Sermon; es trat ein fremder, dem Dorfe nicht angehörender Junge ein, übergab einen Brief und entfernte sich rasch wieder, ohne daß ihn der Kaufmann fragen konnte woher und wohin?

Er erbrach ihn und las halblaut vor sich hin:

Mein Vater!

Bei unserer letzten Unterredung vergaß ich einen Hauptpunkt zu erwähnen, welch' Versehen nachzuholen ich mich jetzt beeilen will. Im Falle Du nicht gesonnen sein solltest, mir die Rechte eines Sohnes, sowie die eines selbstständigen Mannes einzuräumen, ersuche ich Dich ergebenst, die mir von meiner seligen Mutter angehörigen achthundert Thaler flüssig zu machen, indem es mein fester Entschluß ist, im betreffenden Falle meine Heimath in einem fernen Welttheil zu suchen, da sie mir im Vaterhause nicht vergönnt ist. Ich verfehle nicht Dich zu bitten, mir keinerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen, indem es nur ein fruchtlos Streben von Deiner Seite sein würde. Ich bin über Jahresfrist mündig und ein Advokat würde eintretenden Falls meine Schritte nachdrücklich zu unterstützen wissen.

Mein Vater! In dreien Tagen werde ich in Ruhla bei Dir vorsprechen, ich hoffe, daß sich Dein Herz erweicht hat und meine anderweitigen Schritte unnöthig bleiben werden. In der frohen Hoffnung dessen bin ich Dein Sohn

Emil Engelmann.

„Kein Ort, kein Datum," fuhr der Kaufmann fort. „Narrenspossen! So jagt man mich nicht in die Hurre! Du und nach Amerika! Ja, wenn das Bische Meer nicht wär'. Ich wett' drauf, dem gefällt die Geschichte so wenig, wie mir, der wird auch gescheid gemacht. Nun, komm' nur wieder, Emilche, Du kriegst einen kleinen Verweis und es ist abgemacht. — Trillerst Du schon wieder, Vögelche? Ja wohl, Reitzug, Schnap, das laß' ich mir gefallen. Ich muß wahrlich einmal 'nauf zu Dir."

Unbekümmert um etwaige Kunden, schloß der Kaufmann den Laden, vergaß den Sohn und Alles, um zu seinem Doppelschläger zu eilen.

Unterdessen war die Frau des Vogelstellers heim gekommen und erzählte dem Grethchen unter lautem Schluchzen die eben stattgefundene Scene.

„Mutter,“ tröstete sie das Mädchen, obgleich das Gehörte es verblassen ließ, „nimm Dir das doch nicht so sehr zu Herzen. Was kannst Du denn von einem Menschen verlangen, der sein eigen Blut aus dem Haus treibt. Er soll aber doch nicht triumphiren, ich kenn' meinen Emil, der macht jetzt kurzen Proceß —“

„Mutter, der Vogelhändler von Eisenach war da und will Vögel holen, ich denk' wir schlagen los, was er haben will und machen uns morgen einen vergnügten Tag.“

„Mädche, wo denkst Du hin, wir und einen vergnügten Tag! ich möcht grad' 'naus heulen.“

„Ach geh doch, Mutter, morgen ist Sonntag. Wir essen da gut zu Mittag und gehen nachher 'nüber nach Liebenstein und besuchen den Emil. Abends gehen wir wieder heim.“

„So und was wird aus der Familie derzeit.“

„Der Gevatter König geht gewiß gern in's Haus und paßt auf die Kleinen auf.“

„Vor dem hat der Bernhard keinen Respekt, das weißt Du. Der böse Jung' macht einen Heidenspektakel.“

„So wollen wir ihn mitnehmen, der Christian wird schon mit ihm fertig.“

„Ja wohl der wird wohl nicht zu seinem Pfarrersevche gehen!“

„Der Bernhard bleibt doch nicht zu Haus', wer weiß, ob er daheim ist, wenn wir wieder kommen, Mutterche, Mutterche, thu' mir doch den Gefallen, gelt, Herzensmutterche?“

„Nun, meintwegen, Du bist aber ein Schmeichelkätzche von der ersten Sorte. Guck, da kommt der Eisenacher schon wieder. Wir wollen einmal sehen, was wir los werden.“

„Guten Tag zusammen," schrie eine rauhe Stimme und der Vogelhändler Bracke, ein gebeugter Fünfziger, halb städtisch und halb ländlich gekleidet trat ein, einen Vogelbauer auf dem Rücken, wohinein man die drei Knaben Martin's, gewiß die schlimmsten Vögel im Ort, bequem stecken konnte, „da bin ich, Ihr Leut'."

„Schönen Dank, Bracke, was bringt Ihr?"

„Das ist eine Frag', Geld bring' ich und will Vögel, wo ist der Martin?"

„Der ist verreis't es thut aber nichts, es wird Alles verkauft bis auf die Finken."

„Was? Ist das Spaß oder Ernst? Ich mach' mir nichts d'raus und kauf' den ganzen Kram zusammen, aber versteht sich nicht zu theuer, nicht zu theuer, immer billig, immer schön billig, Zeisig ein Silbergroschen, Rothkehlchen ein Silbergroschen —"

„Aber nur heurige," sprach der aus der Kammer, wo er bislang gearbeitet, tretende Christian, „weggeschenkt wird kein Schwanz nicht. Ihr haut einen so viel zu viel über das Ohr, Bracke. Sucht 'raus, was Ihr wollt und wenn Ihr den Satz einhaltet, kriegt Ihr, was Ihr begehrt, bei uns ist auch kein einziger schlechter Sänger nicht."

Letztere Worte sprach der junge Messerschmied mit ungemein viel Stolz, aber sie enthielten Wahrheit. Nun ging ein Handeln und ein Feilschen an, der Vogelhändler schrie zu öfterst Zetermordio über Christian's zu großen Aufschlag. Der aber kannte den jüdischen Eisenacher aus und ließ nicht nach. Endlich befanden sich dreißig Zeisige, ebensoviele Rothkehlchen, vierundzwanzig Lerchen und eine Unzahl anderer Vögel im Vogelbauer und wühlten wie Ameisen durch einander. Für circa hundert und zwanzig Vögel, freilich wenig Sänger, die heute nicht mit verkauft, wohl aber von Bracke mit Beschlag belegt wurden, zählte er acht Thaler und zwanzig Silbergroschen auf den Tisch und entfernte sich schmunzelnd, er verdiente an diesem Kaufe drei bis vierhundert Procent. Der Gewinn beim Ge-

schäfte mit den Sängern, die er wegen Platz= und Geldmangel nicht mit sich führen konnte, war noch bedeutender und vorläufig gar nicht zu übersehen.

Das Geld, meistens aus Fünfsilbergroschenstücken, einzelnen Silbergroschen und Kupfermünzen bestehend, deckte einen guten Theil des Tisches. Soviel hatte die Frau Martin's noch nicht ihr genannt. Sie ließ es auch recht lang liegen und weidete sich daran, während der Christian schon wieder laut darauf los hämmerte, die Kinder sollten gleichfalls des Genusses des Anblickes nicht beraubt werden. Es that der Frau Martin ordentlich Leid, daß keine Nachbarin in irgend einer Angelegenheit sie besuchte, damit sie sie aus Versehen in die Stube und an den Geldtisch führen konnte. Auch die Kinder kamen ihr zu bald aus der Schule.

Die Augen weit aufgerissen, den Finger im Munde umgingen, die beiden ältesten den Tisch in ehrfurchtvoller Entfernung, dahingegen das Fritzchen mit lautem Geschrei auf dem Tisch losstürzte und stets ausrief:

„Ich will ein Silbergröschche, ich will ein Silbergröschche, ich will mir ein neu Schiefertäfelche kaufen, Mutter, Mutter, gieb mir ein Silbergröschche."

„Deine Tafel ist noch lang' gut, Du dummer Jung'. Erst lern' das Schreiben, eh' Du eine andere Tafel verlangst."

„Auf der Tafel geht's nicht," antwortete der Kleine, der sich keine Tafel, wohl aber Chokoladeplätzchen zu kaufen gedachte, welche erst gestern, mit einem verführerischen Gusse überzogen, im Schaufenster des Händlers Henderich ausgestellt worden waren. Als er bemerkte, daß man gutwillig auf seine billigen Wünsche keine Rücksicht nahm, griff er, um die Sache zu Ende zu bringen, selbst zu, mußte aber den Silbergroschen wieder hinlegen und wurde am Ohre geschüttelt, daß der ganze Bursche hin und her flog.

„Mutter," sprach das Grethche, „was fangen wir denn mit dem vielen Geld' an?"

„Der Vater hat zwar gesagt, wir sollten uns einen guten Tag machen, ich weiß aber nicht."

„Hat er's gesagt," fiel ihr Christian gleich in die Rede; „so ist's gut. Wir armen Leut' haben jahrein, jahraus immer mit Kummer und Noth zu thun, das ist nur recht und billig, wenn man sich's auch einmal wohl sein läßt. Die paar Thaler die d'rauf gehn, machen einen auch nicht reich. Man muß die Festtag' feiern, wie sie fallen."

Das sind die richtigen Bettlermanieren. Lange Zeit schindet und plagt man sich, hat man aber einmal ein paar Thaler im Sack, so müssen sie mit der Ursache verjubilirt werden, dem armen Mann sei es nicht zu verdenken, falls er sich in seinem elenden Leben auch einmal einen fröhlichen Tag mache. Die ganze Familie war davon erfüllt, weil sie sich eben Genuß davon versprach, nur die Mutter, welche allein die Last des Haushaltes kannte, sträubte sich, Verstand und Gefühl sagten ihr, daß sie Unrecht thue, wenn sie das Geld in unnützen Ausgaben vergeude.

„Ihr Kinder," sprach sie, „das ist nichts, daß man die paar Groschen gleich wieder 'nausschmeißt, wenn man sie kaum eingenommen hat. Ich dächt' es wär' gescheider, wir kauften dem Bernhard einen gescheiden Anzug zu seiner Confirmation und ließen den Kindern ihre Schuh' frisch besohlen."

Diese Worte gefielen dem Grethchen zwar, den übrigen Kindern aber gar nicht.

„Was thun wir jetzt mit Schuhen, wo's gleich Sommer ist," rief Adam wild, „was Ordentliches zu essen in den Leib ist viel gescheider."

„Der Bernhard braucht sich ja nicht confirmiren zu lassen," quickte das Fritzchen.

„Meine Kleider —" er hätte füglich Lumpen sagen können — versetzte Bernhard, „thun zu dem Bische Confirmiren gut, ich denk' auch, es ist besser, man ißt was Gutes. Man braucht ja dem Alten nicht gleich auf die Nase zu binden, wie viel wir gelößt haben."

„O, Du miserabler Jung,“ schrieen das Grethchen und seine Mutter, „so bist Du ein Bursch’? Fahr’ Du nur fort, so wirst Du bei Zeiten am Galgen baumeln.“

„Was Du aber auch gar dumm schwatz’st,“ raunte ihm sein jüngerer Bruder Adam zu, „glaubst Du denn, der Alt’ fragt den Bracke nicht, was er für die einzelnen Vögel gegeben hat?“

Dieses Argument schmetterte Bernhard mehr nieder als die Moralpredigt seiner Mutter, er schämte sich deshalb seiner Dummheit und schwieg.

„Mutter, ich will Dir einmal was sagen,“ begann der Christian. „Du hast schon recht, wenn Du meinst, es müßt Etwas für den Haushalt gethan werden. Ich denk’ aber, wir warten damit, bis wir die Schläger verkaufen. Guck’, wenn der Vater heim kommt und der Bracke bringt das Geld, noch mehr als wie da liegt, so nimmt’s halt der Vater und kauft was dafür, wie z. B. noch einen Fink, was ganz unnöthig ist, brauchen wir aber von dem Geld, so muß er wohl oder wehe davon ’raus rücken.“

„Das ist schon wahr,“ meinte die Mutter zögernd, „aber wir könnten noch gar viel Geld brauchen.“

„Der Vater bringt ja genug mit,“ meinte das Grethchen.

„Eine ganze Hucke voll,“ schrie Fritzchen.

„Was meint Ihr denn,“ gab die Alte endlich nach, „was wir morgen thäten?“

„Chokoladeplätzche, der Henderich hat sie, zwölf Stück kosten einen Silbergroschen.“

„Dummer Jung’!“ schalt die Mutter, „fang’ mir nur an zu naschen.“

„Du woll’st Dir Dein neu Schiefertäfelche wohl beim Henderich kaufen,“ höhnte der pfiffige Adam das darob sehr erröthende Fritzchen.

„Tienche,“ rief die Mutter freundlich aus, „Du bist das beste Kindche, Du thust den ganzen Tag kein Schnäbelche auf,

sag einmal, was Du möcht'st." Dabei schaute sie das jüngste, wirklich sittsame Kindchen, das soeben erschien, eine reizende Blondine, mit den zärtlichsten Mutterblicken an.

„Ich möcht', was Du möcht'st, Mutter," sprach die Kleine und barg ihr einem Rosenknöspchen ähnliches Köpfchen in den Schooß der Mutter.

„Ja, Du bist ein gutes Mädche, Du bist aber auch mein Herzblättche."

„Dem Kropf wird freilich Alles zugesteckt, wir müssen seh'n, wo wir was herkriegen," murrte Adam. „Ich glaub', es wär' ihnen am liebsten, wenn uns der Teufel gleich holen thät."

„Paßt auf, die muß nicht in die Schul'," raunte das Fritzche dem Sprecher zu, „mich haben sie 'neingeprügelt."

„Und drinnen wirst Du ausgeprügelt," höhnte der boshafte Adam, „wenn das Tienche Geld zu einer Tafel wollt' und kauft' sich Schokoladeplätzche, das bekäm's gewiß."

Während das Herz des Kleinen vor Neid und Mißgunst schwoll, schlug Christian vor, man wolle einen großen Tiegelkuchen auf den Sonntag backen und einen guten Kaffee am Morgen dazu kochen. Mittags sollte es Mehlklöse und einen schweren Schweinebraten geben. Als er weiter fortfahren wollte, unterbrach ihn das Grethche und sprach:

„Nachmittags geh'n wir, das heißt die Mutter ich, Du und noch Jemand — ein schalkhafter Blick ließ das Auge des Messerschmieds den Boden suchen — und das Tienchen nach Liebenstein. Die drei Jungen bleiben hier, und jeder kriegt einen Groschen, gelt? Und wenn wir des Abend retour kommen, giebt's kalten Schweinebraten und einen tüchtigen Kartoffelsalat."

Dieser Vorschlag fand allgemeine Theilnahme.

„Ich kauf' mir Chokoladeplätzerche für meinen Groschen," rief das Fritzchen mit freudestrahlendem Gesichte.

Adam und Bernhard verabredeten sich, daß sie, wenn die

Geschwister das Haus verlassen hätten, eine von ihnen gefangene, aber crepirte Grasmücke in das Häuschen eines gleichartigen guten Schlägers legen, diesen aber heraus nehmen und verkaufen wollten. Und zwar hatten sie Elterwinden, ein benachbartes Dorf, zum Ort des Verkaufs auserseh'n. Für ihre beiden Silbergroschen wollten sie Schnaps trinken, für den Erlös der Grasmücke aber auf Bernhard's Vorschlag, eine Tabakspfeife und Tabak kaufen.

Man traf sofort Anstalten, den gefaßten Entschluß auszuführen. Das Grethchen ging nach gutem Mehle, dahingegen die Mutter sich in das große Wirthshaus begab, wo heute Morgen wie gewöhnlich geschlachtet worden war, um sich einen tüchtigen Schweinebraten zu bestellen.

Die Vorbereitungen zum Festtag wollen wir übergehen, auch die Kaffeeparthie und das Mittagessen, nur soviel sei gesagt, daß, so reichlich beides auch ausfiel, die drei mißrathenen Jungen doch unzufrieden waren.

Nachdem die Mittagsmahlzeit um eilf Uhr vor sich gegangen, zogen so gegen halb zwölf die Frau Martin mit ihren beiden Töchtern und der Christian mit seinem Schatze, einer dicken, stämmigen Magd aus Ruhla, nach Liebenstein zu. Einige Minuten später wanderten zwei kleine Burschen, baarhäuptig, aber einen selbst geschnittenen Haselnußstecken in der Faust, auf der anderen Seite zum Ort hinaus; der größere trug ein zugebundenes Tüchelchen, welches offenbar ein Vögelchen enthielt. Wir brauchen sie nicht zu nennen.

Das kleine Fritzchen strolchte den lieben langen Nachmittag im Dorfe herum und wünschte sich, es möchte doch das ganze Jahr lang Sonntag sein oder die Schule abbrennen.

Wir wollen die bösen Buben verlassen, sowie auch die Geheimnisse der Liebenden in Liebenstein nicht verrathen, sondern einmal zusehen, wo sich unser Vogelsteller Martin heute befindet und wie er sich den Sonntag vertreibt.

Um dies zu können, müssen wir uns in das in der Berg=

hauptmannschaft Clausthal gelegene Dörfchen Oderbrück begeben. Unfern von Oderbrück und der Achtermannshöh' vereinigen sich die meist über Gebirgskämme laufenden und von Goslar und Clausthal kommenden Hauptstraßen. Unfern von dem ziemlich hoch liegenden Oderbrück entspringt ein kleines Flüßchen, die Oder, fließt dicht bei dem Dorfe vorbei und ergißt sich bei Blechhütte in einen Seitenarm der Bode.

Wie kommt aber der Martin nach Oderbrück?

Das ging ganz natürlich zu. Mit gleichmäßigem, keine Ermüdung kennenden Schritt war er in einem Tage von Ruhla über Eisenach bis dicht vor Kassel gelaufen, den zweiten Tag bis über Göttingen hinaus. An diesem Tage wäre er noch ein gutes Stückchen weiter gegangen, er hatte aber Unglück, denn es war Freitag. Er begegnete einem frechen Gensdarmen, der sich erlaubte, ihn um seinen Paß zu befragen. Einen solchen besaß der Martin freilich nicht, wohl wußte er sich aber als ein erfahrener Mann zu helfen, denn er machte dem Bedränger weiß, er sei Dienstbote bei dem Regierungsrath von So und So und habe einige Doppelschläger in Ruhla geholt, wenn er es nicht glaube, möge er ihn doch begleiten. Letzteres lag nun durchaus nicht in der Absicht des Dieners der öffentlichen Sicherheit, sondern er schleppte ihn mit nach Göttingen und gab ihn auf der Polizei ab. Glücklicher Weise war der Gensd'arme als eifriger Fanghund bekannt und der Stadtsekretair ein großes Phlegma, der sich nicht viel Mühe gab, um zu ergründen, in welcher Art und Weise der Inhaber von drei Finken — die Leimruthen trug der vorsichtige Martin wohlweislich in der Jackentasche — die Ruhe des hannöverschen Staates, respektive Deutschlandes gefährden könne und entließ den Arrestanten nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden. Ja, er war auch noch so freundlich, ihm, da er einen schriftlichen Ausweis vergessen, ein Papier zu seiner Legitimation auszustellen, was wohl in der Praxis eines Polizeibeamten noch nie vorgekommen ist. Deßungeachtet soll in Hannover für gewöhnlich

das Eigenthum und die öffentliche Sicherheit noch ungefährdet sein.

Weil es bei Martin Grundsatz war, nie in einer Stadt zu übernachten, sondern der Ersparniß halber immer auf einem Dorfe seine Herberge zu nehmen, so zog er diesen Tag noch eine Stunde fürbaß mit der festen Absicht, das Versäumte am anderen Tage nachzuholen und einen Hauptmarsch zu machen. Wirklich gelangte er auch sonder Fähre nach Osterrode, schlug den ihm angerathenen Fastweg ein und gelangte bei Torfschoppen auf die von Clausthal kommende Hauptstraße. Mit Einbruch der Nacht traf er in Oderbrück ein. Als er sich niederlegte auf die Streu, murmelte er vor sich hin:

„Ein Thaler ist zum Teufel, aber es thut nichts, wenn das Wetter nur Morgen hält und ich nicht fehl geh'. Um Gotteswillen, wenn nur der Schmidt nicht falsch geschworen hat oder noch kein Vogelfänger hinter den Weingeh her war. Ich getraut mich so mit leeren Händen nicht wieder heim, ich thät' mir wahrlich ein Leid an."

Unter solchen Hoffnungen und Befürchtungen warf sich der Leidenschaftliche noch lange auf seinem elenden Strohlager umher, ohne schlafen zu können. Als sich endlich der Schlummer einstellte, kam er ohne die ihn stets begleitende, wohlthätige Ruhe. Die herrschende bedeutende Kälte, welche sich besonders auf dem hochliegenden Oderbrück bemerklich machte, durchschauerte seinen Körper, daß er fieberhaft zitterte, wilde Träume beängstigten ihn und warfen ihn hin und her. Er war froh, als er des Morgens, wenn auch sehr ermattet, erwachte. Ein mächtiger Schluck Schnaps goß eine behagliche Wärme in seinen Körper, die sich mit Geschwindigkeit in seine Glieder ergoß und seine Geister belebte.

„Also die nüsternen Tannen, die Sandbrink, der Königsberg, die Schluft, die Heinrichshöhe, die Landstraß' und der Mönch, so weit thät's gut, finden werd' ich ja auch Alles."

Dies sagend nahm er seine Hucke auf den Rücken und

ließ sich von einem Bauernknaben den Waldweg nach den nüsternen Tannen zeigen.

Da es Sonntag war, beredete er den Jungen, weil er doch nichts zu versäumen habe, ihn bis an den über die Schluft führenden Steg zu geleiten, für welche Bemühung er ihm einen Groschen zusicherte. Der Junge ging auf den Vorschlag ein und trabte fröhlich neben dem Vogelsteller her.

Der Martin hatte in vielen, vielen Jahren nicht mehr so inbrünstig gebetet, als er jetzt eine Flehbitte zum Himmel emporschickte; der wichtigste Gang seines Lebens, von dem Glück und Heil abhing, war angetreten.

Durch finstere, rauschende Tannenwälder zog die Straße, bergauf und bergab klommen die beiden Wanderer, den Knaben ließ die Gewohnheit, dem Martin die Begierde nicht auf die schaurigen Erzählungen lauschen, die sich die schwarzen Tannenriesen in übermenschlichen Tönen, in schreckbaren Lauten einander zuraunten.

Wenn der Vogelsteller stehen blieb und aufhorchte, so geschah dies nicht um des dumpfen Geräusches der Tannen halber, sondern um auf den Schlag eines Finken zu hören, die hier, das mußte er sich selbst gestehen, unendlich besser und reiner schlugen, als in seiner Heimath. Gar oft war er versucht, einen guten Finken, den er in der nächsten Nähe wußte, zu stechen, allein die Begierde nach dem Weingeh siegte allemal ob, er durfte keine Minute verlieren; war es denn nicht möglich, daß ihm ein glücklicherer Vogelfänger zuvorkam? Und wenn es auch um eine Minute war, so konnte sie eine ganze Ewigkeit nicht wieder einholen.

So lief er denn zu, daß der Knabe kaum Schritt halten konnte und ihm trotz der herrschenden Kühle der Schweiß zu Stirne und Wangen herabrann. So gelangten sie über die Sandbrink. Ohne zu rasten setzten sie den Weg fort, so daß auch bald der hohe Königsberg hinter ihren Rücken lag und sie in der feierlichen, nur hin und wieder vom Finkenschlag und

Zippensang unterbrochenen Sonntagmorgenstille das Rauschen der Schluft vernehmen konnten.

An dem über dieselbe führenden Stege erhielt der kleine Führer, nachdem er den weiteren Weg genau bezeichnet einen Silbergroschen, wofür er sich sehr bedankte und alsdann verabschiedete.

Der Martin setzte seinen Weg mit beschleunigtem Schritte fort, gewann die über die Heinrichshöhe führende Landstraße, schlug die Richtung nach Rechts ein, in welcher er wie ein Besessener fortrannte, fand den Ort, wo sich die Straße theilte und schlug den mittleren Weg, den Waldpfad, ein, der ihn gegen neun Uhr des Morgens auf den Mönch führte. Das Wirthshäuschen fand sich alsobald.

Ein tüchtiger Schnaps, ein Bissen Brod und Bezeichnung des Wegs nach der Capelle war Alles, was sich der Vogelsteller erbat und was ihm auch vollständig zu Theil wurde.

Wie der Hausirer Schmidt ihm gesagt hatte, so mußte er einen schmalen, zwischen hohen, schwarzen Tannen führenden Fußpfad einschlagen, der ungefähr eine halbe Stunde lang war, alsdann erreichte er das Birkenschlägchen, wo er seinen Schritt bis zum Trabe beschleunigte, um an die verhängnißvolle Blöße zu gelangen.

Warum bleibt denn der Vogelsteller plötzlich stehen, warum läßt er den Weißdornstecken fallen, beugt das Haupt so weit vor, als es geht und lauscht, während ihm die Beine fast hörbar zittern?

Er lauschte auf einen mächtigen oboeartigen Schlag der in der Morgenstille weit durch die dichten Wälder drang, mit aus dem Kopfe tretenden Augen, fieberhaft gerötheten Wangen und fast wahnsinnigem Aussehen raunte der Vogelsteller vor sich hin:

„Eine Strophe, ach die Pracht, Amen — das ist der Ruf Fink — zwei, wieder Amen, drei, Amen, ach Du lieber Gott im Himmel, Vögelche sing weiter, vier! weiß Gott im

Himmel, er schlägt vier Strophen und die Kraft, die Gewalt, Amen, Herr Jees, Herr Jees, fünf! Um Gottes Willen er singt fünf und wie! Amen! Weingeeeh!"

Sowie Martin das Wort „Weingeh" sprach, verlor er im Moment seine Aufregung. Er ergriff seinen Stock und schritt bis an die wenig Schritte entfernte Blöße, dort nahm er seine Hucke ab, that die drei Käfige heraus, worin sich der Lockfinke, der Läufer und ein Hülfsfinke befand, der jeden der beiden anderen ersetzen konnte und sprach zu ihnen, indem er die Leimruthen aus der Tasche nahm, sie tüchtig durcheinander zog, damit sie besser kleben sollten.

„Ihr Vögelche, Ihr seid brave, gute Dingche, das versprech' ich Euch jetzt, ich hab' Euch lieb, wie meine Kinder, fangen wir aber den Weingeh, so laß ich Euch alle Drei auf der Stell' frei."

Nach diesem heroischen Entschlusse ging er an die Arbeit.

„Wie mach' ich's," sprach er zu sich selbst, „fang' ich den Weingeh mit der Gabel oder mit eingesteckten Leimruthen? Ich denk', beides zugleich ist das Sicherste, ich muß es nur so einrichten, daß der Läufer nicht in die Leimruthen geräth."

Mit diesen leise gesprochenen Worten drückte er ein Pflöckchen in den weichen Erdboden so ziemlich in der Mitte der Blöße. Blöße konnte man den Platz eigentlich nicht nennen; auf dem Harze aber inmitten der himmelhohen Bäume verdient solch' ein wenig bewachsener Fleck jedoch immer noch diese Bezeichnung.

Als dies geschehen, nahm er einen Finken heraus, band ihm einen dünnen Bindfaden unter den Flügeln um den Leib und auf den Schwanz ein mit Vogelleim bestrichenes gabelförmiges Zweiglein in der Größe eines kleinen Fingers. Die Hauptschnur band er an das eingeschlagene Pflöckchen, damit der Finke im Kreise herum hüpfen konnte.

Dieser Kreis, indem die ausgespannte Schnur den Radius machte, war dicht mit den klebrigsten Leimruthen umsteckt.

Es ist eigentlich nicht nöthig, daß man einen mit der Gabel versehenen Finken anbindet, weil er doch nicht ausreißen kann. Es ist aber immerhin möglich, daß er sich im Forthüpfen selber fängt, wodurch der zu fangende Vogel abgeschreckt werden könnte. Einmal verjagt, geht er aber ungerne wieder auf den Stich. Dieser angebundene Finke heißt der Läufer; er muß gut gezogen sein, immer umher hüpfen und darf nicht flattern. Durch seinen Ruf Fink, Fink regt er die Eifersucht der in der Nähe stehenden Finken an, denn der Finke ist eben so eifersüchtig, als zärtlich. Der Standfinke stößt in seiner Kampfeslust auf den angebundenen herab (sticht) und fängt sich in der Gabel.

Dies Verfahren ist sehr schwierig. Will man einen Finken stechen, so bedarf man zum Lockfinken einen in der Freiheit gefangenen Vogel, dessen Ruf recht natürlich ist. Dieser aber läuft nicht ruhig, sondern blos ein aufgezogener; darum sticht man lieber auf folgende Weise. Ein in der Freiheit gefangener Finke wird gelehrt, daß er im Dunkeln lockt, was für einen guten Vogelsteller eine Kleinigkeit ist. Dieser wird in seinem Käfig in einen Busch gesetzt und mit einem Tüchelchen zugedeckt. In einiger Entfernung, doch nicht in zu großer, wird der Läufer ganz in der Nähe des Baumes angebunden, wo der zu fangende Finke steht, und dicht um ihn Leimruthen gesteckt. Nun lockt, sobald sein Bauer ruhig steht, der Lockfinke, worauf der eifersüchtige Standfinke auf ihn sticht und sich gewöhnlich in den Leimruthen fängt.

Dem Martin dünkte bei diesem höchstwichtigen Falle keines der beiden Verfahren für genügend, er wandte sie beide zu gleicher Zeit an, wie wir sahen.

Nachdem der Läufer angebunden, trug der Martin seinen Lockfinken in ein benachbartes Kieferbüschchen und deckte den kleinen Käfig mit einem blaucarrirten, leinenen Schnupftuche zu und sprang alsdann mit dem Aushülfefinken hinter eine große Buche, von wo aus er sich verstecken und ungesehen seinem Lieblingsvergnügen, dem Finkenstiche beiwohnen konnte.

Kaum hatte der Vogelsteller Posto hinter dem Baume gefaßt, als der Standfinke seinen in der That herrlichen Schlag vernehmen ließ, der einem Kundigen wie einstudirt scheinen mußte. Dem Martin schwindelte es:

„Er muß bei einem gefangenen Weingeh gelernt haben, wahrscheinlich stand er in der Näh' von einem Bergmanns-häusche und hat dort gehört," murmelte er vor sich hin. Als-dann fiel er auf die Kniee, rang die Hände und rief mit selt-sam bewegter Stimme, wobei er das Auge fromm gen Himmel aufschlug:

„Gott, Du Aller Vater, hör' meine Bitt', schenk' mir den Vogel und mach' hernach mit mir, was Du willst. Laß mich, krank und siech, krumm oder lahm werden, aber schenk' mir den Vogel."

„Fink! Fink! Fink," schrie der Lockfinke, welcher den Schlag des Nebenbuhlers auch gehört, dem Vogelsteller als Antwort auf sein Gebet zu.

„Fink, Fink, Fink!" rief der Weingeh von seiner großen Buche und stieg auf, um vom nächsten Baume den Rivalen zu betrachten, respektive anzugreifen, „Fink, Fink, Fink," lockte der verdeckte Finke. „Schön, mein Vögelche, schön," jubelte der Martin vergnügt vor sich hin. „Du bist ein Mord-bürschche, nur zu, Du erschreist Dir Deine Freiheit."

„Fink, Fink!" ertönte es von der Buche. Jetzt konnte der Martin den Weingeh sehen. Mit dem ersten Blicke auf den mit aufgesträubtem Kamme kampfbegierig lauernden Finken sprach er: er ist ein Jahr alt. Ein gewöhnliches Auge hätte kaum die Vogelart unterscheiden können. Jetzt bog er sich vor-über, im Momente hüpfte der Läufer einige Male und der Lockfinke lockte wieder. Wie ein Habicht auf eine Lerche, so stach der Weingeh auf den Läufer herab, hing im Momente an der Gabel und befand sich einen Augenblick später in Martin's Händen. Als er den Vogel sorgsam von der Gabel gelöſ't — daß er den Läufer auf den einen Stoß getödtet, merkte er gar

nicht — sprang der Martin singend und tanzend wie ein Verrückter umher und küßte alle Augenblicke den Schnabel des kleinen Eifersüchtigen.

„Weingehche, Weingehche, Du bist mein, mein. Ich hab' einen Weingeh, juchhu, juchhu, ich hab' einen Weingeh," schrie er und geberdete sich wie ein Trunkener. „Engelmännche, wo kommst Du mit Deinem Reitzügche hin? Laß Dich auslachen, hier ist ein Weingeh und er ist mein, mein und das mit Recht."

Nach ungefähr dreiviertel Stunden hatte er sich ausgetobt, steckte er den in seiner Hand eben so sehr erschöpften Vogel in den leeren Käfig, gab ihm mitgebrachte Ameiseneier in das eine Trögchen, in das andere that er etwas Wasser, welches er in einem Schnapsglase zu diesem Behufe mitgebracht hatte.

In der Entfernung von einigen Schritten legte er sich darauf in das ziemlich trockene Moos und schaute dem Beginnen des Arrestanten zu. Eine Stunde lang machte dieser fruchtlose Versuche, durch die Drahtgitter zu entkommen, endlich setzte er sich ganz ermüdet auf den Boden des Häuschens und schaute sich betrübt um. Da gewahrte er die Ameiseneier und das Wasser hüpfte darauf zu und genoß zur unendlichen Freude Martin's etwas von beiden. Jetzt war der Besitzer des Weingeh's sicher, ihn am Leben zu behalten.

Rasch packte er ihn in seine Hucke, holte den Lockfinken, so wie den Aushülfefinken und wollte eben nach dem Läufer sehen, als er bemerkte, daß dieser am Boden lag und schon steif war.

„So hitzig bist Du, Bürschche?" sprach er, womit er den Weingeh meinte. „Du bist ja ein Sappermentskerlche! Ei, ei, sticht mir da so mir nichts, Dir nichts meinen besten Läufer todt. Nun, dasmal soll Dir's noch hingeh'n, Du singst mir auch recht brav dafür, der Engelmann ärgert sich hernach zu Tod'."

Während dieses Gespräches packte er, trotzdem er den bei-

den Finken die Freiheit versprochen, dieselben wieder in seine Hucke.

„Ihr Vögelche," sprach er zu ihnen, „ich hatt' Euch wohl versprochen, ich wollt' Euch fortlassen, wenn ich den Weingeh fing'. Wer weiß aber, ob Ihr auf dem kalten Harz fortkommt, es ist noch gar früh im Jahr'. Ehe Ihr umkommt, will ich Euch lieber noch ein paar Tag' behalten, Ihr wißt ja, auf das bische Futter kommt mir's nicht an."

Hätten die Finken sprechen können, sie würden sich gewiß bitter über das treulose Benehmen des wortbrüchigen Vogelstellers beschwert haben, der, nachdem er sie von seinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, die Hucke auf den Rücken nahm, den Heimweg einschlug und an dem nämlichen Tag noch bis Osterode marschirte, d. h. bis in ein dicht an seinen Thoren gelegenes Dorf, wo er es sich, im Gefühl seines reichen Besitzes recht wohl sein ließ.

Er verzehrte einen Bissen Sauerbraten von dreiviertel Pfunden und ein entsprechendes Stück Brod dazu, gab seinen Finken Futter, damit sie, sobald sie am Morgen erwachten, gleich fressen könnten und legte sich alsdann auf seine Streu, wobei er den Käfig mit dem Weingeh mit einem Bindfaden um seinen Hals befestigte und ihn zur Vorsorge noch in seinen Arm nahm. Sein einziges Bestreben jetzo war, so schleunigst als möglich heimzukommen, um sich seines Besitzes in Ruhe freuen zu können.

Wir wollen ihn ruhig schlafen lassen, obgleich dies gar nicht der Fall war, er soll auch ungesehen von uns und unbehindert von Gensd'armen und Polizei seine Straße in die Heimath ziehen, was meistens unter Gesang und Jubel vor sich ging, und wollen unsere Aufmerksamkeit wieder Ruhla zuwenden.

Gegen Abend langte der ältere Theil der Familie wohlbehalten von Liebenstein zu Hause an. Das Tienchen war eingeschlafen und wurde vom Grethchen, welches ein stilles Glück im Herzen fühlte, auf dem Rücken getragen.

Daheim fanden sie die drei Jungen richtig vor, sie waren aber sammt und sonders sehr niedergeschlagen. Das Fritzchen hatte nämlich ein Fenster eingeworfen, welches fünf Silbergroschen kostete, und durch freches Leugnen seine Unschuld dennoch nicht darzuthun vermocht. Er fürchtete alle Augenblicke, die entrüstete Nachbarin werde mit der Schuldforderung eintreten und daß ihm dann etwas Anderes in Aussicht stand, als Schmeicheleien, kannte er aus mehrfacher Erfahrung zu genau.

Dem Bernhard und dem Adam war es hundeschlecht, sie sahen bleich aus und trugen große blaue Ringe um die stieren, glanzlosen Augen. Auf Befragen erklärten sie fix, der Schweinebraten heute Mittag sei ihnen, die im Nothfalle Schuhnägel verdaut hätten, zu fett gewesen und sehr schlecht bekommen. Wir wissen jedoch besser, woher sich ihr Uebelbefinden schreibt. Ihrer Lüge folgte die Strafe auf den Fuß, sie bekamen, um ähnliche Unfälle zu vermeiden, des Abends nichts von dem kalten Schweinebraten, auf den sie sich so sehr gefreut, für welche Sorgsamkeit sie der Mutter schlechten Dank wußten.

Der bloße Kartoffelsalat, obschon er sonst in diesem Haushalte als Leckerei galt, schmeckte ihnen heute gar nicht besonders. Dem Fritzchen verging der Appetit zum Essen und Trinken, so oft er nur Tritte in der Nähe des Hauses hörte. Kaum war der letzte Bissen gegessen, als sie schleunigst auf den Boden schlüpften, woselbst die beiden älteren ihre Pfeife und den Tabak verborgen hatten, welch' beides dem Schweinebraten solch' eine übergroße Fettigkeit verliehen.

Nachdem die Mutter und das Grethchen die Kuh gemolken und gefüttert hatten, suchten sie ihr Lager, beteten für das Haus und besonders für den Vater, worauf sie, da sie sehr müde waren, bald entschliefen.

Seiner Gewohnheit gemäß ging der Christian am Sonntag Abend in die Schenke.

Am andern Morgen mit dem Frühsten, die Milch war

kaum getrunken, erschien schon der Förster Stotz mit seinem Raubvogelgesichte im Hause Martin's, guckte in jedes Vogelhaus und spähte nach jeder Feder.

„Martine, ich hab' gehört, Euer Mann hält Ausverkauf mit seinen Vögeln, ich lob' ihn drum;" begann er ohne einen Blick von den Käfigen zu verwenden, „so bin ich denn gekommen, mir auch einige zu holen — er vermied das Wort „kaufen" sorgsam — Ich könnte so ein paar Grasmückche, ein paar Lerchen, eine Drossel, meinthalben eine Amsel und ein bis zwei Finken gebrauchen. Zu anderen ist später noch Zeit."

„Weiter nichts?" murmelte der Bernhard vor sich hin. Ohne die Einwilligung der Frau abzuwarten oder den herzutretenden Christian um den Preis zu fragen, nahm der blöde Förster die Käfige eigenhändig herab, stellte sie zusammen und trug sie mit einem freundlichen „Guten Morgen" von dannen.

Die Familie schaute sich verblüfft an, doch getraute sich Niemand, dem gestrengen Herrn Förster etwas zu sagen. Sobald er das Haus hinter sich hatte, fing der boshafte Bernhard an zu räsonniren:

„Nicht wahr, wenn unsereins einmal ein lumpig Vögelche braucht, kriegt er mehr Grobheiten zu hören, als wie Buchstaben in der Bibel steh'n, der Förster aber, der Geld hat und sich auch welche fangen kann, der holt die Besten 'raus und nimmt sie nur so fort."

„Er wird sie ja schon bezahlen," wagte das Grethchen schüchtern zu bemerken.

„Schwatz' nicht so dumm," schrie der Bernhard erboßt. „Der Förster und bezahlen! Laßt nur den Alten kommen, ich hab' ihm die Vögel nicht gegeben!"

„Mich wundert's nur, daß er keine Finken dazu genommen hat, hernach hätt' er Alles gehabt," warf Adam ein. „Da hätt's Mord und Todtschlag gegeben," sprach mit flammenden Augen der entrüstete Bernhard, der sich noch gar nicht fassen

konnte. „Geh nur gleich eins zu ihm und hol' die Käfig, sonst kommen wir auch noch darum."

„Das wär' noch schöner," eiferte Frau Martin, „so was soll der Herr einmal probiren, hernach rück' ich ihm auf das Quartier und sprech' ein Wörtche mit ihm."

„Ihr Kinder packt Euch in die Schul'," mahnte der Christian. Man kam seiner Aufforderung nach. Die älteren beiden nahmen Tafel und Katechismus, das Fritzchen nahm sein des Rahmens entbehrendes Täfelchen und sein Abcbuch, worauf sie sammt dritt in die Schule zogen, jedoch so langsam, daß eine Schnecke hätte können ihr Vorreiter sein.

Der Christian ging wieder an seine Arbeit, das Grethche machte das Zimmer rein, welches immer sehr viel Zeit und Aufmerksamkeit erforderte, damit kein Vogel entwische, die Mutter begab sich in den Kuhstall, mistete aus, streute frisch und fütterte nachher, das Tienchen aber wurde zum Gevatter König geschickt.

König besaß eine bescheidene Wohnung in dem zweiten Stocke eines ziemlich kleinen Häuschens. Sie umfaßte blos ein an der Sommerseite gelegenes, freundliches Zimmer, in dessen Hintergrunde ein reinliches Bette, an dem mit weißen Vorhängen versehenen Fenstern aber die Werkstätte mit einer Drehbank stand. Ein Kleiderschrank, eine große Kommode von Tannenholz, ein Tisch, mehrere Stühle und ein alter, weicher Lehnsessel, ein sogenannter Großvaterstuhl bildeten die Gesellschaft eines großen Kachelofens, in welchem sich der bucklige Meerschaumschneider selbst kochte. Einige Pfeifen, lange und kurze vollendeten den Hausrath.

Von Finken oder überhaupt Vogelliebhaberei bemerkte man nichts bei ihm. Nur eine große Bachstelze ging in langen Schritten im Zimmer umher und schlug emsig mit dem Schwanze dazu. Es war der mehrjährige Vertraute und Gesellschafter König's.

Obwohl mißgestaltete Personen im Allgemeinen tückisch und boshaft sind, so machte König eine Ausnahme. Der gute

Mann oder vielmehr das gute Männchen ließ seine Mißgestaltung nicht die Menschen seiner Umgebung entgelten, er war freundlich, zuvorkommend, theilnehmend und scheute sich selbst nicht, seine wenigen Groschen für seine Bekannten, worunter sich hauptsächlich der Vogelsteller Martin zählte, bereit zu halten. Besonders liebte er dessen Kinder, vor Allen aber das kleine Tienchen, welches ihn täglich besuchte. Die drei jüngsten Knaben mochte er in der letzteren Zeit nicht mehr leiden, weil sie bei ihrem Hange zum Vogelfang zu sehr verwilderten.

Als Tienchen bei König eintrat, saß er schon einige Stunden an der Arbeit und drehte mit einem verkröpften Dreheisen Meerschaumköpfe an der Hohldicke.

„Wenn ich nur einmal ein Stück ächten, türkischen Meerschaum hätte, anstatt des, aus dem Abfall von solchen, zusammengepanschten Zeugs," murmelte er unwillig vor sich hin, „wie wollt' ich einen schönen Kopf bohren und schneiden, daß man seinesgleichen hier noch nicht gesehen hat. Aber so muß man versauern bei der ewigen Fabriksarbeit. Bald muß man drei Dutzend Köpfe von gleicher Größe und gleicher Masse schneiden. Sind diese abgeliefert, so macht man solche, welche einen Zoll oder einen halben Zoll kleiner sind und wie gut wird man dafür bezahlt! Es ist eine schlechte Welt die da. — Meinetwegen, ich leb' dabei und es fehlt mir nichts, ich bin halt doch viel besser d'ran, als wie der Martin. Wenn ich nur wüßt, wo der 'rum streicht und was der vorhat. Nun, ich werd's seiner Zeit schon erfahren. Wer kommt denn schon wieder die Treppe herauf gekrochen," unterbrach er sich. „Was Tienche, Du bist's? Schönen guten Morgen, mein Kindche."

Schnell, eh' das Mädchen sein „guten Morgen Path" herausbringen konnte, sprang der Kleine von der Drehbank herab, ließ das Rad stehen und hob die Kleine auf seine Arme, wo er sie herzlich abküßte. Das Mädchen schlang sein Aermchen um den Nacken des kleinen Buckligen, schaute ihm mit einem Blicke kindlicher Liebe in das freudig bewegte Antlitz und

zupfte ihn neckisch an Nase und Ohr, wo denn der kleine Mann nicht verfehlte, zur größten Belustigung des Kindes unter lautem Geschnarche mit seinem gerade nicht allzu niedlichem Munde nach dessen Händchen zu schnappen, welches allemal unter herzlichem Lachen rasch zurückgezogen wurde. Nachdem er dies Spiel eine Zeit lang getrieben hatte, setzte er sich auf einen Stuhl, nahm das Kind auf den Schooß und zeigte ihm, wer weiß zum wie vielsten Male, die kleinen Holzschnitte und die großen rothen Buchstaben in seinem Wandkalender. Da das Kind aber Anstalten traf, vom Schooße herunter zu gleiten und den Kalender selbst in die Hand zu nehmen, so strich er ihm, um dies Geschäft zu erleichtern, ein tüchtiges Butterbrod.

Als der Meerschaumschneider dem Kinde sowohl einen nützlichen, als auch einen angenehmen Zeitvertreib verschafft, kletterte er wieder auf seinen Arbeitsstuhl, ließ vermittelst seiner kleinen Füße das Rad schnurren und drehte wacker darauf los, wobei er freilich nicht bemerken konnte, daß das Kind dem Butterbrode mehr Aufmerksamkeit schenkte, als den Bildern, wodurch es kam, daß es den Kalender verkehrt hielt. Dies schadete nun gerade nichts, denn das Tienchen erblickte auf diese Weise zu seinem großen Erstaunen Holzschnitte, die es früher noch nie bemerkt und war fast versucht, den Kalender für ein Zauberbuch zu halten.

Das Brod war gegessen, die Bilder rückwärts und vorwärts, aufrecht und verkehrt betrachtet worden, die Langeweile bemächtigte sich des Kindes, als die Bachstelze für die nöthige Unterhaltung sorgte. Sie beide führten ein sehr interessantes Gespräch über des Pathen Tabakspfeifen, doch konnte man nicht gut sagen, wer geistreicher als das andere gesprochen.

Gegen Mittag stellte König seine Arbeit ein, tanzte einmal mit seinem Besuche im Zimmer auf und ab, wobei er seinen Buckel gar anmuthig schwenkte, doch mußte er sich stets in Acht nehmen, damit bei seinem schnellen Drehen der Auswuchs nicht mit dem Manne davon lief.

Beide ermüdeten schnell von dem rasenden Tanze und setzten sich.

„Tienche, was wollen wir heut zu Mittag essen?“ fragte der Meerschaumschneider.

„Eierkuchen und tüchtig Zucker d'rauf, Path,“ war des Kindes stereotype Antwort auf dergleichen Fragen.

„Du Naschmäulche, Du wirst noch zu lauter Eierkuchen, willst Du mir denn dabei helfen?“

„Freilich, Path, Du läßt mich wieder quirlen, Du weißt ja, ich kann's.“

„Gewiß, ja, was Du nicht Alles kannst Du kleine Hexenmeisterin. Was brauchen wir denn Alles, he?“

Statt der Antwort sangen die beiden mit hellen Stimmen:

Patsche, patsche Kügelche,
Der Bäcker hat gerufelche, *)
Wer will gute Kuchen backen,
Der muß haben sieben Sachen,
Eier und Schmalz
Butter und Salz
Milch und Mehl
Safran macht die Kuchen gehl. **)
Schieb sie 'nein in's Oefelche.

Ungeachtet dieses Receptes ging der Meerschaumschneider etwas bescheidener in der Menge seiner Zuthaten zu Werke; er nahm viel Mehl, viel Milch, etwas Salz und zwei Eier, fertigte den Teig an, wobei das Mädchen wacker zuschaute. Als er fertig war, quirlte es etwas zum Schein, blos um seinen Willen zu haben. Dann holte es die Bratpfanne, welche der Pathe auswischte, und ein Näpfchen mit Butter aus dem Tischkasten. Ein rasches Feuerchen war schnell im Ofen angemacht und die beiden Kinder saßen bald im Flur vor der Pfanne und freuten sich der prasselnden Eierkuchen.

So wie jedesmal einer aus der Pfanne gethan und zu den

*) Parforcereim, Verstümmelung von gerufen.
**) Provinzialausdruck von gelb.

übrigen auf den hölzernen Teller gelegt wurde, nahm das Mädchen zwei Stückchen Zucker und rieb sie an einander, so daß die Zuckerstäubchen auf den Kuchen fielen. Daß sie hierdurch nicht übermäßig versüßt wurden, sondern der Glaube sein Möglichstes thun mußte, ging aus dem Umstande hervor, daß die beiden Stückchen, welche ursprünglich in Bezug auf ihre Größe für eine Tasse Kaffee bestimmt waren, gerade noch nicht sehr angegriffen aussahen, trotzdem sie schon einer Reihe von Eierkuchen das Leben versüßt hatten.

Endlich standen die Kuchen auf dem mit einem Linnentuch bedeckten Tisch. Zwei hölzerne Teller und ordinäre Messer und Gabeln vervollständigten das Service des Meerschaumschneiders.

Wir müssen noch voraus bemerken, daß sich das Tienchen mehr im Hause König's, als wie im Väterlichen aufhielt und auch gewöhnlich in jenem zu Mittag speiste, was die übrigen Kinder Martin's aus leicht denklichen Gründen eben nicht sehr verdroß.

Das Tienchen und ihr Pathe saßen sich also gegenüber und ersteres wollte eben nach dem größesten und fettesten Eierkuchen langen, welcher obenauf lag, als König das Aermchen zurückhielt und im strafenden Tone ausrief:

„Tienche, hast Du nichts vergessen?“

„Path, wenn gegessen ist, will ich die beiden Gebetche zusammen sprechen.“

„Geh', schäm' Dich, Tienche, wer wird so 'was thun! Blos die ungezogenen Kinder beten nicht.“

„Der Bernhard und der Adam und das Fritzche beten aber auch nicht,“ schmollte das Kind mit noch immer gehobener Rechten.

„Dafür kriegen sie auch immer Prügel in der Schul' und kommen auch nicht in den Himmel.“

„Wo kommen sie denn hin, die Leut' kommen ja alle in den Himmel.“

„In die Höll' kommen sie, Tienche, in die Höll'. Dort müssen sie steinerne Klös essen und Stecknadelsbrüh und kriegen von den schwarzen Teufeln mit ihren großen Hörnern auf dem Kopf Hieb, daß sie die Wänd' 'nauf springen. Also bet' geschwind, sonst geht Dir's auch so."

In Folge dieser Ermahnung schnatterte das Kind:

„Komm lieber Herrgott, sei unser Gast"
„Und segne, was Du uns bescheeret hast."

„Path' für drei langen die Eierkuchen aber nicht."

„Ungezogenes Kind, gleich bet'st Du ordentlich," zürnte der sich kaum vor Lachen erwehren könnende Pathe.

„Komm lieber Herrgott, sei unser Gast"
„Und segne, was Du uns bescheeret hast."

„Der große Eierkuchen ist mein, gelt Path'?"

Der Meerschaumschneider begnügte sich für diesmal mit dem andächtigen Tischgebete, es wäre auch vergebene Mühe gewesen, das Kind vom Essen zurückzuhalten, denn es hatte die letzten Worte noch nicht ausgesprochen, als sich auch schon der ersehnte große Eierkuchen an seiner Gabel und auf seinem Teller befand, wo sein Aufenthalt jedoch nicht ewig währen sollte.

Die Unterhaltung verstummte allmählig ganz und gar. Bisweilen warf König kleine Stückchen des Gebäckes der Bachstelze hin, welche sich mit lautem Geschrei und solch' einer Hast darauf stürzte, als hinge Leben und Tod davon ab.

Alles nimmt auf dieser Welt sein Ende, so auch die Eierkuchen König's und das Schweigen Beider. So wie der letzte Bissen verschwunden war, faltete das Mädchen die Hände und sprach:

Lieber Gott ich danke Dir
Für Deine reichen Gaben.
Sei alle Tag wie heut bei mir
Mich immerdar zu laben. Amen.

Nachher zog König seine Jacke an und ging, da die Mittagssonne eine recht angenehme Wärme ausstrahlte etwas spazie-

ren. Die Kleine führte er dabei an der Hand. Am Zaune eines Gartens fanden sie in der Nähe eines Grabens einige blühende Veilchen, worüber der kleine Buckliche eine unendliche Freude empfand. Sie wurden gezupft, zu Hause in ein Glas mit Wasser gesetzt und zogen seine Blicke und Nase Tagelang an. Das Tienchen blieb auch Nachmittags beim Pathen und vertrieb sich die Zeit, wie es eben gehen wollte. Gegen sechs Uhr aßen beide Kuhkäse und Brod, worauf König das Mädchen heim führte.

Der folgende Tag verlief sich wie der erste, das Tienchen war wieder beim Pathen und guckte den Kalender an. Eierkuchen wurden auch gebacken, nach Tisch spazieren gegangen und Abends heim.

Dem warmen Nachmittag war eine kühle Nacht gefolgt, deshalb hatte man ein tüchtiges Feuer in den Ofen gemacht und Kartoffeln zum Abendessen beigesetzt. In Folge dessen machte sich eine behagliche Wärme im Zimmer des Vogelstellers geltend. Die Familie desselben, wenigstens so weit wir sie kennen, saß mit Ausnahme Christian's, welcher wieder einen Geschäftsgang vorgewandt, um zu seinem Schatz zu gehen, um den Tisch. Die Mutter hatte das Tienchen auf dem Schooße und erzählte ihm Geschichten vom Rübezahl und von der heiligen Genoveva. Das Grethchen strickte Strümpfe und betrachtete ihre kleinen, aber etwas rauhen, schwieligen Hände mit viel Wohlgefallen. Die drei Jungen hatten der Bernhard seinen Katechismus, die andern ihre Lesebücher auf das Geheiß der Mutter vor sich liegen, jedoch machte keiner von ihnen den gewünschten Gebrauch davon. Das Fritzchen schlief, den Kopf auf seine Händchen gebeugt, schon lange und stach im Traume Finken, wenn schon er auch Nachmittags eine tüchtige Tracht Prügel wegen des eingeworfenen Fensters bekommen. Der Adam hörte seiner Mutter zu und bemitleidete sie im Stillen, daß sie Lügen glaube und weiter erzähle. Es war nämlich so ziemlich das einzige aus der Schule, was er vom Schul-

lehrer behalten, daß Rübezahl niemals existirt habe und blos im Kopfe dummer Leute spuke, worunter er seine Mutter bereitwilligst rechnete. Der Bernhard hing stillen Wünschen nach; der hauptsächlichste derselben war, er wollte, er wär' erst confirmirt, denn mit dem Pfarrer und dem Schullehrer hatte er, laut seiner eignen Aussage, nicht gerne etwas zu thun, wahrscheinlich weil sich diese Herren immer etwas bei ihm zu thun machten, woran er immer mehr dachte, als gewöhnlich an ihre Lehrgegenstände, doch war die Erinnerung keineswegs eine angenehme. Aehnlich wie das Fritzchen war das Tienchen auch sanft entschlafen, trotzdem es noch nicht sieben Uhr war. Die Mutter legte es auf das Bett, während das Grethchen das Strickzeug aus der Hand legte, um die Kartoffeln zum Abendessen hereinzuholen.

„Ihr Jungen," sprach die Mutter tadelnd, „Ihr habt auch schon wieder ganz andere als wie Lerngedanken. Da lob' ich mir dem Nachbar Steinrück, dem Beschlägmacher seinen Andrees, der soll der best' in der Schul' sein, er kann sogar Gegraphie. Was ist denn Gegraphie, Bernhard, kannst Du auch Gegraphie?"

„So gut wie der Steinrück's Andrees," versetzte der Sohn geringschätzig.

„Nun, was ist denn Gegraphie?" examinirte die Alte.

„Gegraphie ist ein groß Stück Papier mit Punkten und Strichen, Karte heißt man's."

„Das ist aber merkwürdig, das versteh' Jemand anders," versetzte die enttäuschte Mutter.

„Ja, da hast Du wahrlich recht, Mutter. Denk' Dir, der Schulmeister will einem auch noch weiß machen, die Punkt' wären Orte, wo Menschen wohnen thäten und die Strich' wären gar viel größer als wie der kalte Brunn, wo wir unsere Krebs' fangen."

„Und das Meer wär' auch d'rauf, worauf die Schiff' nach Amerika gehen," ergänzte der kluge Adam, „geglaubt hab' ich's

ihm aber keinen Augenblick. Dem Steinrück sein Andrees ist wohl so dumm, unser eins kennt sich aber schon aus."

„Mutter," rief das eiligst hereinstürzende Grethchen, „der Vater ist da, der Vater ist da."

„Der Vater, der Vater!" schrien die Kinder.

„Vater, hast Du mir 'was mitgebracht, einen Weck oder ein Stückche Wurst?" gellte die durchdringende Stimme des erwachenden Fritzchens.

„Guten Abend, liebe Luise, guten Abend, Ihr Kinder, das ist brav von Euch, daß Ihr noch schön munter seid," rief der fröhliche Vogelsteller, in die Stube eintretend und die Hucke abnehmend, die sogleich vom Bernhard und Adam umschnobert wurde. Sodann reichte er den Einzelnen die Hand, setzte sich mit einem Seufzer des Wohlbehagens, nahm das wieder erwachte Tienchen auf seinen Schooß, wischte sich den Schweiß vom Gesicht und sprach, nachdem er sich flüchtig umgeschaut.

„Frau, Du hast tüchtig losgeschlagen, dieweil ich fort war, es ist aber recht. Wenn Ihr wüßt', was ich mitgebracht hab', Ihr schrie't grad 'naus vor Freud'."

Dabei schmunzelte er vor Vergnügen und rieb sich die Hände.

„Bist Du recht glücklich gewesen?" versetzte seine Frau mit leuchtenden Augen.

„Mehr, als ich verdien'. Aber was giebt's denn zu essen? Ich hab' Hunger, wie ein Wolf."

„Nicht viel, Kartoffeln, wie gewöhnlich."

„Laß ein paar Bratwürstche dazu holen, für Jedes eins. Wo ist denn der Christian?"

„Er wird gleich kommen," sprach das Grethchen, „er ist blos einen Sprung fort."

Die Jungen stießen sich bei der Aussicht auf Bratwürste mit den Elnbogen an, nickten sich freudig zu und patschten sich im Vorgefühle des großen Genusses den Bauch mit der Hand.

„Nicht wahr, Vater, ich krieg' aber auch eine ganze," fragte das Fritzchen ängstlich.

„Das versteht sich, Du Nimmersatt."

„Der Bucker braucht' nicht so viel als wie wir," ließen sich die mißgünstigen älteren Brüder vernehmen, während das Grethchen, welches unterdeß Geld von der Mutter erhalten, in's Wirthshaus ging.

„Bring' auch gleich ein paar Maaß Bier mit, Grethche," rief der Vater nach, „heut' machen wir uns einen vergnügten Abend. Wenn nur der Christian da wär'."

„Wenn man den Fuchs nennt, kommt er gerannt," versetzte das Mädchen und verschwand im Dunkel der Hausflur. In der Stube aber erschien der Christian mit dem lebhaften Ausrufe: „Schön willkommen, Vater, ist das Leben noch frisch?"

„Und wie, Christian!" entgegnete der Vogelsteller, dem Sohne die Hand reichend. „Hier ist unterdessen tüchtig aufgeräumt worden."

„Jawohl," antwortete der Christian mit einem Blicke auf die Stellen, wo sonst die Vögel zur Ruhe saßen. „Der Bracke hat ein ziemlich Loch gemacht und will die übrigen auch noch. Ist's aber wirklich Dein Ernst, daß Du Alles verkaufen willst."

„Fort mit Schaden, das Lumpengezeug ist ja nicht werth, daß man's anhört, auch die Finken müssen fort bis auf den Weingesang. Die Schreierei muß ein End' haben, daß man einen guten Vogel rein hören kann."

Der Christian schüttelte den Kopf, als wüßte er nicht, was er von den Worten seines Vaters halten sollte.

„Denk' Dir nur einmal, Vater," hob der sich herandrängende Bernhard an, „gestern war der Stotz da, nimmt unsere besten Schläger und bezahlt nicht einmal 'was dafür, der Lump!"

„Laßt sie ihm doch, laßt sie ihm doch, die Quäker sind ja nicht werth, daß man sie füttert."

Der Christian erstaunte sich immer mehr.

„Eine Grasmücke ist auch kaput gegangen," sprach der Adam mit ziemlich unsicherer Stimme.

„Ich hatt's ihr schon lang angesehen," fügte der Bernhard bei.

„Nun schweigt einmal von dem Federzeug," unterbrach sie die Mutter, als das Grethchen eine Gießkanne voll Bier nebst einigen Gläsern auf den Tisch setzte, dem Vater, der Mutter und dem Christian einschenkte, den übrigen Kindern, sich selbst ausgenommen, ihr Bier zusammen in ein Töpfchen that, über welches sich der Bernhard trotz der lebhaften Einwendungen der Uebrigen das Dispositionsrecht anmaaßte, „nun schweigt einmal, Du aber, Vater, erzähl' uns, wo Du gewesen bist und wie Dir's gegangen hat."

„Ja, ja," schrie die ganze Familie bei dem Vorschlage der Mutter und Alles wartete gespannt, selbst das Grethchen vergaß, die Bratwürste zu braten.

Der Vogelsteller trank sein Glas in einem Zuge leer, schmunzelte und begann:

„Wie ich mit meiner Hucke von hier fort ging, marschirte ich in einer Tour über Eisenach nach Cassel im Hessenland, von da nach Göttingen, wo die Studenten mit ihren buntigen Käppchen sind und nach Osterode auf den Harz. Dort hat ich ein wichtig' Geschäft, das gemacht werden mußt'. Nun will ich Euch auch zeigen, was ich mitgebracht hab'."

Mit diesen Worten erhob er sich, während Niemand zu athmen wagte, öffnete die Hucke, nahm den Weingeh, welcher schlief, mit verklärtem Blicke heraus und zeigte ihn der Familie.

Seine Frau glaubte anfänglich, er scherze, weßhalb sie halb ärgerlich ausrief:

„Aber, Martin, so laß doch Deine Späß' und thu' den dummen Vogel fort,"

„Was, dummer Vogel!" entrüstete sich der Vogelsteller. „Das ist ein Vogel, wie ihn kein Kaiser hat, das ist ein ächter Weingeh!"

„Ein Weingeh! Ein Weingeh!“ rief die ganze Familie mit Ausnahme der Mutter und drängte sich herzu, als würde Gold ausgeworfen, „ein Weingeh, es ist ein Weingeh!“

„Macht keinen Spektakel,“ unterbrach der Vater die Freudenrufe seiner Kinder, „das Thierche schläft. Laßt ihm seine Ruh, morgen ist auch noch Zeit zum Angucken.“

Als die Frau bemerkte, daß ihr Mann wirklich blos eines Vogels halber die Reise unternommen, fielen ihr gleich die Pathenthaler schwer auf das Herz.

„Martin,“ fragte sie im strengen Tone, „wo sind die zwei Thaler, Du weißt schon welche. Hast Du nicht versprochen, sie wieder mitbringen zu wollen?“

„Sei mir ruhig mit Deinem dummen Geschwätz, Frau, Du kriegst Deine zwei Thaler wieder.“

„Aber keine solche, Martin, verstehst Du? Wenn einem Kind was passirt, so weißt Du, wer's auf dem Gewissen hat. Du bist ein Mann ohne Herz und ohne Ehre im Leib. Vor acht Tagen versprichst Du uns mit Hand und Mund, Du wolltest Deine Vogelnarrheit endlich einmal aufgeben und setzt ihr erst recht die Krone auf. Läuft er bei Nacht und Nebel fort, nimmt die paar Thaler mit, Du weißt schon, welche ich meine, und wenn ein Unglück eintrifft, kommt's von Dir, und wohin geht er? Auf das Harzgebirg. Ja, wenn Du soweit in die Kirch' solltest oder einen anderen nützlichen Weg machen, da hätt' ich ein Mal Dein Schandmaul hören wollen. Und was hat er von dem Himmelweg! Und macht er weiß, er höb' wunders ein wie groß Capital, daß wir herrlich und in Freuden davon leben können, wenn unsere Schulden bezahlt sind, ja, prof't die Mahlzeit. Die Arbeit versäumt er die ganze Woche, die Familie kann verhungern, ja mehr noch, er nimmt ihr schönes Geld mit, — Martin, Du weißt schon, was ich mein' und Du allein hast's zu verantworten — und so ein elender, miserabler Fink ist der einzige Profit, daß er Stiefel und Kleider 'runter gerissen, die Zeit todtgeschlagen und das Geld zum

Fenster 'naus geworfen hat. O, man möcht' zu Gott im Himmel 'nein schreien!"

„Frau," erwiderte der Mann ernst, „mach' mir kein unnöthig Geschrei. Es ist wahr, es bleibt immer ein gewagt Stückche, daß ich soweit reis' um eines Vogels willen, Du mußt aber auch wissen, daß es ein Königsvogel ist, wie es im ganzen Reich weiter keinen giebt. Siehst Du, nun hör' ich auf, Vögel zu fangen, weil ich doch keinen solchen mehr krieg'. Die acht Tag' versäumte Arbeit hol' ich auch leicht wieder ein, wenn ich von nun an immer zu Haus bleib'. Für die Thaler aber, Du weißt ja, leg' ich ein paar Marienthaler hin, da kann nichts passiren. Nun sag', Luise, hab' ich denn so gar unrecht."

Zwar fühlte die Frau immer noch großen Aerger, weil ihre utopischen Hoffnungen, auf welche sie so viel gebaut, so schnell zu Wasser geworden waren, allein als kluges Weib mußte sie sich gestehen, daß mit dem Erwerb des fraglichen Vogels eine Aenderung im Wesen und der Lebensweise ihres Mannes möglich sei, was sich schon aus seinen Worten schließen lasse. Wenn also auch die reichen Hoffnungen vernichtet waren, so war doch wenigstens etwas, wenn auch nichts Materielles gewonnen. Gute Früchte davon standen aber in nächster Aussicht. Deshalb reichte sie dem Manne die Hand zur Versöhnung und sprach:

„Martin, Du hast recht, die Sach' ist einmal geschehen und nicht mehr zu ändern, d'rum wollen wir uns nicht d'rum grämen. Wer weiß, wofür's gut ist, daß Du den Vogel gefangen hast. Komm', reich' mir Deine Hand, Du hörst nun auf mit dem Vogelstellen und faßt lieber Deine Kinder ein Bische in's Aug'. Mit den Thalern wollen wir's so halten, wie Du gesagt hast, so wird sich Alles noch machen."

Die beiden Aeltern reichten sich versöhnt die Hand, das Grethchen ging mit Thränen im Auge in die Küche, um die Bratwürste schnell zu braten, damit die Kartoffeln nicht vollständig erkalteten. Der Bernhard aber sagte dem Adam unwirsch in's Ohr:

„Der Alt' soll sich um seine Vögel kümmern, wir wissen schon was wir zu thun haben. Ich möcht' eigentlich nur wissen, was der Mutter einfällt."

Die Zeit bis zum Beginn' des Essens füllte der äußerst zufriedene Vogelsteller damit aus, daß er dem Weingeh vorerst seinen ihm gebührenden Ehrenplatz anwies und sodann seine Reiseabenteuer erzählte, nachdem er mitgetheilt, wie er die Nachricht von der Existenz des Finken durch den Hausirer erhalten, wovon nur die Geschichte mit dem Göttinger Gensd'armen und dem menschenfreundlichen Stadtsekretair die drei kleinen Jungen interessirte und ein vergnügtes Lächeln auf ihre Wangen trieb. Zum Beschlusse verfehlte er nicht, die herrlichen Eigenschaften des Vogels, seine Hitze, die Force, mit der er auf den Läufer gestochen, die Verschiedenartigkeit seiner Strophen, das laute Amen, die Kraft und doch zugleich die Weichheit des Schlages, die Reinheit desselben und die Deutlichkeit des Wortes „Weingeeeh", in gehöriger Weise bestens zu erwähnen.

Seinen Kindern ohne Ausnahme schwoll das Herz vor Freude bei der Anhörung dieser preiswürdigen Eigenschaften, man fühlte sich in dem Besitze des Vogels glücklicher, als wenn der Reichthum plötzlich seinen Sitz im Hause aufgeschlagen, was deutlich daraus hervorgeht, daß das Fritzchen sogar die Bratwürste vergaß und wünschte, er wäre der Weingeh, er wolle noch zehnmal besser schlagen, damit alle Leute im Dorfe vor Aerger platzten.

Das Erscheinen des Abendessens brachte eine Unterbrechung in die Erzählung, aber keine unangenehme. Ein Mensch ohne Appetit hätte freilich der Mahlzeit nicht beiwohnen dürfen, er würde sich nicht schlecht geärgert und die sämmtlichen Familienmitglieder um ihre Eßlust und ihr Fassungsvermögen beneidet haben.

Kaum war das Essen, man kann wirklich sagen verschlungen, so trieb ein strenger Befehl des Vaters die Familie zu Bette, angeblich weil er der Ruhe bedürfe, der Grund mochte

aber wohl der sein, er befürchtete, der neue Doppelschläger könne am Ende durch ein weiteres Gespräch gestört werden.

Der Vogelsteller wußte endlich seinen Schatz in Sicherheit und schlief einen wahrhaft goldenen Schlaf, wie er ihn lange nicht gekannt. Trotzdem erwachte er mit dem Grauen des Morgens, um seinen Vogel mit der Unterthänigkeit zu bedienen, wie sie der servilste Bediente eines eigensinnigen Fürsten nicht kennt.

Die Kinder umstanden ihn und staunten den Weingeh mit weiten Augen an, der doch auch nicht anders aussah, als wie ein gewöhnlicher Finke.

Nach wenig Minuten erhob der Weingesang seine Stimme und schlug. Schon während des Gesanges hob der Weingeh stolz den Kopf und sträubte den Kamm. Kaum hatte der Rivale geendigt, so schlug er seine fünf Strophen mit einer unübertrefflichen Präcision, setzte hübsch ab, gab das Amen rein und kräftig und rief das Weingeh zuletzt wie ein Mensch. Die ganze Familie, vom alten Vogelsteller an bis zum Fritzchen herab, schauten sich einander an, als wollten sie sich gegenseitig auf den Schlag aufmerksam machen, der durch das ganze Haus drang. Dem Alten und dem Christian standen die Thränen im Auge, sie fielen sich schließlich einander in die Arme und konnten weiter nichts reden, als der „Weingeh, ach, der Weingeh.“ Auch die Mutter kam vom Kuhstalle hereingestürzt und rief:

„Was war denn das jetzt, was hat denn so gar schön gepfiffen?“

„Der Weingeh, ach, der Weingeh,“ schrie Alles entzückt.

„Das neue Bürschche also? Ei der Tausend, das könnt' mir auch gefallen. Das Kerlche singt ja wie ein Cantor.“

„Wie ein Cantor, meinst Du, Luise, wie ein Cantor? Wie der Herrgott, sag' ich Dir, und wer weiß ob's der so kann!“

„Martin, schäm' Dich doch der Sünd', daß Du vor Deinen

Kindern so dumm' Zeug red'st, aber wahr ist's, das Vögelche hat eine Mordstimm'."

Ein abermaliger Schlag des Weingeh's versetzte die Familie in ein Schweigen, wie es im Grabe nicht tiefer sein kann und noch lange andauerte, nachdem der Vogel schon schwieg. Die gesammte Familie befand sich in einer Art von Verzückung.

„Heut' kann ich keinen Hammer anfassen, ich bin's nicht im Stand'," rief der Alte aus und sank auf einen Stuhl. „Christian, mach' einmal die Fenster auf und laß alle Vögel 'naus, damit sie mit ihrem Geschrei den Weingeh nicht am End' verderben."

„Mann, bist Du toll, das sind für fünfundzwanzig bis dreißig Thaler Vögel. Es ist schon recht, daß Du sie abschaffst, aber die paar Thaler nimmt man schon mit, ich denk' doch, wir brauchten's nothwendig genug."

„Aber so hör' doch nur einmal das Geplärr, es schadet dem Weingeh meiner Seel'."

Es ist wahr, der Schlag des Weingeh schien das Anfangszeichen zu einem Concerte zu sein, in welchem sämmtliche vorhandene Vögel, meistens sehr gute Sänger, durch einander schlugen, daß man sein eigen Wort nicht verstand. Sonst ein Ohrenschmaus für den Vogelsteller, zerriß es jetzt sein Gehör.

„Christian," sprach er, „pack' die ganze Geschicht' zusammen, nimm den Bernhard und den Adam mit, trag' sie nach Eisenach und verkauf' sie, auch die Finken mit, Alles, Alles muß fort, nur der Weingeh bleibt. Das gelöste Geld kriegt die Mutter, es ist ihr, sie kann damit machen, was sie will."

Der Besitz des Doppelschlägers verlieh, wie man eben sieht, dem Vogelsteller einen Grad von Uneigennützigkeit oder vielmehr Freigebigkeit, von der man früher nichts kannte. Der Vogel war für ihn von solch' einem unendlichen Werthe, daß er den des Geldes gar nicht mehr kannte oder schätzte.

Christian kam dem Geheiße des Vaters auf der Stelle

nach, auch die beiden Knaben freuten sich, einen genügenden Grund zu haben, um die Schule zu schwänzen.

„Wie steht's denn, Vater," fragte der Bernhard, „sollen wir denn die Vögel den Bracke bringen."

„Meinethalben macht, was Ihr wollt."

„Weil einmal die Häuser dabei sind, so haltet damit feil, und was übrig bleibt, bringt Ihr dem Bracke," entschied die Mutter.

„Vögelche, schlag' noch einmal, hörst Du? Schätzche, Königche!" sprach Martin, nur Auge und Ohr für den Weingeh habend, dem es übrigens in seiner Haft ganz gut zu gefallen schien. Wie alle Finken hatte er sich sehr schnell an sein kleines Gefängniß gewöhnt und schaute die Familie des Vogelstellers mit großem, dunklem Auge an, als wolle er sich so schleunigst als möglich mit ihr bekannt machen.

Rasch machten sich das Grethche und der Christian daran, um die Vögel zum letzten Male zu füttern. Jetzt, da der Weingeh im Haus, fiel Niemanden der Abschied von ihnen schwer.

Als sie besorgt, verzehrte jedes ein Töpfchen Milch mit einem tüchtigen Stück Brod, dann steckte man die Vögel in drei große Tragkörbe, die man schnell beigeschafft hatte und belud die drei Söhne Martin's damit, die denn auch zum großen Erstaunen sämmtlicher ihnen begegnender Ruhlaer den Weg nach Eisenach einschlugen.

Die übrigen Kinder gingen auch ihren Geschäften nach, das heißt das Tienchen zum Gevatter König, das Fritzchen in die Schule und das Grethchen begann das Zimmer zu scheuern, welche Ehre ihm in langen Jahren nicht widerfahren war.

„He, Martin," sprach sein Weib, „weißt Du denn auch schon, daß der Engelmann unter der Zeit, wo Du fort warst, zu uns gekommen ist und uns und dem Grethche viel Geld geboten hat, wenn es von seinem Emil ließ oder nach Amerika ging. Ich muß Dir nämlich noch sagen, daß sein Sohn sich

mit ihm überworfen hat und ihm das Haus nicht eher wieder betritt, als bis er das Grethche heirathen darf."

„Wer soll ihm denn das erlauben?" fragte der Vogelsteller spitzig.

„Wer wohl anders, als der Kaufmann, der Engelmann."

„So! Das wär' mir eine saubere Geschicht'. Der dickköpfige Engelmann mit seinem lumpigen Reitzug, den kein Mensch anspucken mag, der soll's erlauben, daß sich unsere Kinder verehelichen und ich mit meinem Weingeh, mit meinem Königsvogel, ich soll gar nicht gefragt werden? Da soll doch gleich die Hölle platzen! Frau, ist denn die Welt verkehrt geworden oder nicht."

„Martin, wenn sich die Leut' noch Doppelschlägern heirathen thäten, hätt'st Du so unrecht nicht, es geht aber nach dem Geld, denn Du weißt ja, Geld regiert die Welt. So ist's und so wird's auch bleiben."

„Wo denkst Du hin, Frau. Paß' einmal auf, wie freundlich der Engelmann wird, wenn er den Weingeh hört, paß' auf, daß er uns noch Geld genug dazu giebt, wenn sein Sohn unser Grethche freien darf, das heißt, wenn ich's leid."

„Mit Dir ist heut nichts zu reden," versetzte seine Frau und brach auf diese Weise das Gespräch ab, kniete zu ihrer Tochter in das Zimmer und flüsterte ihr zu:

„Grethche, es wird nichts übrig bleiben, Du wirst doch mit Deinem Emil nach Amerika müssen, mir ahnt so 'was."

„Wenn Ihr nur mit könntet," seufzte das Mädchen, „so müßt's ja wie im Himmel dort sein. Heut' ist der Tag, wo mein Emil wieder kommt. Wenn der liebe Gott nur seinen Segen giebt, daß sein Vater nachläßt."

Die Mutter kannte den Kaufmann, wollte aber ihrer Tochter das Herz nicht noch schwerer machen, sondern schwieg und half ihr rüstig mit scheuern.

Wenn übrigens das Grethchen behauptete, ihr Emil käme heute, so irrte es sich, er war nämlich schon in Ruhla und trat gleich mit Oeffnung des Ladens zur großen Freude seines Vaters

in das Comptoir. Herr Engelmann senior nahm beim Erscheinen seines Sohnes sofort an, er sei gekommen, um seine Besserung zu bethätigen und legte ihm augenblicks mit einem freundlichen „guten Morgen“ die Bücher und die eingegangenen Briefe vor. Herr Engelmann junior wies sie jedoch kurz mit der Hand zurück und sprach ruhig und entschieden:

„Vater, von dieser Unterredung wird es abhängen, ob ich in Zukunft noch Deine Bücher führen oder niemals wieder einen Schritt in Dein Haus thun werde.“

„Emil, ärger' mich nicht gleich wieder, ich bin froh, daß Du zurückgekommen bist und drücke ein Auge zu, damit sei aber auch zufrieden.“

„Mit nichten, Vater; bevor wir zusammen leben, müssen wir uns unsere gegenseitige Stellung klar machen. Ich bin ein folgsamer Sohn und ein eifriger, gutwilliger Arbeiter, will jedoch auch beides berücksichtigt wissen. Vater, ich bitte Dich, laß mich Dein Gehülfe sein, anstatt Dein Lehrling, den Du den ganzen Tag ohne jeglichen Grund hofmeisterst, gieb Deine Einwilligung, daß ich das Martin's Grethche heirathe, so will ich Dir mein Leben lang dankbar sein und Dich auf den Armen tragen in Deinen alten Tagen, bitte, Vater, bitte. Laß mich nicht erst in fremden Landen und bei fremden Leuten suchen, was mir der Vater mit einem Worte gewähren kann. Vater, um meiner seligen Mutter willen, sei nicht der Einzige, welcher mein Glück mit einem Fußtritt zu vernichten strebt.“

Bei diesen Worten warf sich ihm Emil zu Füßen, umfaßte seine Kniee und flehte:

„Vater, kannst Du Dich Deines Dich so sehr liebenden Sohnes, mich meines guten Vaters — o ich weiß, er ist gut — berauben?“

„Dummer, einfältiger Junge,“ schimpfte der Vater, riß sich los und stampfte mit seinen kleinen dürren Beinchen, „Du willst mir Vorwürfe machen! Ich behandelte Dich nicht gut genug! Ist so 'was je gehört worden? Welcher Mensch wird

denn besser, höflicher und zuvorkommender behandelt, als Du Narr. Hab' ich denn vielleicht etwas dagegen, wenn Du heirath'st? Nein, im Gegentheil, ich wünsche es sogar, nur sollst Du freien, wen ich will und nicht wen Du willst, denn Du bist noch viel zu dumm und unerfahren, um eine ordentliche Parthie zu machen. Du denkst geheirathet ist geheirathet. Ja hopsasa!"

„Vater," sprach der Sohn traurig, nachdem er sich erhoben und eingesehen, daß der brutale Mann halsstarrig bleiben werde. „Vater, ich sehe jetzt ein, wir beide passen nicht für einander —"

„Warum denn nicht, ich meine es ganz gut mit Dir, Du begreifst es nur nicht," unterbrach ihn sein Vater.

„Der müßte sehr weise sein oder vielmehr ein Narr, wer Liebe und Freundlichkeit in Deinem Benehmen findet. Du kannst in dieser ernsten Stunde nicht einmal ruhig und vernünftig bleiben, was soll da in der Zukunft daraus werden. Darum ist der erste Verdruß besser als der letzte, wir handeln am Klügsten, wenn wir uns in Frieden und gegenseitiger Achtung trennen. Vater, wenn ich Dir Vorwürfe mache über unfeine, barsche Behandlung, fällst Du noch mehr aus und wenn ich heirathen will, glaubst Du für mich heirathen zu müssen. Darum ist es am Besten, wir trennen uns gleich. Du suchst Dir einen Gehülfen und ich mir eine neue Heimath, ein ander Haus."

Eine aus dem Herzen aufsteigende Rührung überwältigte den jungen Mann dergestalt, daß er unvermögend war, weiter zu sprechen, er schritt rasch einmal im Zimmer auf und ab, um sie gewaltsam niederzudrücken. Plötzlich stellte er sich vor seinen Vater und sprach in bescheidenem Tone, der aber eine gewisse Entschlossenheit durchblicken ließ.

„Vater, ich habe Dir mitgetheilt, Du möchtest mein mütterliches Vermögen flott machen. Da ich gesonnen bin, nach Amerika auszuwandern und zwar sofort, so ersuche ich Dich,

mir die paar hundert Thaler ehestens auszuliefern. Ich bin deren dringend bedürftig."

„Emil, hältst Du mich denn für so gar dumm, daß ich mit meinem guten Geld auch noch Deine Tollhauspläne unterstützen werde. Willst Du nach Amerika gehen, wo Du doch hier ein Leben haben kannst, wie im Himmel, so thu's, ich halt' Dich nicht. Glaub' aber ja nicht, daß ich Dir noch dazu behülflich bin. Was dumm ist, muß geprügelt werden, das ist meine Meinung."

„Dein guter Wille kommt hier gar nicht in Betracht, Vater, der ist mir schon sattsam bekannt. Es handelt sich jetzt blos darum, ob Du das mir von Rechtswegen zukommende Vermögen gutwillig überantworten willst, oder vorziehst, das Gericht entscheiden zu lassen. Ich sah voraus, daß es wohl so kommen würde, wie geschehen und habe den Advokaten Elster in Waltershausen beauftragt, sofort die nöthigen Schritte einzuleiten, sobald Du meine gerechten Ansprüche nicht berücksichtigst."

„So bist Du ein Prinz, Du nimmst Advokaten gegen Deinen eignen Vater an? Für einen ungerathenen Sohn habe ich Dich stets gehalten, aber nie geglaubt, daß Du so gar schlecht bist. Mach', daß Du fort kommst, geh' nach Amerika oder dahin, wo der Pfeffer wächst, ich verlier' nichts an Dir."

„Vater, beurtheil' mich nicht falsch, ich bin wirklich kein böser Mensch. Gott im Himmel weiß es, wie gerne ich hier bleibe, aber Du nimmst mir jede Aussicht —"

„Halt' auf der Stell' Dein Maul und pack' Dich aus meinem Hause fort, Nichtstauger, ich will nichts mehr von Dir wissen," herrschte Herr Engelmann seinen Sohn an und wies ihm die Thüre. Dieser ergriff seine Mütze und entfernte sich ohne Abschied.

Als er allein war, ging oder lief vielmehr der Kaufmann in seinem Zimmer herum und verursachte in seinem langen Schlafrocke einen Zug, daß die Briefschaften umherflogen

Sein Gesicht färbte eine Zinnoberröthe, seine kleinen Beinchen stampften vor Wuth auf den Boden auf.

„Ich weiß schon, woher der Wind weht," krähte er endlich und machte sich ein wenig Luft. „Die Martin'sbagage hat dies Ei gelegt. Da war der alte Stromer acht Tag' weg und wahrscheinlich mit dem Emil, dem Hornochsen, in Waltershausen und da haben sie den Streich ausgeheckt. Wartet aber, Ihr sollt den alten Engelmann kennen lernen. Mich ärgert nur, daß der Emil so gar vernagelt ist und sieht nicht ein, daß das Bettelvolk mit meinem guten Geld nach Amerika auswandern will! Hängt sich der verliebte Narr doch allen Ernstes an dem Martin seinen Balg! Man möcht' sich zu todt' ärgern! Wenn er das Mädche nur angeführt hätt', ich wollt' ja nichts sagen und gern hundert Thaler bezahlen, daß er aber die Person freien will, ist gar zu lächerlich. Ich weiß jedoch, was zu thu'. Spornstreichs geh' ich zu Martins, sag' ihnen vor allen Dingen die Arbeit auf, die Hundegesellschaft mag auf einem Miste crepiren, was liegt mir d'ran, ihm aber, den alten Tagdieb, seiner einfältigen Frau und der dummen Gans von einem Mädche will ich ein paar Wörtche hören lassen, daß sie Zeit Lebens d'ran denken sollen. Damit ich aber gleich den Daumen auf das Aug' setz', geh ich sofort. — Katharine," rief er seiner Haushälterin, die jetzt zeitweise die Stelle eines Commis vertreten mußte, „bleib' im Laden, in einem halben Stündche bin ich wieder hier."

Rasch kleidete er sich an und lief, noch voll Bosheit, in das Haus des Vogelstellers.

Da man, wie man weiß, in der Stube mit Scheuern beschäftigt war, so führte der Martin den zornesrothen, kleinen Mann in die Kammer, wo sich die Werkstätte und der Finke befand. Obwohl Herr Engelmann schon oft im Hause Martin's gewesen war und sich noch nie über irgend etwas darin beklagt hatte, ließ ihn seine üble Laune heute Manches entdecken, was er früher nicht bemerkt hatte. Kaum war er in der Kammer

angelangt so schnüffelte er mit seiner Stumpfnase und rief im ärgerlichen Tone: „Martin, bei Euch stinkt's wieder einmal, als ob man Euch und Eure ganze Lumpenfamilie eben aus der Miststätte gezogen hätte, Ihr Schweine."

„Nun, nun, nur nicht gleich zu toll. Der Geruch kommt von den vielen Vögeln, die ich hab' oder vielmehr hatt', daran gewöhnt man sich schon."

„Wiedehöpf' gewöhnen sich freilich an Alles. Ein Wunder ist's übrigens nicht, wenn Eure Lumpenfinken stinken, warum habt Ihr keine bessern!"

„Herr Engelmann, Ihnen ihr' Putzscheer (Bezeichnung für die geringsten Sorten von Finken) wird auch nicht nach Blauveilchen riechen!" rief der ob seines Besitzes stolze Vogelsteller.

„Putzscheer? Putzscheer? Martin, was meint Ihr denn mit Eurer einfältigen Putzscheer?" fragte der auf eine Antwort begierige Händler, welcher nicht im Entferntesten anzunehmen wagte, der Vogelsteller könne seinen Reitzug meinen, da er diesen doch immer so sehnlichst gewünscht.

„Was werd' ich meinen, Herr Engelmann!" lautete die etwas höhnisch klingende Antwort Martin's. „Ihnen ihr' Putzscher, den Finken."

„Ochs, dummer, ich hab' ja blos den einen."

„Den mein' ich aber grad'."

Der Kaufmann brach in ein schallendes, nicht endenwollendes Gelächter aus, vermeinend, der Vogelsteller habe den Verstand verloren. Der aber kannte die Ursache des Gelächters recht gut und genoß im Stillen seinen baldigen, hohen Triumph zum Voraus.

Als Herr Engelmann endlich sein Lachen einstellte und sich die Thränen von den gerötheten Wangen wischte, war sein Zorn förmlich verraucht, der Vogelsteller war aber auch ein gar zu bedauerlicher Mensch, er konnte den meilenweit anerkannten Reitzug eine Putzscheer nennen. Der Neid und die

Mißgunst, glaubte er, machen den Menschen sogar aberwitzig. Da er im Grunde seines Herzens jedoch ein schadenfroher Mensch war, der sich gerne über anderer Leute Unglück belustigte, nahm er sich vor, seine Kurzweil noch etwas mit Martin zu treiben. Er setzte sich daher, ohne seine Strafpredigt zu beginnen, auf einen Stuhl und sprach mit so heuchlerischer Stimme und verstelltem Antlitze, als es ihm nur immer möglich war:

„Martin, ich möcht' meinen Reitzug nimmer, wir wollen einen Handel treffen, er gefällt mir nicht mehr."

„Mir auch nicht," versetzte der Angeredete trocken. Eine abermalige, ungeheure Lache erschütterte das Zwergfell Engelmann's.

„Nehmt Ihr den Reitzug auch nicht geschenkt, Martin?"

„Er ist geschenkt zu theuer!"

„Ihr seid noch dümmer, als ich immer geglaubt habe, Martin," fing der Händler jetzt an, der allmählig ärgerlich zu werden begann, „ich vergaß aber ganz und gar, weshalb ich eigentlich zu Euch gekommen bin. Martin, Ihr habt schlechte und schofele Streich hinter meinen Rücken angezettelt, gegen mich, Euern Brodherrn, der Euch immer nur Liebes und Gutes erwiesen, das hätt' ich nimmermehr von Euch erwartet. Da lauft Ihr mit meinem ungerathenen Jungen davon und setzt ihm Flöhe in's Ohr, damit er Euer einfältig', hochnäsig' Gänsche von einem Mädche-freien und Euer ganzes Bettelpack ernähren soll. Ich will aber einen Pflock vorstecken. Ich will —"

„Herr Engelmann," schrie der entrüstete Vogelsteller dazwischen, „für ihre Ungezogenheiten und flegelhafte Redensarten dank' ich. Wir sind Gott sei Dank eben so viel wie Sie."

„Ihr Bettelvolk Ihr?"

„Bettelvolk, wir! Glauben Sie vielleicht, weil Sie nichts haben als einen lumpigen Reitzug, so müßt' man die Kappe schon eine Stund' vorher vor Ihnen 'runter thun? Das hat aufgehört, Sie unverschämter Grobian, und wenn Sie Sich wieder

einmal unterstehen und sind in meinen vier Pfählen ungezogen, so schmeiß ich Sie 'naus, daß Sie Hals und Bein brechen."

„Ihr Lümmel wollt mich anfassen!" schrie der seines Zornes nicht mehr mächtige Kaufmann. „Ihr, der Ihr nicht einmal Euern schofeln Weingesang satt füttern könnt?"

„Ich schmeiß' Sie 'naus, ich, Herr Engelmann, Sie und Ihnen ihre Putzscheer dazu."

„Probirt's einmal, Lumpenkerl," ereiferte sich der Händler, indem er eine herausfordernde Stellung gegen den Vogelsteller einnahm. Eben wollte ihm dieser an die Brust greifen, als der Weingeh an zu schlagen fing. Martin blieb mit ausgestrecktem Arme stehen, der Händler lauschte in seiner kühnen Stellung wie ein Schmuggler, wenn er Douaniers wittert, er hörte es gleich am Ansatze, daß er einen Hauptschläger vor sich habe, den er bislang noch nicht vernommen.

Als der Weingeh die zweite Strophe intonirte und meisterhaft durchführte und alsdann sein Amen wie einen Glockenton ausstieß, wurde seine Nase merklich spitzer, als der Finke die dritte Strophe bewunderungsvoll ausgeschlagen und durch sein „Fink" andeutete, daß er noch eine anderweitige zu beginnen beabsichtige, wich jeder Blutstropfen aus seinem Gesichte, dahingegen Martin innerlich laut aufjauchzete; da aber nach der vierten Strophe der Vogel immer noch nicht endigte, sondern mit gleicher Kraft und Ausdauer zur fünften ging, fuhr dem kleinen Mann ein Stich durch das Herz, während seine Augen gläsern aus dem Kopfe traten. Das mächtige Schlußwort „Weingeh" aber ließ ihn zusammenklappen als wie ein Taschenmesser. Er fiel auf seinen Stuhl zurück und holte schwer Odem, er sah sich selbst nicht mehr ähnlich.

„Martin," stöhnte er. „Martin, — wo habt Ihr den Vogel her, Martin — es ist ein — richtiger Weingeh — ein Staatsvogel — wie's keinen weiter giebt — sagt — wo ist er her — ich muß auch einen haben — oder ich sterb'."

„Nun," rief der Vogelsteller triumphirend aus und seine Figur wuchs um mehrere Zolle, „wie ist's denn, sind wir noch Bettelvolk, he? Oder ist Euer Reitzügche eine Putzscheer?"

„Martin, Ihr sollt recht haben. — Ihr sollt recht haben, nur sagt — wo ist der Weingeh her?"

„Was soll's Ihnen denn nützen, wenn ich's auch sag'; davon kriegt Ihr doch keinen."

„Es thut nichts, sagt's nur, ich krieg' schon einen."

„Wenn ich das wüßt', sagt' ich's erst recht nicht, denn wie Ihr mich und meine Leut' vorhin geschmäht und geschimpfiert habt, so behandelt man keine Zigeunerwaar'."

„Ach, Martinche, bestes Martinche," jammerte der kleine Mann mit matter Stimme, „nehmt doch nicht gleich Alles so übel, Ihr wißt ja, ich bin seelengut und meine gar nichts bös. Seid also doch vernünftig und gebt mir Bescheid."

„Ja sehen Sie, Herr Engelmann," begann der bei der Anerkennung des Werthes von seinem Vogel ganz freundlich und zuthulich gewordene Martin, „sehen Sie, mit dem Weingeh hat es seine eigne Bewandtniß. Ein guter Freund zu mir hat mir verrathen, wo der Pracht=Vogel stand, nämlich auf dem Harz, weit, weit in Jeropa oder wie's heißt, drin und mir das Fleckche ganz genau beschrieben. Ich pack' also gleich meine sieben Viertel Tuch zusammen und mach' mich auf, marschier' Tag und Nacht und komm' auch richtig an den bezeichneten Ort. Wie groß meine Freud' war, als ich den Weingeh wirklich schlagen hör', können Sie sich denken, Herr Engelmann. Eins, zwei, drei hatt' ich ihn aber auch gestochen und nun gings marsch heim. Es hätt' Noth gethan, das kleine Rackerche hätt' schon unterwegs auf meinem Buckel geschlagen, denn ich war kaum zu Hauf' und das Tageslicht schien zum Fenster 'rein, als er auch schon sein Schnäbelche aufthat. Wie? das haben Sie selber gehört."

„Martin, reist noch einmal auf den Harz und stecht mir auch einen solchen Vogel und ich geb' Euch, was Ihr verlangt,

aber heut' noch, nein gleich, gleich," rief der Kaufmann vollständig im Fieber.

„Herr Engelmann, was soll das Alles nützen? So einen Vogel, wie mein Weingeh ist, giebt's nicht mehr. Mein Freund hat den ganzen Harz durchstreift, aber nicht die Spur mehr von einem ähnlichen gefunden. Mir ist's grad' so gegangen und ich bin doch auch acht Tag dort gewesen, überhaupt, wo sollen denn die Weingeh's auch im Freien herkommen? Meiner ist wahrhaftig in Gott eine Ausnahme."

Diese Worte trieben dem erschütterten Männchen helle Thränen in die Augen. Er, der sonst seine Brust so trug, daß man alle Augenblicke befürchtete, er werde das Brustbein auf offener Straße brechen, hockte jetzt auf dem hölzernen Stuhle als wie ein Affe auf dem Pudel. Sein Haupt fiel auf die Brust, die Arme hingen ihm schlaff herab, die dürren Beinchen, welche den Fußboden nicht ganz berührten, zitterten wie ein Paar Uhrenpendel. Mit einem Blicke, welcher Steine erweicht und mit einem flehenden Tone, dem selbst ein Dschingischan nicht widerstanden hätte, bat er:

„Martinche, laß mir den Vogel ab, Du kannst dafür verlangen, was Du willst."

„Herr Engelmann, machen Sie doch keine Späßche, Sie wissen so gut als wie ich, daß so ein Vogel gar nicht feil ist. Da müßt ein ganz anderer kommen, als wie Sie und wer weiß, ob der den Vogel bezahlen könnt'."

„Aber so verlangt doch nur, Martinche, bietet doch nur an, die Sach' macht sich hernach meiner Seel schon."

„Nein, Herr Engelmann, sie macht sich nicht, ein für allemal nicht und zwar deßwegen nicht, weil ich ihn nun und nimmermehr hergeb', den Weingeh, verstanden."

„Ihr thut ihn doch her, Martinche, wenn ich schön d'rauf biet', ich weiß es schon, Ihr habt mich zu lieb dazu."

„Da kommen Sie gut an, Herr Engelmann, Sie glauben am End' noch, die armen Leut' hätten Verbindlichkeiten gegen

Sie, weil Sie sie das liebe Jahr schimpfen und knöchen, weil Sie ihnen alle Samstag am Lohn abzwacken und zwingen, einen Theil des Geldes in ihren Waaren zu nehmen und weil sie jeden gleich verklagen, wenn er die fälligen Zinsen eine Stund' später bringt! Ach, Herr Engelmann, wie sind Sie schief gewickelt. Meinen Weingeh geb' ich nicht weg, geschäh's aber, so wären Sie gewiß der Allerletzt, der ihn kriegt und sollt' ich ihn fortschenken müssen."

Letztere, in derber Weise gegebene Worte erstickten jeden Hoffnungsfunken in der Brust des Kaufmanns, er wollte sich eben gebrochenen Herzens erheben, als der Weingeh ihn durch abermaliges Schlagen dergestalt bezauberte, daß er den Gebrauch sämmtlicher Gliedmaßen verlor, er vermochte nur zu lauschen und blos zu lauschen. Es schien, als ob es der Vogel darauf abgesehen habe, durch ein ununterbrochenes Schlagen den armen Händler gleichzeitig in den höchsten Taumel des Entzückens zu versetzen, ihn aber auch zum elendesten Menschen zu machen, Während das Ohr des Vogelstellers den Gesang des Weingeh wahrhaft verschlang, ruhte sein Auge mit dem Glanze einer Klapperschlange, welche das harmlose Kaninchen bethört und dem Untergange in die Arme zieht, auf dem zerschmetterten Engelmann, der im Augenblicke einen wahrhaft schrecklichen Anblick bot.

Als der Weingeh endlich schloß, sprang er auf, als ob ihn eine Feder in die Höhe geschnellt und eilte wie ein Besessener davon, Hut und Stock im Hause Martin's zurücklassend.

Zu Hause angekommen, warf er sich auf das Sopha seines hübsch ausmöblirten Wohnzimmers, drückte das Antlitz in die weichen Kissen und vergoß heiße Thränen. Endlich stand er etwas beruhigt auf und sprach vor sich hin:

„Es geht doch, es muß geh'n, ich hab' die Hypothek von zweihundert Thalern auf dem Martin sein Häusche, die lösch' ich, wenn er mir den Vogel giebt. Wo nicht, so laß' ich die Hütte mir nichts Dir nichts verkaufen, den Lümmel will ich schon zahm machen oder ich heiß' nicht Engelmann."

Diese hoffnungsreiche Aussicht verlieh ihm die verlorene Ruhe wieder, aber gar nicht lange. Sein Doppelschläger, der berühmte Reitzug, erhob seine Stimme zum schönsten Schlag, aber gerade nicht zu seinem Vortheile. Die meisterhaften Töne, welche der Brust des kleinen Sängers entquollen und den Kaufmann bis lang berauscht hatten, versetzten ihn in einen wahren Wuthzustand. Er ergriff einen Stecken und schlug dermaßen auf den Drahtbauer los, daß das Vögelchen ängstlich darin herumflatterte und schrie mit einer furchtbaren Stimme dazu:

„Hältst Du Dein Maul auf der Stell' verfluchter Schreibalg! Wenn Du weiter nichts kannst, elender Vogel, so schweig' lieber gar. Der Martin hat recht, Du bist eine erbärmliche, niederträchtige Putzscheer. He, warum bist Du kein Weingeh, he, sag' einmal! Weißt Du, was Du bist? Ein Faullenzer, ein Tagdieb, ich will Dich aber schon noch kuranzen, bis Du anders singst."

Wären die Drahtgitter des Vogelbauers nicht sehr stark gewesen, der aufgebrachte Kaufmann hätte sie entzwei und das arme Vögelchen todt geschmissen. So hatte er ihn nur mit großen Lücken und Beulen versehen, so daß der schöne Käfig ganz verschändet war.

Er trug noch seinen Schreckensstab in der Hand, als sich die Thüre öffnete, ohne daß Jemand angepocht hatte, und eine possierliche Erscheinung eintrat, aus welcher man anfänglich nicht recht klug werden konnte. Sie mochte ungefähr handbreit über Tischhoch sein und trug statt des Kopfes einen großen, auf beide Achseln aufsitzenden Hut und in der Hand einen Stock. Trotzdem das außerdem gerade nicht sehr hübsch ausgestattete Kind — denn ein solches war es offenbar — das Aermchen in einem sehr stumpfen Winkel von der Erde aus ausgestreckt hatte, so konnte es den Griff des Stockes doch nicht erfassen, weil, wie man sich im gewöhnlichen Volkston ausdrückt, die Natur zu kurz war. Nach kurzem Betrachten, besonders aber als der Kleine den Kopf zurückbeugte wodurch das Gesicht des Martinsfritzchens

zum Vorschein kam, erkannte der Kaufmann seinen Hut und Stock. Nun mochte ihm der Kopf Fritzchen's aber nicht als der passendste Aufbewahrungsort seines Hutes erscheinen, denn er riß ihn dergestalt herunter, daß der Kleine fast in das Zimmer fiel und schrie dazu:

„Bucker, wer giebt Dir meinen Hut, ich will Dich lehren meinen Hut auf Deinen Schweinekopf zu setzen und was! Mein gutes spanisches Rohr in Deinen schmierigen Krallen! Kerl, ich schmeiß' Dir gleich ein Aug' 'nein."

„Herr Engelmann," rief das ängstliche Fritzchen und verzog sein allerdings etwas schmutziges Gesicht in eine weinerliche Fratze, „ich kann ja nichts dafür, daß ich das Zeug mußt' hertragen. Meine Mutter hat mir's gegeben und weil ich die Thür mit einer Hand nicht aufmachen konnt', hab' ich den Hut halt aufgesetzt. Hernach konnt' ich ihn nicht wieder 'runter bringen das garstige Ding. Mein Lebtag setz' ich keinen wieder auf."

Die Angst des Kleinen vor etwaigen Schlägen, die ihm, trotzdem sie ihm etwas sehr Alltägliches sein mußten, durchaus nicht zu behagen schienen, sowie die große Entrüstung, welche sich in allen seinen Mienen gegen die Kopfbedeckung des Kaufmanns aussprach, belustigten letzteren einigermaßen, zum Wenigsten trugen sie das Hauptsächlichste dazu bei, seinen Grimm zu unterdrücken. In Anbetracht dessen und weil er sich mit Martins des Weingeh's halber wieder in's Vernehmen setzen mußte, gab er seinen barschen Ton auf, beruhigte die Angst des Kleinen und fragte ihn, wie er zu Hut und Stock gekommen sei.

„Meine Mutter hat mir alles Beides gegeben und gesagt, ich sollt's zum kleinen Engelmann tragen —"

„Wie hat sie gesagt? Kleiner Engelmann! Der Teufel soll ihr das Licht halten," unterbrach ihn der Kaufmann unwillig.

Fritzchen, welcher das Vergehen seiner Mutter ausbaden zu müssen glaubte, war nicht lange um eine Lüge verlegen.

„Nein," sprach er mit frecher Stirne, „so hat sie nicht gesagt,

sondern: „Da hast Du den Stecken und den Hut, Kleiner, trag's zum Herrn Engelmann, er hätt's bei uns steh'n gelassen."

„Das wollt' ich der alten Schlachtel auch gerathen haben," versetzte der Kaufmann, durch die eigenmächtige Verbesserung des kleinen Lügners sichtlich zufrieden gestellt, „ist Dein Vater und Deine Mutter noch daheim, Junge?"

„Freilich, die Mutter kocht Sauerkraut und Kartoffelbrei. Ob wir Jungen Schweinefleisch dazu kriegen oder ein Stückche Wurst, weiß ich nicht, die Großen werden schon welches fressen und die brauchen doch nimmer zu wachsen," versetzte der Kleine mit sichtlichem Unwillen, „und der Vater thut weiter nichts, als daß er seinen neuen Finken zuhört, es ist ein Weingeh. Er hat ihn auf dem Harz gefangen, da giebt's Menschenfresser und Vogelstrauß. Er hat auch einen Gensd'arm erwischt, aber tüchtig angeführt, der kommt gewiß nicht wieder."

„Halt Dein los' Maul, Dickkopf, und geh' nach Haus und nimm einen Strohwisch. Damit scheuerst Du Dir Dein Affengesicht ab, wenn Dein Vater keine Kartoffeln darauf bauen will."

„Nein, das will er nicht, er hat wenigstens noch nichts davon gesagt," bemerkte der Kleine treuherzig.

„Nun, gekonnt hätt' er's. Sag' einmal Deinen Eltern, Bürschche, sie sollten einmal auf einen Sprung zu mir kommen, ich müßt' 'was gar Wichtiges mit ihnen reden."

„Sollen sie gleich kommen? Hernach muß das Grethche kochen."

Der Name „Grethche" trieb dem Kaufmanne das Blut eiligst zum Herzen, allein der Gedanke an den Weingeh und die Hoffnung, dereinst noch sein Besitzer zu werden, neutralisirten seine Erregung jedoch schnell wieder.

„Freilich sollen sie gleich kommen, Euer schlecht' Kraut wird nicht gleich anbrennen. Uebrigens könnt Ihr auch angebranntes fressen, Euern Schweinemägen wird es nichts thun."

„So?" sprach der Kleine unwillig, „das Bische Kraut und ein Stückche Schweinefleisch haben wir vom Förster gekriegt.

Das ist das Ganze, was uns der Lump für einen ganzen Haufen Vögel gegeben hat, wo jeder noch einmal so viel werth ist. Und nun sollen wir's auch noch anbrennen lassen, es schmeckt so so gut und kommt das Jahr blos einmal an uns Kleine. Freilich können wir da nicht groß werden, sondern bleiben immer Zwerge."

„Tüchtig auswammsen soll Dich Dein Vater, Freßsack, da wird man groß davon, weißt Du das noch nicht?"

„Wenn das wahr wär', da könnt' ich so groß sein als wie der Kirchthurm!" entgegnete der Kleine bitter, „aber ich werd' immer nicht größer davon."

„Das thut nichts," lachte der Kaufmann, „später kommt's schon noch. Nichts befördert das Wachsthum mehr, als eine tüchtige Tracht Prügel."

„Da müssen Sie auch Ihr Lebtag wenig genug gekriegt haben," meinte der Kleine naiv, „sonst wären Sie auch größer."

„Unverschämter Bengel," donnerte der Kaufmann, „wenn Du auch noch so viel Hiebe gekriegt hast, sind's ihrer lang' noch nicht genug! Jetzt marsch heim, ruf' Deine Leut'. Nun, was bleibst Du denn stehen und hältst Maulaffen feil!"

„Bekomm' ich kein Trinkgeld, Herr Engelmann?"

„Nun betracht' mir eins den Taugenichts, ist noch keine drei Käse hoch und will schon saufen!"

„Nein, das will ich wahrlich nicht, Herr Engelmann, ich meint' nur so ein paar Nüßche oder ein Chokoladetäfelche."

„Kopfnüsse kannst Du kriegen, so viel Du willst."

„Ach, Herr Engelmann, schenken Sie mir ein Mandel Nüß' oder eine Stückche Chokolade."

Der Kaufmann lachte ob dieser Begierde, ließ den Kleinen folgen und begab sich in den Kaufladen. Hier nahm er eine Hand voll Nüsse, wobei er sich, um eine tüchtige Faust zu machen, seine kurzen dicken Finger gerade nicht ausrenkte, schüttete sie dem laut dankenden Kleinen in das vorgehaltene Kleidchen und schärfte ihm nochmals ein, seine Eltern sofort zu schicken. Dies

heilig und theuer versprechend, ging er. Auf der Straße zählte und untersuchte das Fritzchen die Nüsse.

„Neunzehn," sprach er laut vor sich hin, „und drei wurmstichige dabei. Der Engelmann ist doch der betrogenste Kerl im ganzen Land. Ich möchte sie ihm alle an den Kopf werfen. Wenn ich nur lieber ein Chokoladentäfelche genommen hätt'."

Sehr unwirsch betrat der kleine Nimmersatt das Haus seiner Eltern und setzte sie von dem Willen Engelmann's in Kenntniß.

Der Vater, welcher annahm, die Sache mit dem Weingeh sei abgethan, vermuthete, daß das Gespräch wohl das Verhältniß seiner Tochter zum Sohne des Kaufmanns betreffen werde und war deßhalb ziemlich froh, seine Ehehälfte zur Unterstützung bei sich zu haben, weil er sich nie in die Liebessachen seiner Kinder gemischt und darin auch so unschuldig war, daß er erst vor einigen Tagen, wie wir wissen, die Liebe Grethchen's erfahren hatte. Den Schatz Christian's kannte er nicht, wußte auch nicht einmal ob derselbe wirklich einen habe.

Im Hause Engelmann's angekommen, trug dieser eine übergroße Höflichkeit zur Schau. Die beiden Gatten mußten sich auf sein Bitten, oder, um deutlicher zu sein, auf seinen gemessenen Befehl auf das Kanapee niederlassen, doch thaten sie dies in so schüchterner Weise, daß sie sich kaum auf den Rand desselben setzten.

Nachdem sich der Gestrenge einige Male geräuspert hatte und mit großen Schritten im Zimmer auf und abgegangen war, hob er zu den beiden Martins gewendet an:

„Ihr Leut' wißt, daß ich die erste Hypothek mit zweihundert Thalern auf Euer Hüttche hab', nicht wahr?"

„Ja," versetzte Martin etwas unsicher, „was soll's damit?"

„Nun, die will ich hiermit kündigen."

Ein sichtlicher Schreck malte sich bei diesen Worten auf die Wangen der beiden Eheleute. Die Frau faßte sich zuerst und sprach im flehenden Tone:

„Aber Herr Engelmann, Sie stürzen uns in das größte Elend. Haben wir die Zinsen nicht immer auf die Stund' bezahlt, warum wollen Sie denn nun Knall und Fall das Capital zurückziehen, wo sollen wir es denn zu der jetzigen Zeit hernehmen?"

„Das ist mir einerlei," versetzte der kleine Herr achselzuckend, „ein Vierteljahr Kündigungszeit, das ist mehr als lang' genug."

„Wenn wir es nun doch nicht aufbringen," stellte Martin die schüchterne Frage.

„So wird das Haus unbarmherzig verkauft."

„Herr Engelmann, machen Sie uns doch nicht unglücklich. Für Sie sind die paar hundert Thaler ein Lumpengeld, für uns beinah' aber ein unerschwingliche Summe," jammerte das Weib. „Herr Engelmann, Sie sind ja des Geldes jetzt wahrlich nicht bedürftig."

„Das weiß ich, Euch geht es jedoch nichts an. Kurzum es ist Euch gekündigt, Ihr schafft das Geld und es ist gut, oder Ihr schafft es nicht und das Haus wird verkauft."

Der Frau des Vogelstellers rannen dicke Zähren über das Gesicht. Sie schaute schmerzvoll auf und sprach:

„Herr Engelmann, giebt es denn gar kein Mittel, müssen wir wahrlich das Geld schaffen oder aus dem Haus?"

„Hm," murmelte der Kaufmann und blickte heuchlerisch gegen die Decke, als sinne er über einen Ausweg nach, „hm, es gäbe schon einen und er liegt noch dazu in Eurer Hand?"

„Wenn es bei uns steht," rief die Frau lebhaft, „so sind wir gerettet, wir geh'n auf Alles ein."

„Ja, Ihr wohl, aber Euer Mann nicht, Martine."

„Mein Mann auch, nicht wahr, Martin?"

„Nun," antwortete dieser, den der Instinkt mißtrauisch machte, „wissen muß man doch erst, was es anbetrifft."

„Ich will's nur kurz machen," sprach Engelmann: „verkauft mir Euren Weingeh — ich bezahl' ihn gut — und ich laß die Hypothek d'rauf, so lang' als Ihr wollt."

„Das ist schön und edel von Ihnen, Herr Engelmann," schluchzte die dankbare Frau, „ich hab' mir's gleich gedacht, daß Sie gegen arme Leut' wie wir sind, nicht garstig und undankbar sein könnten, ein so guter Mann. Martin, bedank' Dich doch beim Herrn Engelmann!"

„Ja," versetzte der Angeredete gedehnt, während des Kaufmanns Augen in begehrlichem Feuer glitzerten und die schweißfeuchten Hände sich krampfhaft zusammenzogen, so daß die Nägel in das Fleisch eindrangen, „ja, ich weiß nicht, da muß der Herr Engelmann schon was Anderes suchen, aber den Weingeh, den geb' ich nun und nimmermehr fort."

Der entschiedene Ton, mit welchen Martin diese Worte sprach, gefielen weder seiner Frau, noch dem Händler.

„Martin," sprach letzterer. „Ihr habt die Wahl, entweder das Haus oder den Weingeh."

„Herr Engelmann, Sie werden doch einen armen, alten Mann nicht um sein Liebstes bringen wollen! Verlangen Sie außerdem, was Sie wollen, es soll Ihnen nicht versagt werden."

„Das Haus oder den Weingeh."

„Dann soll lieber das Haus zum Teufel geh'n, den Vogel aber behalt' ich."

„Ach Martin, lieber Mann, denk' doch an Deine Kinder, an Deine Frau, denk' an Dich! Was wollen wir denn machen, wenn wir kein Haus mehr haben?" ächzte das Weib des Vogelstellers.

„Wir ziehen zu Miethe in ein anderes," versetzte dieser gleichgültig, „den Weingeh aber kriegt Niemand."

„Gut, also das Haus," sprach der Kaufmann anscheinend ruhig, obschon es in seinem Inneren heftig tobte und er den Vogelsteller hätte zerreißen können.

„Mann, willst Du mich denn zur Verzweiflung bringen? Wenn ich aus dem Häusche muß, werd' ich wahnsinnig. Du mußt das Haus retten," schrie das Weib, „es ist mein, mir

gehört's von meiner seligen Mutter her und Du darfst's nicht leichtsinnig aufopfern, hörst Du?"

„Ja wohl," unterstützte sie der Händler; „Ihr müßt Euch fügen Martin. Ich geb' Euch acht Car'lin für den Weingeh und mit dem Hüttche lassen wir es beim Alten, Eure Frau hat recht, es darf nicht verkauft werden."

„Ich will es ja nicht verkaufen, Herr Engelmann, sondern Sie," antwortete der Vogelsteller trocken.

„Nein, Du bringst uns drum," jammerte sein Weib Luise.

„Ich geb' neun Car'lin."

„Nichts da, der Weingeh kommt nimmermehr aus meinen Händen."

„Ach, Du lieber Gott im Himmel, erbarme Dich, Martin, erbarm' Dich."

„Ich biet' zehn Car'lin, zehn sag' ich."

„Martin, hörst Du! zehn Car'lin."

„Es ist Alles umsonst, der Vogel ist und bleibt mein."

„Martin, so laßt mich wenigstens einen Jungen an ihm lernen, das kann Euch doch egal sein und ich zahl' grad' so viel," begann Engelmann wieder, dessen Verstand der Gierde nach dem Vogel mehr und mehr wich.

„Wissen Sie, Herr Engelmann, was Sie mir gesagt haben, als ich einen Finken zu Ihnen Ihrem Reitzug thun wollte! Sie hätten den Vogel allein für sich und kein Anderer dürfte so einen haben. Sehen Sie, ich halt's grad' so. Sie kriegen weder den Weingeh, noch dürfen sie einen andern Finken bei ihm lernen, so wahr ich Martin heiß'."

„Nun, wenn alle Strick' reißen, Martin," rief der Kaufmann, fieberhaft erhitzt, die Begierde hatte ihm die Besinnung geraubt, „wenn alle Strick' reißen, so lösch' ich die ganze Hypothek, aber der Weingeh ist mein."

Der Vogelsteller schüttelte traurig das Haupt, der Vogel war ihm wirklich nicht feil.

Aber nicht nur sein Weib, sondern auch Engelmann fielen

ihm jetzt zu Füßen und flehten und baten und weinten, aber vergebens. Der Vogelsteller weinte zwar auch mit, schnitt aber den Beiden jegliche Hoffnung auf die Weggabe des Finken ab. Zuletzt riß er sich mit Aufbietung aller seiner Kräfte los und stürmte aus dem Hause, ähnlich wie der Kaufmann aus dem seinigen.

Traurig schlich sich seine Frau einige Minuten später nach.

Der Kaufmann Engelmann war nach dem stattgehabten Auftritte gänzlich erschöpft und konnte sich kaum allein zu Bette legen, welches er mehrere Tage hüten mußte.

Im Zimmer des Vogelstellers befand sich eine große Anzahl Personen. Es waren lauter Finkenliebhaber, welche die blitzesähnlich sich verbreitende Nachricht von der Ankunft des Weingeh versammelt hatte. Der Wirth Zobel, seine Frau Elise, der Förster Stotz, der Bäcker Sturm und selbst der Gevatter König befanden sich darunter und lauschten mit eingestelltem Odem auf die Wunderklänge, welche gar nicht lange auf sich warten ließen und die Besucher in Verwunderung und Entzücken versetzten.

Als der Martin eintrat, zog der Förster Stotz ein ledernes Beutelchen und rief prahlend aus.

„Martin, für den Vogel lege ich Euch gleich einen harten Thaler auf den Tisch."

Ein sehr verächtliches Achselzucken Martin's und ein pöbelhaftes Hohngeschrei der Uebrigen gab dem Förster zu verstehen, wie sein Vorschlag aufgenommen werde. Er steckte daher sein Geld etwas beschämt wieder ein.

„Bezahl' erst die vorigen Vögel," quickste das Fritzchen unter dem lauten Gelächter der Versammelten. Herr Stotz schien jedoch heute an Schwerhörigkeit zu leiden. Martin's Frau betrat das Zimmer gar nicht, als sie die vielen Leute hörte, sondern schüttete dem Grethche in der Küche ihr Herz aus, wobei sie gemeinschaftlich weinten. Ihren Mann aber versetzten die ungemessenen, dem Finken gezollten Lobsprüche in

wahrhafte Begeisterung, daß er sogar seine traurige Lage vergaß und nicht auf die unausgesetzten Klagen seiner Frau und Tochter hörte.

Das Haus Martin's wurde die ersten Tage gar nicht leer, die Bewunderer wollten kein Ende nehmen. Gerade aber durch die ungemäßigten Lobeserhebungen wurde der Vogelsteller in seiner Halsstarrigkeit gesteift und es trat eine bedauerliche Spaltung in der Familie ein. Der männliche Theil war für das Behalten des Weingeh's, der weibliche, eifrigst durch den Gevatter König unterstützt, welcher die Beredtsamkeit eines Demosthenes entwickelte, drang darauf, durch den Verkauf des Finken den zerrütteten Haushalt wieder aufzurichten. Sie blieben aber in entschiedenem Nachtheile.

Von nun an herrschte unausgesetzter Unfriede im Hause, Zank und Schimpfreden nahmen kein Ende, der Vater fluchte, die Mutter schimpfte, das Grethchen weinte, der Christian, der in Eisenach gute Geschäfte gemacht, benutzte diesen Zwiespalt, um selbst auf den Vogelheerd zu gehen, die drei Buben schwänzten die Schule und stellten Sprenkel und Schlaggärnchen. Nur das kleine Tienchen ging einen Tag wie alle Tage zum Pathen und buk Eierkuchen mit ihm. Im Hause Engelmann's ging es schlecht und es war gar keine bessere Zeit abzusehen. Der Chef der Handlung lag im Bette und scherte sich den Teufel um Geschäfte, so daß, wäre die Haushälterin keine mitleidige Seele gewesen, der Reitzug sicherlich den Hungertod erlitten hätte. Wenn sie aber auch ein gutes Herz besaß, so mangelte ihr doch jede Geschäftskenntniß, kaum daß sie etwas im Laden auswiegen und verkaufen konnte.

Da lagen nun die Bücher und freuten sich einer ungetrübten Ruhe. Die verschiedenen Briefe lagen bei einander und die mit mehr Poststempeln versehenen schauten die aus der Nachbarschaft gekommenen sehr über die Achsel an. Gelesen wurden jedoch alle nicht, an eine pünktliche Beantwortung wurde natürlich gar nicht gedacht. Die Arbeiter lieferten ihre ver-

schiedenen Eisen-, Stahl- und Meerschaumarbeiten ab, von Geld besahen sie jedoch keine Spur, sondern mußten das Haus mürrisch verlassen, der Chef hörte die Anfragen der Haushälterin gar nicht an, sondern wies ihr jedesmal mit ungemeiner Heftigkeit die Thüre.

Nach ungefähr sechs Tagen verließ er, merklich zusammengefallen, zur großen Freude Katharinens das Bett, jedoch keineswegs, wie sie wünschte und hoffte, um seinen Geschäften nachzugehen, sondern er verfügte sich vielmehr in das Haus — des Vogelsteller Martin.

Ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich in die Werkstätte und sah mit sehnsüchtigem Auge zum Weingeh empor. So oft der Vogel schlug — und er setzte wenig aus — flog ein trübes, schmerzliches Lächeln über das sichtlich abmagernde Gesicht des kleinen Mannes, er faßte krampfhaft nach dem Herzen, als ginge daselbst etwas Heftiges vor sich und blickte mit dem Antlitze eines sterbenden Märtyrers auf den Vogelsteller. Der wußte wohl, was der Blick zu bedeuten habe, ebenso die ganze Familie und allen that der Kaufmann, welcher mit seiner Krankheit seine ganze frühere Heftigkeit und Brutalität verloren hatte, herzlich leid. Daß er den Weingeh erhielte, davon war jedoch keine Rede. Mittags ging Engelmann heim, Nachmittags erschien er wieder und dies nicht einen Tag, sondern jeden Tag. Der Gesang des Weingeh fing nach gerade an, der Firma Engelmann zu Ruhla sehr zu schaden.

Am wohlsten befand er sich, wenn der Martin in einem oder dem anderen Geschäfte abwesend war. Alsdann wurde er gesprächig, allein seine sämmtlichen Reden handelten blos von der Schönheit des Weingeh's wobei er eine Kenntniß der Finken und besonders ihres Schlages entwickelte, welche der Martin's nicht nachstand.

Wenn sich seine Augen ja einmal von dem Finken abwandten, so ruhten sie gewiß auf dem hübschen Grethchen, welches jedesmal über diese Aufmerksamkeit erröthete. Nie fand er

das Mädchen ohne Beschäftigung und jetzt, wo er mit minder vorurtheilsvollen Augen in den sich zwischen ihm und seinen Sohn gebildeten Zwiespalt blickte, gestand er sich nach und nach immer mehr, daß er die eigentliche Ursache des Mißverhältnisses in seiner Brust zu suchen habe. Er erkannte dieß um so mehr, als ihn seine früheren häßlichen Eigenschaften, seine Heftigkeit, sein hochtrabendes Wesen und seine eigensinnige Rechthaberei gänzlich verlassen hatten, ja man kann sogar sagen, es ermangelte ihm jegliche Willenskraft, der Weingeh war der magnetische Pol, der ihn anzog.

Eines Sonntag Morgens — die ganze Familie Martin's, mit Ausnahme des Grethchens, welches kochte, hatte sich in die Kirche begeben — trat er als ständiger Gast in das Zimmer und setzte sich, als er das Mädchen allein sah, nicht wie gewöhnlich in die Kammer zum kleinen Sänger, sondern auf einen Stuhl neben die darob Hocherröthende. Das verwirrte Grethchen wollte in seiner Angst aufstehen, allein der kleine Mann zog es sanft nieder und erfaßte eines seiner Hände.

„Grethche," sprach er mit bewegter Stimme, „warum reißt Du denn aus, bist Du mir denn so sehr gram?"

„Warum sollt' ich Ihnen denn gram sein, Herr Engelmann," entgegnete das Mädchen mit gesenktem Blick; „ich bin ja allen Menschen gut."

„Da hätt'st Du ja nicht aufzustehen gebraucht, Grethche, gesteh' nur, Du hast Dich vor mir gefürchtet, nicht wahr?"

„Nein, nein," stotterte das Kind verlegen, „ich wollt' blos einmal in der Küche nachseh'n, ob Alles in der Ordnung ist."

„Du, lüg' nicht," warnte der Kaufmann, „ich weiß, Du bist mir auffässig und blos deshalb, weil Dir mein Junge, der Emil, einen Floh in's Ohr gesetzt hat."

„Weiß' Gott nicht, der Emil ist Euch mit keinem Wörtche zu nah' getreten, er hat sogar immer bedauert, daß er sich nicht besser mit Ihnen vertragen könnt'."

„Guck' nur einmal ein Mensch an, wie das Mädche den

Jungen vertheidigt. Vorhin hast Du gesagt, Grethche, Du wär'st allen Menschen gut, da ist wohl auch der Emil darunter, nicht? Warum wirst Du denn auf einmal so feuerroth, ist's vielleicht nicht wahr?"

„Wenn ich alle Menschen gern hab', muß Ihr Herr Sohn freilich auch dabei sein," stammelte das verlegene Mädchen.

„So ist's nicht gemeint, Grethche, 'raus mit der Farb', bist Du dem Emil sein Schatz?"

Die Antwort wurde dem ob dieser Frage betroffenen Mädchen erspart. Die Thüre öffnete sich, Emil Engelmann erschien selber, höchlichst erstaunt, Vater und Geliebte beisammen zu finden.

Das Erscheinen des Sohnes machte auf den Vater einen wohlthuenden Eindruck, dahingegen der Sohn sich über die bei seinem Vater stattgefundenen Verheerungen wahrhaft entsetzte. Er hatte einen blühenden, vor Gesundheit strotzenden Mann verlassen und fand einen kränklichen, zusammengefallenen wieder. Seine erste und zwar herzlich gemeinte Frage galt dem Befinden des Vaters.

„Mir geht's schlecht, Emil," versetzte der Alte und reichte dem Sohne die Hand zur Versöhnung, „da frag' das Grethche. Beinah' wär' ich zur großen Armee abmarschirt."

„Warum hast Du's mir denn nicht sagen lassen, Vater, daß Du unpaß bist, ich wär' auf der Stelle gekommen. Und Du, Grethche, hast auch kein Wörtche von Dir hören lassen."

„Wußt' ich denn, wo Du warst'?" war die gleichzeitige Antwort der beiden Getadelten.

„Du wär'st also wirklich gekommen, Du hätt'st Deinen kranken Vater nicht allein gelassen?" sprach Herr Engelmann **senior** mehr vor sich hin, als zu seinem Sohne.

„Auf Ehr' und Seligkeit," betheuerte dieser, die Hand auf das Herz legend.

„So und doch hast Du mich verlassen und nach Amerika auswandern wollen!"

„Gewollt hab' ich nie, und gerne wäre ich gewiß nicht fortgereist. Guck', Vater, es kostet Dich nur ein Wort, so leben wir glücklich wie im Paradies beisammen. Seien wir freundlich mit einander und laß mich das Grethche freien. Sieh das Mädche nur einmal an, Vater, es gefällt Dir gewiß. Schön und brav ist es und wird gewiß eine gute Tochter."

Statt aller Antwort ließ der Alte seine Blicke lange auf dem hocherröthenden Grethchen ruhen, welche das Auge nicht vom Boden wegzuwenden vermochte. Endlich begann er mit freundlichem, ja man kann sogar sagen, zärtlichem Tone:

„Ist's wahr, Grethche, willst Du mein lieb' Töchterche sein?"

Das Mädchen war nicht im Stande, eine Antwort zu geben, sie hielt vor lauter Schaam die Hände vor das Gesicht, wobei ihm das Weinen näher anging als das Lachen.

Emil faßte es aber rasch um die Taille, zog es bis dicht zu seinem Vater und antwortete:

„Ja, Vater, es wird ein gutes Kind sein, ich verbürge Dir's, nun gieb uns aber auch Deinen Segen, so ist Alles zufrieden und glücklich."

„Nur gemach, Herr Baron, so schnell geht es nicht, da wollen doch die Martin's auch ein Wörtche mit reden, die sind gar stolz, seit dem sie einen Weingeh haben."

„Was, sie haben einen Weingeh?" fragte Emil erstaunt.

„Freilich, drin in der Kammer hängt er."

„Ich will Dir ihn zeigen," ergänzte das Mädchen.

„Ach, Schätzche, was seh' ich an einem Weingeh," sprach Emil mit etwas Geringschätzung.

„Du wirst auch noch anders werden," prophezeite der Vater und erzählte dem Sohne, welcher unterdessen zwischen ihm und dem Grethchen Platz genommen, alle Einzelheiten des verhängnißvollen Weingehfanges.

Erst das Wiedererscheinen der Familie Martin's unterbrach die Erzählung. Dem Vogelsteller und seiner Frau blieben bei

dem unverhofften Anblick, welcher sich ihnen darbot, Mund und Augen offen stehen, sie waren beide keines Wortes fähig, eben so wenig der Christian. Die übrigen Kinder hatten es nicht für nothwendig erachtet, heimzugehen, insoferne es noch geraume Zeit bis zum Mittagessen war, nämlich eine halbe Stunde, eine kleine Ewigkeit für hungrige Kinder und Martin's Kinder waren immer hungrig.

Damit der Familiencirkel aber nicht gar so gering sei, erschien der bucklige Gevatter König, welcher das freundliche Beisammensitzen des Herrn Engelmann bei seinem Sohne und dessen Schatz eben auch nicht alltäglich fand.

Der kleine Meerschaumschneider ahnte ein glückliches Familienereigniß und verfehlte nicht, den Kaufmann und seinen Sohn auf das Freundlichste zu grüßen. Nachdem man einige auf dem Dorfe gewöhnliche Redensarten gewechselt, das Wetter für die künftige Woche prophezeit und die heutige Predigt überaus gelobt, trotzdem die ganze Sippschaft in der Kirche geschlafen, nahm der alte Herr Engelmann das Wort, nachdem er sich herzhaft geräuspert.

„Ihr Leute," begann er, „weil wir einmal beisammen sind, so wollen wir auch eine uns alle nahe gehende Angelegenheit zur Sprache, respektive zum Abschluß bringen. Mein Junge, der Emil, hat Euer Grethche gern, Martin, und ich hab' alle Ursache anzunehmen, daß sich Euer Mädche auch in ihn verguckt hat, man kennt das ja schon — das Grethchen glühte wie eine Klatschrose und mußte etwas haben fallen lassen, weil ihre Augen so emsig auf dem Boden hafteten — ja, das kennt man schon. Und wenn ich im Anfange auch gegen eine derartige Heirath war, weil ich den Emil eigentlich nach Eisenach verehelichen wollt', so bin ich jetzt doch anderen Sinnes geworden. Wenn Ihr jungen Leutche einmal nicht von einander laßt, nun, so nehmt Euch in Gottes Namen —"

Bei dieser kaum gehofften Erlaubnißertheilung fiel Emil seinem Vater um den Hals und rief in seiner Herzensfreudigkeit:

„Ich wußt' es ja, ich hab' den besten Vater von der Welt, komm', Grethche, gieb ihm einen Kuß, aber einen rechtschaffenen."

Der Gevatter König und Frau Martin wischten sich bei diesem unvermutheten, glücklichen Familienereignisse die Thränen aus dem Auge, der Martin und sein Christian wußten aber nicht, ob sie oder der Kaufmann den Verstand verloren hatten. Das Grethchen jedoch, nicht blöde, drückte dem Schwiegervater in spe einen Kuß auf den Mund, um den ihn der Sohn beneidete.

„Nicht wahr, es hat Niemand Etwas gegen die Heirath einzuwenden?" fragte Herr Engelmann und schaute sich im Kreise um.

„Niemand, gar Niemand," klang es als Antwort.

„So hört denn auch meinen vollständigen Entschluß," fuhr der Händler fort, „ich ziehe mich vom Geschäft zurück und überlasse es den jungen Leuten. Nun thut und treibt was Ihr wollt, die Hypothek auf das Martinshaus könnt Ihr auch löschen."

Keines der Anwesenden traute seinen Ohren, solch' einen heroischen Entschluß hatte Niemand dem sonst so brutalen Manne zugetraut. Der Vogelsteller und seine Frau schüttelten ihm innigst bewegt die Hand, in ihren Physiognomien leuchtete unverkennbare Dankbarkeit.

Der Einzige, welcher der Sprache mächtig blieb, war der Meerschaumschneider. Er faßte den Kaufmann bei der Hand, schüttelte sie und sprach mit vor Bewegung zitternder Stimme:

„Herr Engelmann, vergelt's Ihnen Gott, was Sie heut' an einer armen Familie thun, wir können Ihnen blos unseren bestgemeinten Dank —"

„Ach was, halt' Euer Maul, König," unterbrach ihn der Händler lachend, „wie ich's gesagt, so bleibt's und wird's. Weil aber auf diese Weise jedes von Euch zu 'was gekommen ist, so will ich auch nicht leer ausgehen. Ihr habt jetzt Alles, was Ihr wollt, so muß ich nun auch den Weingeh kriegen."

Das Wort Weingeh klang wie ein schriller Ton in Aller

Ohren. Man gönnte dem Kaufmanne den Vogel allgemein, glaubte aber nicht, daß ihn der Martin so mir nichts Dir nichts ausliefern werde, und schaute deshalb mit ängstlichen Blicken auf den Vogelsteller, in dessen Händen das Wohl und Wehe der Familie jetzt lag.

Martin gefiel sich durchaus nicht in seiner Lage; die bangen Blicke der Umgebung sagten ihm zur Genüge, was man von ihm verlange, Dankbarkeit und Leidenschaft geriethen in Collission, aber er blieb stark.

Mit sehr leiser, zugleich aber sehr fester Stimme sprach er:

„Herr Engelmann, mein Weingeh ist das Einzige und Höchste, was ich mir auf der Welt gewünscht hab' d'rum geb' ich ihn auch nicht her, denn er ist mir an das Herz gewachsen."

„Wenn Ihr mir den Finken nicht gebt, Martin," erwiderte der Händler, bei welchem sein ursprüngliches cholerisches Temperament wieder die Oberhand zu gewinnen schien, „so giebt's auch keine Heirath, versteht Ihr mich?"

„Martin, mach' mir keine Dummheiten," versetzte die Frau mit einer sehr bezeichnenden Kopfbewegung.

„Vater, lieber Vater," flehte das Grethchen, „gieb doch den Vogel her."

„Ist Euch der Vogel mehr werth, als Eure Tochter, Martin!" tadelte Emil Engelmann dahingegen der kleine Meerschaumschneider schrie:

„Kerl, bist Du verrückt mit Deinem dummen Vogel? Der Himmel wird Dich der Sünd' neunundneunzig mal strafen, Du Narr!"

Alle diese gleichzeitig ausgestoßenen Drohungen und Bitten schlugen wohl an das Ohr Martin's, weiter ging ihr Weg aber nicht. Er schüttelte traurig das Haupt und sprach mit einem Tone, der seinen festen Willen zur Genüge dokumentirte:

„Der Vogel ist meine einzige Freud' hier auf der Welt, mein Mädche kann aber auch ohne den Herrn Engelmann glück-

lich werden. Ich behalt' den Weingeh, mag nun daraus werden, was da will!"

„So bleibt's halt beim Alten," schloß Herr Engelmann den Streit, „komm Emil, wir wollen gehen. Es thut mir in der Seel' leid, daß Du das Mädchen nicht bekommst, aber Du siehst, meine Schuld ist es nicht."

„Vater," versetzte dieser mit beweglichem Tone. „Du guter lieber Herzensvater, zeig', daß Du den Martin in Allem übertriffst, ich weiß, Du hast ein gutes, weiches Herz, Du bist der beste der Väter und opferst das Glück von zwei Menschen nicht einer bloßen Grille, zumal der eine der beiden Dein Dich über Alles liebender Sohn ist."

Der durch diese Rede sich sehr geschmeichelt fühlende Alte war unschlüssig, was zu beginnen sei. Er wollte wohl schon den Edeln vor den Anwesenden spielen, zu gleicher Zeit hätte er aber auch den Weingeh gerne gehabt. Etwas kleinlaut bemerkte er:

„Warum soll i ch denn gerade heute in Allem nachgeben und der Martin gar nicht, der hätt's doch eher auf dem Leib' als wie ich."

„Der Klügste giebt nach, lieber Vater, immer der Klügste. Ich bin überzeugt, daß schon aus diesem Grund' im vorliegenden Falle Du der nachgebende Theil bist. Nicht wahr, liebes, gutes Goldväterchen" — dabei schlug er seinen Arm um den Hals seines Vaters und drückte ihn an seine Brust, „nicht wahr, ich täusche mich nicht in Dir, Du giebst Deine Einwilligung zur Ehe und machst zwei Menschen froh und glücklich."

„So nimm das Grethche," sprach der Händler und blähte sich bei den vielfachen, übertriebenen Lobeserhebungen seines Sohnes auf wie ein Frosch, wobei er sich stolz ob der Anerkennung im Kreise umschaute, „nimm es, Emil, man soll nicht sagen, ich hätte meinem Sohn ein Hinderniß im Weg gelegt, um meiner Launen halber. So 'was läßt sich der alte Engelmann nun und nimmermehr nachsagen. Das Wohl meiner Familie geht mir Allem vor!"

Ein auf den Vogelsteller geworfener Jupitersblick, der an Majestät seines Gleichen suchte, ergänzte seine Worte. Wenn der Kaufmann glaubte, durch denselben den Vogelsteller zur Nachgiebigkeit zu bewegen, täuschte er sich gänzlich, Martin war froh, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein und hätte nöthigenfalls auch noch ein paar Ohrfeigen mit in den Kauf genommen.

Während sich die beiden Neuverlobten in die Arme fielen, glücklich, endlich das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben und König nebst Christian Martin dem stolzen Engelmann eifrigst ob seiner edlen Handlung Weihrauch streuten, ging die Frau des Vogelstellers gleichsam ohne Absicht in die Kammer und riegelte die Thüre rasch zu, natürlich ohne daß es Jemand bemerkte. Wie sich nun außen im Zimmer Alles bunt durch einander drehte und freute, tönte plötzlich ihre Stimme durch die Thüre:

„Martin, ich frag' Dich jetzt zum letzten Mal, willst Du dem Herrn Engelmann den Weingeh geben oder nicht?"

„Dumme Frau," entgegnete der Angeredete ärgerlich; „halt' Dein Maul, jetzt da die Sach' abgemacht ist. Der Herr Engelmann hat erklärt, er will ihn nicht."

„Ob ich ihn will!" versetzte der Kaufmann rasch, in dessen Inneren die Hoffnung frisch zu keimen begann, „freilich will ich ihn, wenn ich ihn kriegen kann."

Sowohl dem Brautpaare, als dem Meerschaumschneider und Christian war das Einmischen der Frau in die bereits abgethane Angelegenheit unangenehm, was ihre mürrischen Gesichter zur Genüge bekundeten.

„Martin, Du versprichst dem Herrn Engelmann den Vogel auf der Stell' oder —" sprach es aus der Kammer.

„Nun was oder?" fragte der ziemlich stutzig gewordene Mann, indem er auf die Kammerthüre zuschritt, sie jedoch verriegelt fand. „Weib, einfältiges, was hast Du vor! Mach' die Thür im Augenblick auf."

„Wenn Du den Weingeh nicht dem Herrn Engelmann schenkst, dreh' ich ihm auf der Stell' den Hals um," ließ sich seine Frau eindringlich vernehmen.

„Untersteh' Dich, Teufelsweib," schrie der sich verblassende Vogelsteller, der mit aller Gewalt an der Thüre zu schütteln begann, welche jedoch seinen Anstrengungen trotzte, „untersteh' Dich, ich bring' Dich um."

„Der Herr Engelmann hat an uns und unseren Kindern wie ein braver Wohlthäter gehandelt und den Lumpenvogel tausendmal verdient. Kriegen muß er ihn auch, oder es bekommt ihn Niemand. Jetzt zähl' ich bis drei, mein Entschluß steht fest. Schenkst Du den Finken in der Zeit nicht dem Herrn Kaufmann, so dreh' ich ihm den Hals herum."

„Weib, mach' auf, es ist Dein Tod!" schäumte der Vogelsteller.

„Liebe Frau, gute Frau Martin," kreischte der kleine Kaufmann, „wenn Ihr dem Vogel was zu Leid thut, giebt's ein Unglück. Nur dem armen Thierche nichts gethan, um Gottes Willen nicht, was kann denn das arme Vögelche dazu, ich will's ja lieber nicht haben, ich schwör's, wahrlich ich will's nicht haben, faßt's aber nur nicht an, faßt's nicht an. Meiner Seel', ich nehm's nicht," so jammerte der zitternde Engelmann. Martin aber knirschte mit den Zähnen, während die Uebrigen gespannt mit angehaltenem Odem dastanden.

Wieder tönte es aus der Kammer:

„Martin, ich habe den Finken in der Hand. So wahr ich selig werden will, ich dreh' ihm den Hals um, wenn Du ihn nicht dem Herrn Engelmann schenkst, bis ich drei zähle."

„Weib, es ist Dein Tod!"

„Eins!" rief sie mit fester Stimme.

Ein wahnsinniger, aber fruchtloser Angriff auf die Thüre war die Antwort des Vogelstellers, dahingegen der kleine Herr Engelmann mit gefalteten Händen zu beten schien.

„Zwei!"

Martin stieß den gellen Schrei eines in einem eisernen Käfig befindlichen Irren aus.

„Und —“

„So soll er ihn nehmen, verfluchte Frau! Nun könnt Ihr mit einander zum Teufel gehen!“ schrie der Vogelsteller mit ersterbender Stimme und stürzte zusammen wie ein Taschenmesser. Zugleich öffnete sich die Thüre und Frau Luise trat bleich, aber entschlossen heraus und überreichte dem Kaufmanne den Weingeh, welchen sie in der Hand hielt.

„Herr Engelmann,“ sprach sie, „nehmen sie den Vogel als ein klein' Zeichen unserer Dankbarkeit, das Uebrige muß halt der liebe Gott übernehmen.“

Dabei wischte sie sich eine Thräne aus dem Auge. Der kleine Kaufmann wartete die Rede der Frau Martin's nicht ab, sondern griff mit gieriger Hand nach dem Finken, that einen Freudenschrei, wie ihn der geübteste Kirmsenbursch' nicht reiner ausstößt und machte einen Tisch hohen Satz, alsdann sprang er wie ein Junge von sechs Jahren aus dem Zimmer.

Martin aber warf seiner Frau einen unendlich schmerzlichen Blick zu.

„Luise,“ sprach er dumpf, „Du hast mir das Herz gebrochen. Wenn ich dem Finken sein Leben mit meinem hätt' erhalten können, wie gern hätt' ich's gethan. Es ist aber gut so, wenn ich auch d'rauf geh', so lebt doch wenigstens das Vögelche noch.“

„Martin,“ sprach die Frau weich, „verzeih' mir, was ich gethan, ich hab's gut mit Dir und mit uns gemeint und Du wirst es auch noch einsehen. Komm, reich' mir die Hand zur Versöhnung.“

Der Vogelsteller schüttelte traurig das Haupt und barg es dann schluchzend in dem Bettpfühl. Herber hatte ihn noch nie ein Schlag getroffen. Gehen wir über diese auf der einen Seite freudvollen, auf der anderen leidvollen Tage hinweg und kehren wir in vier Wochen wieder einmal ein.

Es geht auf Mittag zu.

Der alte Herr Engelmann sitzt hochvergnügt in seinem Wohnzimmer im oberen Stocke auf dem Sopha und betrachtet den Weingeh durch ein kleines Perspektiv, damit ihm auch die geringste Bewegung nicht entgeht. Er sieht rüstig, frisch und heiter aus, gerade so wie wir ihn im Anfange der Erzählung beschrieben. Martin's Fritzchen spielt im Zimmer mit dem großen Rohrstocke und ergötzt den Kaufmann sehr durch seine Munterkeit und seinen ewigen Appetit.

Im Comptoir neben dem Laden ist Emil mit dem Lesen eines Briefes beschäftigt, doch scheint ihn die Lectüre nicht sehr zu erquicken, denn er ist verdrießlich und fährt sich manchmal ärgerlich durch die Haare.

Wenn man so indiscret wäre, über seine Schulter in den Brief zu schauen, so könnte man lesen, daß ihm ein Commis, mit dem er früher in einem Geschäfte gestanden, die willkommene Nachricht mitgetheilt, Herr Kaufmann Sandel in Karlshaven sei schleunigst nach Amerika abgereist, nachdem er banquerott gemacht.

Da Herr Sandel, wie wir wissen, trotz Emil's Einwendungen für einige hundert Thaler von Engelmann's Waaren bezogen, so ist der Aerger des jungen Mannes zu entschuldigen. Er geht flugs zum Vater in das obere Zimmer und theilt ihm die Neuigkeit mit, wobei er nicht unterließ, einen gelinden Tadel durchblicken zu lassen.

Was war aber die Antwort des vergnügten Männchens?

„Du hätt'st ja nichts zu schicken gebraucht, Emil, siehst Du, das hast Du nun davon. Laß mich in Zukunft mit solchen Sachen ungeschoren, Du weißt, ich kümmere mich nichts um Deine Geschäfte. Wenn das Grethche hernach kommt, soll's 'rauf, ich hab' heut' noch keine Patschhand bekommen."

Kopfschüttelnd das Auge gen Himmel gerichtet entfernte sich Emil wieder. Nun sollte er noch das Geschäft entrirt haben, von dem er so sehr abgerathen.

Es dauerte nicht lange, so erschien das hübsche Grethchen, frisch wie eine Mairose. Das Erste war was es that, als es in den Laden trat und Emil noch im Comptoir verweilte, daß es einen flüchtigen Blick in den ziemlich großen Ladenspiegel warf und das Auge wohlgefällig wieder davon abwand. Alsdann verschwand das Mädchen eilenden Schrittes im Comptoir. Was sich die beiden jungen Leute dort erzählt, wissen wir nicht, das Eine können wir jedoch versichern, weil wir es aus dem Munde des alten Engelmann haben, das Grethchen mit einem zuckersüßen Schelmengesichtchen bei ihm erschienen sei.

Zur selben Zeit klopften und hämmerten der alte Martin und sein Sohn in der Werkstätte. Der Vogelsteller sah aus wie ein Greis, sein Haar war grau, seine Haltung sehr gebeugt, seinen Mund umzog ein äußerst schmerzlicher, bitterer Zug. Er hatte den Verlust des Weingeh zu schwer empfunden und den Reitzug Engelmann's, den er von ihm bekommen, dem Förster Stotz unentgeldlich geschenkt. Es befand sich kein Vogel mehr im ganzen Hause, er arbeitete mit seinem Sohne nur auf der Profession, wobei sich seine Familie viel wohler fühlte.

„Wenn es nur erst Mittag wäre," murmelte er vor sich hin, „daß ich zum Engelmann gehen und meinen Vogel hören könnt'!"

Er nannte den Weingeh immer noch sein, wie wir sehen.

„Das wird gar nimmer lang dauern, Vater."

„Das ist eine schöne Wirthschaft, wenn man sein gutes Eigenthum bei anderen Leuten suchen muß," bemerkte der Alte bitter.

„Martin, was lamentirst Du schon wieder," hob die mit einem Stoße hölzerner Teller eintretende Frau an, welche auffallend besser aussah als früher, „ist Dein schlechter Vogel vielleicht mehr werth als das Glück unseres Grethchens oder hätt'st Du in Deinem Leben die Hypothek auf

unser Haus gelöscht und den Bernhard nach Eisenach in die Lehr' gebracht?"

Ein sehr tadelnder Blick begleitete ihre Worte.

Wir müssen nämlich voraus schicken, daß Bernhard nach seiner Confirmation nach Eisenach zu einem strengen Schuhmacher in die Lehre kommen sollte, der beauftragt war, ihm das Vogelstellen mit dem Knieriemen zu vertreiben. Das Lehrgeld bezahlte Engelmann **junior**. Als Martin seiner Frau nicht antworten konnte, senkte er den Kopf und arbeitete emsigst weiter, was jedenfalls das Beste war, was er in dem Falle thun konnte.

Seine Frau ging brummend zur Thüre hinaus und warf sie, ärgerlich ob der ewigen, unmännlichen Klagen ihres Gemahls in das Schloß, daß es dröhnte.

Solche Auftritte kamen fast täglich vor, dienten natürlich aber nicht dazu, das Familienglück zu fördern!

Eines Sonntag Morgens unter der Kirche kam Emil Engelmann athemlos zu Martin gestürzt und berief ihn schleunigst zu seinem Vater, indem der Weingeh gefährlich krank sei. Bei dieser Unglückspost machte sich ein jäher Schreck auf dem Antlitze Martin's geltend, in bloßen Hemdsärmeln stürzte er in das Kaufmannshaus, sein erster Blick galt dem Weingeh. Sofort erheiterte sich sein Gesicht wieder, allein Herr Engelmann warf mißtrauische Blicke bald auf den Doppelschläger, bald auf den weit und breit als Vogelarzt rühmlichst anerkannten Messerschmied.

„Martin," fragte er ängstlich, „ich bitt' Euch um tausend Gotteswillen, die Sache ist doch nicht gefährlich?"

„Ich dächt' gar," versetzte der Angeredete ruhig, „gucken Sie nur einmal, wie er den Unterleib immer senkt, als wollt' er die Losung lassen. Dem armen Vieh fehlt weiter nichts, als es ist verstopft. Wir wollen ihm aber gleich helfen. Ist keine Spinne da? Die muß er fressen, so wird's ihm zusehend's besser."

Eine Spinne war bald gefangen und dem Finken in den Vogelbauer geworfen. Der Weingeh schien instinktmäßig zu ahnen, daß ihm das Insekt helfe, er fiel mit großer Gier darüber her und schluckte sie hinunter.

„Meint Ihr, daß die Spinne was nutzt?“ fragte Engelmann ängstlich.

„Dem Vogel wird geholfen,“ entgegnete Martin zuversichtlich, „was er aber auch für ein Temperament hat, holt die Spinne fast aus den Händen 'raus. Bis jetzt hab' ich sie allen Patienten einpfropfen müssen. Wir wollen einmal ein Stündche zuseh'n, hernach wird's schon vorbei sein.“

„Daß Ihr mir aber hier bleibt, Martin, das erwart' ich, wir trinken derweil ein Fläschche Wein beisammen. Katharine! Schnell eine Bouteille Forster und zwei Gläser.“

Die beiden Finkennarren ließen sich auf das Sopha nieder und beobachteten den kleinen Patienten lautlos, hin und wieder ein Glas Wein leerend, nach welchem Geschäfte der Messerschmied sich jedes mal schmunzelnd mit verkehrter Hand über den Mund fuhr.

Allein das berühmte Remedium wollte sich dasmal nicht bewähren, der Weingeh fuhr unausgesetzt mit seinen Turnübungen fort. Martin schüttelte den Kopf, Engelmann aber rang die Hände, es standen ihm schwere Schweißtropfen auf der Stirne.

Nachdem auf diese Weise eine Stunde verstrichen war, begann der Doctor:

„Es hilft nichts, Herr Engelmann, das Thierche muß ein Klistier kriechen.“

„Thut, was Ihr für nöthig findet,“ stöhnte der Angeredete, „aber nur rettet mir meinen Finken.“

„So thun Sie einmal eine Stecknadel bei und ein Bische Leinöl.“

Der kleine, wieder ganz anständig dicke Mann lief schnell wie ein Wiesel davon oder vielmehr, damit die Parabel eine

bessere sei, wie eine gemästete Feldmaus, um seinen ganzen Stecknadelvorrath und eine Quantität Leinöl herbeizuschaffen, welch' letzteres gewiß auf Monate auslangte, um die Bedürfnisse von Ruhla zu decken.

Martin suchte eine gutköpfige, etwas über Zoll lange Nadel aus, fing alsdann den Vogel, tauchte die Nadel mit dem Kopfe in das Oel und schob sie alsdann mit großer Geschicklichkeit in den Mastdarm des Finken, welch' Verfahren er mehrmals wiederholte. Es war von augenblicklichem Erfolge, indem die Resultate desselben zur großen Freude Engelmanns auf dem Tische zu sehen waren.

„Martin, Ihr seid ein Tausendkerl," rief der glückliche Kaufmann, „nun will ich Euch auch was sagen, in vier Wochen machen unsere Kinder Hochzeit, Ihr aber geht hernach im Geschäft auf und ab, prüft die erhaltenen Eisen- und Stahlwaaren und sortirt. Wohnen könnt Ihr hier, denn Ihr müßt den ganzen Tag um mich sein. Der Christian bleibt mit den Uebrigen in Eurem Hause. Heut aber wollen wir fidel sein, geh her, alter Schneekönig, wir wollen Brüderschaft trinken!"

Die Arme gegenseitig verschlungen, vollzogen die beiden Männer den Fraternisirungsact, worauf sie sich herzhaft abküßten.

„Bruderherz," war Martin's erstes Wort, „so weit bin ich ganz zufrieden. Weißt Du was noch nothwendig ist, um mich ganz glücklich zu machen? Der Weingeh soll uns zusammen gehören."

„Wenn Du mir versprichst," entgegnete der mißtrauische Kaufmann, „daß er nicht aus meinen Zimmer 'raus soll, geh' ich vielleicht d'rauf ein. Wozu soll's aber nützen, davon schlägt der Vogel auch nicht besser und außerdem hörst Du ihn ja doch den ganzen Tag."

„Das schadet nichts," begann der unermüdliche Vogelsteller, „der Schlag gefällt mir aber hernach zehnmal besser,

wenn ich weiß, das Vögelche gehört mit mein. Bruderherz, laß Dich erweichen, thu's."

„Nun, meinthalben, Plaggeist, wenn nun Ruh' ist."

„Juchhu," schrie Martin und sprang von seinem Stuhle auf, wie besessen, „nun wollen wir herrlich und in Freuden leben. Engelmännche, Du bist doch ein ganzer Kerl, der was versteht."

Der alte Messerschmied hatte nicht Unrecht, wenn er vermuthete, es werde für seine Familie eine goldene Zeit tagen. In einigen Wochen wurden Herr Kaufmann Emil Engelmann und Jungfrau Margarethe Martin kirchlich verbunden und der feierliche Act durch eine glanzvolle Hochzeit, der auch Georg und Anna Martin beiwohnten, beschlossen, wobei es sehr hoch herging, alle Welt lustig und fidel war. Besonders heiß ging es zwischen dem bucklichen König und dem Förster Stotz her, die lose Schandreden und spitze Worte in Masse fallen ließen und zuletzt so sehr persönlich wurden, daß nur ihr sehr aufgeregter Zustand keine Beleidigung darin erblickte. Die übrige Gesellschaft ignorirte die Beiden und amüsirte sich auf die beste Weise.

Gleich nach der Hochzeit kam Bernhard Martin zu einem geschickten Schuhmacher in Eisenach, welcher ihn über alle Eigenschaften des Knieriemens gehörig aufklärte und einen geschickten Schuster aus ihm machte.

Zu der Zeit, als Adam zu seinem Schwager in die Lehre kam und anfänglich auch mehr Ohrfeigen als Rosinen zu kosten kriegte, führten Herr Engelmann senior und Herr Martin zusammen ein kleines zweijähriges Enkelchen an der Hand, die Freude der alten Frau Martin.

Fritzchen Martin hat sich, seitdem er den Umgang seiner älteren Brüder vermißte, gebessert und ist ein guter Schüler geworden, ebenso wächst unter den Augen des kleinen Pfeifenschneiders Tienchen zu einem recht braven Mädchen heran.

Christian Martin hat sich mit der Pfarrersmagd versprochen und wird das Haus seiner Eltern alsdann übernehmen, kurz Alles lebt lustig und zufrieden in Ruhla, am besten aber befindet sich der Stifter des ganzen Glückes, der Weingeh.

Schluß.

Druck von Oswald Kollmann in Rochlitz.